55.
Jahresbericht
der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden

Jahrgang 1925

Festgabe
zur Feier des 100jährigen Bestehens

der Historisch-Antiquarischen ehemals Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens

1826–1926

Sonderdruck der gleichzeitig
erscheinenden Buchausgabe

Johann Ulrich v. Salis-Seewis

1777—1817



Johann Ulrich v. Salis-Seewis
gem. v. C. Richter, Lith. v. Kühlenthal

Guido v. Salis-Seewis

Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren

Johann Ulrich v. Salis-Seewis
1777—1817

HRS

Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1926



Der Bothmar „auf dem Sand“
in Chur



Vorwort.

Standesherrliche Überlieferung, reine Religiosität und strengstes Pflichtbewußtsein dem Vaterlande gegenüber waren die Grundsätze, welche am Ende des aristokratischen achtzehnten Jahrhunderts selbst im armen Bündnerlande die Erziehung der Söhne maßgebend bestimmten. Wo ein solider, durch die Fürsorge zahlreicher Generationen mühsam erworbener Wohlstand seinen bescheidenen Glanz verbreitete, da wurde auch kein Opfer gescheut, den Söhnen des Hauses in Heimat und Fremde reiche Bildungsmöglichkeiten zu eröffnen. So begleiten wir denn den jüngsten Salis-Seewis vorerst auf diesen von der Überlieferung geheiligten Pfaden.

Aber von Westen her dräuen Stürme und schon schlägt die trübe Brandung über Frankreichs Grenzen, überall die Geister erregend und verwirrend; es sind Jahre seelischer und materieller Ungewißheit, innere und äußere Gewalten wirken zersetzend und zerstörend auf die Familie, leidenschaftlicher Parteigeist und der Neid ehrsüchtiger Emporkömmlinge drohen mit Exil, Deportation, Confisca; die lodernde Kriegsfackel macht manchen heimatlos. Und wie der nun zum Manne gereifte Salis-Seewis den von der Überlieferung vorgezeichneten Weg verschüttet findet, für den ihn seine Studien vorbereitet hatten, wie er in der Mannigfaltigkeit seiner natürlichen Anlagen neue Möglichkeiten zu entdecken wähnt — da erkürt das Schicksal ihn persönlich zum Opfer und trifft mit lähmender Gewalt seinen Körper; nunmehr scheint alles zerstört, scheint das Leben hoffnungslos vor dem Dreiundzwanzigjährigen zu liegen.

Mußte nicht Verzweiflung ihn niederwerfen, mußte sein Herz nicht von Bitterkeit und Groll erfüllt sein? Jetzt sehen wir erst, in dieser schwersten Prüfung, die liebenswürdigsten Anlagen seines Wesens zu voller Blüte gedeihen. Während er tastend den neuen Weg und in täglichem Ringen nach einer Ausdrucksmöglichkeit sucht, zwischen künstlerischer oder wissenschaftlicher Einstellung die Wahl zu treffen zögert, bietet er allen die erquickende Frische seiner vertieften und ungetrübten Heiterkeit. Hier blicken wir erfreut in ein behagliches Arbeitszimmer, ganz im Grünen jenseits der Plessur gelegen, und

folgen der angeregten Unterhaltung werktätiger Männer, die immer wieder sich im gastlichen Hause einfinden; und in vollem Leben ersteht vor uns das Chur der Mediationszeit.

Als endlich die äußeren Stürme sich gelegt haben, auch der suchende Geist seinen hienieden zu wandelnden Pfad gefunden hat und immer beharrlicher darauf fortschreitet, als bereits der Lorbeer des Forscherruhmes winkt und die noch jugendliche Stirn als Entgelt für herbes Leid zu zieren verspricht, da erlischt dieses vielversprechende Leben, noch ehe das vierte Jahrzehnt vollendet ist.

Bevor noch die irdischen Werke die Tore des Ruhmes glanzvoll und weit aufzusperren vermochten, hatten innere Reife und Ergebung die Seele der Vollendung entgegengeführt und öffneten ihr frühe schon die Pforte der Verklärung.

Inhaltsübersicht.



I. Teil.

Kindheit.

1777 – 1786.

Zu Beginn des Jahres 1777 lebte noch auf Seewis der 69jährige Bundslandamann Johann Gaudenz von Salis-Seewis, ein glänzender Redner und einflußreicher Politiker, der den Grund zu seiner feinen Bildung während seiner Studienzeit in Basel gelegt hatte. Schon sein Vater hatte lange studiert und war viel auf Reisen gewesen: in Angers, in Holland und in Paris; er ließ auch seinen zweiten Sohn Herkules Anton in jungen Jahren in Halle studieren – doch starb dieser 1728, erst 17jährig. Von den Kindern des Bundslandammanns Johann Gaudenz war Herkules, der älteste Sohn, in der glänzendsten militärischen Laufbahn durch den Tod ereilt worden; er starb 1774, erst 40 Jahre alt und bereits französischer Brigadekommandant! Bald darauf, im Februar 1777, wurde Johann Gaudenz mit seinem zweiten Sohne, Bundslandammann Johann Ulrich, in den französischen Grafenstand erhoben, starb aber wenige Monate später.

Graf Johann Ulrich hatte von seiner Gattin, Jakobea von Salis-Bothmar, schon drei Söhne und drei Töchter. Neben den vielen Geschäften und Reisen im Interesse der Verwaltung der väterlichen Güter – auf Seewis, in Flims, in Chur, in Meilen und Küsnacht am Zürichsee und in St. Margrethen – sowie der Güter seiner Gattin, – Bothmar, Ruchenberg und Brüggersches Haus in Malans, Häuser und Güter in Bergün und am Weißenstein – und neben seiner politischen Tätigkeit in vielerlei Landesämtern, widmete er sich mit Liebe und Sorgfalt der Erziehung seiner Kinder.

In der Nacht vom 28./29. Mai 1777[1] wurde ihm noch ein siebentes Kind geboren; es erhielt in der Taufe die Namen Johann Ulrich Dietegen.

„Frühe schon zeigte der von Körperbau und Gesundheit eher schwächliche Knabe schöne Geistesanlagen. Der Hauslehrer seiner ältern Geschwister, Professor Kahlert, faßte für ihn eine solche Zuneigung, daß er das höchstens

[1] Resp. 16. Mai nach altem Kalender.

4- oder 5jährige Kind freiwillig zu dem Gegenstand seiner pädagogischen Sorgfalt machte. Bald entwickelte sich das Talent des Knaben insbesondere für Sprachen und Musik und er brachte es in Kurzem zu einer für sein Alter mehr als gewöhnlichen Fertigkeit auf dem Klavier."[2]

1783 schreibt die Wochenschrift „der Sammler",[3] unter Beispielen guter Erziehung, über den damals 6jährigen Knaben: seine Überlegung, seine Art die Gedanken zu prüfen, die Deutlichkeit und die schnelle Verbindung seiner Begriffe, seine schon vielen Kenntnisse beweisen die Treue seiner Erziehung.

Wie andere Kinder mag auch er in diesem Alter seine ersten zeichnerischen Versuche gemacht haben; in viel späteren Jahren erzählt er selber anläßlich eines Aufenthaltes in Seewis: „In meines Vaters Schlafzimmer ist eine Zeichnung, die ich als Kind gemacht und gräßlich angenagelt habe. Meine Großmutter trinkt aus einer Tasse und Jakob hat die Tee-Kanne; über jedem Kopfe steht ein Vogel, Jakob ist ohne Beine. Der Name des Künstlers ist in Anfangsbuchstaben darauf." Und im gleichen Jahre 1804 erinnert er sich im Bothmar in Malans „des Mandelbäumchens, das ich als Knabe gepflanzt hatte und das neben der Gewächshaustüre stand".

Das Schloß in Seewis, ein stattlicher Bau mit zwei Türmchen und weiten Gewölben, patriarchalisch im kleinen Gebirgsdörfchen sich erhebend; mit weiter freier Aussicht in das Prättigau hinein und gegen die steilen Felswände des Scesaplanas; das Dorf Seewis, umgeben von hügeligen, immer höher ansteigenden, äußerst ausgedehnten Alpen, abwechslungsreich von reizvollen Baumgruppen bewachsen — die herrlichste Parkanlage der Natur. Die Bevölkerung zeichnete sich von jeher aus als eine der aufgewecktesten und schulfreundlichsten des Landes — „durch Genügsamkeit reich und groß durch die Strenge der Sitten".

Das Schloß Bothmar in Malans, ein idyllischer Landsitz über dem Dorfe, von den Vorfahren der Mutter Johann Ulrichs im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stattlicher erweitert und ausgebaut, mit reizvollen Springbrunnen, rundgeschnittenen Buchsbäumen und uralten Taxus-Bosketten; von den Fenstern aus einen herrlichen Ausblick gegen Süden gewährend, über das ganze Rheintal bis gegen Chur und auf den Dreibündenstein; hinter dem Schlosse, rasch ansteigend, der Bothmarberg, dazumal mit sorgfältig gepflegten Reben bebaut.

In Chur das Haus „auf dem Sand", ein reizvoller kleiner Bau vor der Stadt, jenseits der Plessur, alle Vorteile eines Landhauses mit

[2] Aus den 1817 von Joh. Gaudenz aufgezeichneten biographischen Notizen über seinen Bruder.

[3] 5. Jahrgang S. 209.

denjenigen der Stadtnähe vereinigend — dieses Haus, zuweilen auch „Bothmar" genannt, sollte in späteren Jahren das Heim des jüngsten Sprosses von Seewis werden.

Auf diesen drei anmutigen Besitzungen des Vaters verlebte Johann Ulrich die 9 ersten Lebensjahre, betreut von fürsorglichen Eltern und umgeben von liebevollen Geschwistern.

Lausanne und Elsaß.

1786—1791.

Als im Jahre 1786 Kahlert mit einem der älteren Brüder nach Lausanne reiste, entschlossen sich die Eltern, ihm auch ihren 9jährigen Jüngsten anzuvertrauen. Schon der älteste Sohn Johann Gaudenz, — dessen erste dichterische Blüten dieses Jahr im Göttinger Musenalmanach, im Hamburger Musenalmanach, im Schweizerischen Museum und anderorts erschienen waren, — hatte 8 Jahre zuvor mit seinem Hofmeister hier als 16jähriger Jüngling vierzehn Monate verweilt und ein recht frohes und gesellschaftlich bewegtes Leben geführt. Für den jungen Johann Ulrich wird die Stadt freilich ein anderes Gesicht gehabt haben: war für ihn doch noch lange nicht die Zeit gekommen, sich seine Sporen zu verdienen! Auch fiel der Aufenthalt der jüngeren Brüder etwas kürzer aus; denn da ihr Hofmeister von der dortigen Akademie nicht gerade eine hohe Meinung hatte und zudem der Bruder Gubert, dem Beispiel des Erstgeborenen folgend, nun auch als Gardeoffizier in französische Dienste treten sollte, verließen sie Lausanne schon im nächsten Jahre.

Kahlert, der sich in den 7 Jahren seines Wirkens die Liebe und Zuneigung von Jung und Alt erworben hatte, sollte seine pädagogische Aufgabe in der Familie damit beschließen, daß er seine beiden jüngsten Zöglinge noch ins Elsaß begleitete. Die kleine Reisegesellschaft verließ im Herbst 1787 Malans; an einem Novembertage traf sie bei Straßburg mit dem auf Urlaub in die Heimat fahrenden Johann Gaudenz zusammen; die Freude ob dieser unerwarteten Begegnung war allerseits groß. Von hier ging die Reise weiter, erst nach Frankenthal, wo Anna Paula in Pension kam, dann nach Buchsweiler; dort übergab Kahlert seinen 10jährigen Schüler der Pflege Professor Schweighausers und nahm von ihm bewegten Abschied. Er bewahrte ihm ein treues Andenken; noch zwei Dezennien später, als er Hofmeister der Prinzen Adolph und Alexander von Hohenlohe war, bezeugen seine Briefe aus Breslau, welches Interesse er stets seinem früheren Zögling ent-

gegenbrachte; Johann Ulrich seinerseits bewies ihm noch als Dreißigjähriger unverminderte Anhänglichkeit, indem er in seinen Briefen nicht nur seine alltäglichen Beschäftigungen mitteilte, sondern ihm auch Einblick in sein innerstes Leben gewährte.

In Buchsweiler waren es namentlich Schweighauser und Seibold, die den Unterricht leiteten. Neben den Schulstunden empfing der Knabe auch mancherlei neue Eindrücke, beispielsweise von seinen ersten Theaterbesuchen; mit etwas altkluger Selbstverständlichkeit schreibt der 11jährige Junge hierüber ganz kurz an seinen ältesten Bruder: „Es ist auch noch vor einiger Zeit eine Comödianten-Gesellschaft angekommen, welche ziemlich gut spielt; wir waren auch für einige Wochen darin abonniert.“

1789 besuchte Johann Gaudenz — auf der Reise nach Paris, wo ihm die Schrecken der Revolution bevorstanden — seinen jüngsten Bruder; er fand ihn als den Liebling des Hauses und „stark in der Musik“.

Der Ausbruch der Revolution ließ es Schweighauser wünschenswert erscheinen, mit seiner Familie und seinem Pensionat nach Straßburg überzusiedeln. Hier mögen dem jungen Schweizer bald die erschreckenden Berichte über die Vorgänge in Paris zugekommen sein; erleichtert atmete der bangende Bruder auf, als er erfuhr, daß Gubert bereits acht Tage vor dem Bastillen-Sturm Paris verlassen hatte und daß auch Johann Gaudenz verschont geblieben war und bald darauf eine größere Urlaubsreise nach Holland und Deutschland angetreten hatte. — Von Straßburger Erinnerungen ist uns so gut wie gar nichts erhalten geblieben, es sei denn ein „Auszug aus Gattners Abriß der Heraldik“, mit sorgfältig ausgeführten Federzeichnungen, — freilich erst aus dem Jahre 1792. Noch im November 1791 reiste der Bruder Johann Gaudenz wieder auf Urlaub über Straßburg[4] — er kam in Malans an das Sterbebett der Mutter. Am 16. Dezember verlor der 14jährige Johann Ulrich diese Mutter, die er wohl seit seinem elften Jahre nicht wiedergesehen hatte!

Stuttgart.

1792 – 1795.

Ende 1792 kam Johann Ulrich, 15 Jahre alt, mit den zwei Vettern Salis-Grüsch und Salis-Samaden nach Stuttgart zu einem Professor La Motte, um dort seine Studien zu beginnen. Der neue Lehrer schreibt

[4] Frey S. 104 — gibt Buchsweiler an (?).

über ihn: „sein Frohsinn ist stets ebenderselbe und ergießt sich nicht selten in satyrische, doch nicht beleidigende Angriffe seiner Kameraden, die alle ihn lieben; er hat von Natur das Talent des Wizes; aber sein Spott übertritt nie die Grenzen der Anständigkeit." Neben dem Unterricht übt er wieder fleißig am Klavier und erhält vom Vater auch die Erlaubnis, ein Fortepiano zu kaufen. Besonderes Vergnügen bereitet ihm das Baden in einem Nebenarm des Neckars, wo La Motte für seine Kostgänger ein Badhaus hat bauen lassen; schon im Februar ist er jeden Abend dort, nur an den Schauspieltagen nicht. Für seinen Schwager Salis-Marschlins will er ein sehr gutes Mikroskop besorgen und dem Bruder Gubert wird er gelegentlich das aus Urach erhaltene „Verzeichnis des Cabinets von ausgestopften Thieren und Vögeln" senden.

Sehr interessiert ihn auch die Ausgabe von seines ältesten Bruders Gedichten durch Matthisson, die ihm aber sehr unvollständig erscheint. Matthisson selber kommt im August 1793 den jüngsten Bruder seines Freundes besuchen — ohne nach La Motte zu fragen, was diesen sehr kränkt, da er „zu gerne seine Bekanntschaft gemacht hätte"! Aber nicht dies allein kränkt La Motte — noch enttäuschter ist er darüber, daß sich der sonst so musterhafte Jüngling von seinen Vettern eines Abends verleiten läßt, gegen strengsten Befehl, im Neckar zu baden — statt im Badehäuschen auf dem Nebenarm des Flusses! Da bei einem ähnlichen Anlasse ein anderer Zögling ertrunken war, ist La Motte entschlossen, keine Kostgänger mehr anzunehmen. Er machte dem Vater mehrere Vorschläge, so u. a. für die drei Salis einen Hofmeister zu nehmen, der mit ihnen nach Göttingen oder Jena reisen würde — aber er muß gestehen, daß Johann Ulrich, der weit größere Fähigkeiten als die beiden anderen habe, dabei zu kurz käme; oder aber der zur Malerei ohnehin sehr geneigte Salis-Seewis soll zu Hofmaler Heideloff kommen, bei dem er in den Freistunden viel lernen könnte; ferner schlägt er die Professoren Bardili, Ströhlin oder Kausler vor. Der Sohn selber äußert dem Vater gegenüber seine Vorliebe für Ströhlin.

Im November 1793 kommt er denn auch zu Professor Ströhlin und hat seine Lektionen teils zu Hause, teils in der Akademie. Auch Ströhlin berichtet über die sehr glücklichen Anlagen, die Ruhe und Überlegung seines Schülers und meint, er werde ein ausgezeichneter Musiker werden. Im Zeichenunterricht, den ihm bisher ein Kupferstecher erteilte, macht er bei einem neuen Lehrer weitere Fortschritte und freut sich des gütigen Urteils, welches der Vater über seine Arbeiten fällt.

Aber in diesen politisch so bewegten Zeiten war ein gleichmäßiges, fortlaufendes Studium unmöglich; schon im Januar 1794 wird ein Dekret publi-

ziert, daß die Akademie von Stuttgart auf den 10. April aufgehoben werden soll. Zwar werden einige Professoren noch bleiben und weiter Unterricht erteilen; im Hause Ströhlins sollen nach Ostern die Vorlesungen beginnen. Immerhin erkundigte sich dieser schon im Januar nach des Vaters Absichten für den Fall, daß die Franzosen den Rhein überschreiten sollten.[5] Die Nachrichten über die Vorgänge im eigenen Vaterlande beunruhigen den jungen Bündner sehr; er eilt daher den Vater um nähere Mitteilungen zu bitten. Lebhaft bedauert er den tragischen Sturz des allmächtigen Ministers von Salis-Marschlins, freut sich aber, daß der Sohn Karl Ulysses – sein Schwager – nicht in dessen Schicksal verwickelt sei. Von den Vorgängen in Württemberg berichtet er dem Vater die Errichtung des Freiheitsbaumes in Tübingen durch „ein paar vorwitzige Studenten"; den Schustergesellen-Streik, der einen vollen Monat dauerte; daß die schwäbische Nationalgarde mehrere ihrer Offiziere „abgeprügelt" habe, die Bauern freie Jagd verlangen und die Landesstände dem Herzog die Rekruten-Aushebung verweigern.

Trotz all dieser Unruhen fördert er im Laufe des Sommers seine philosophischen Studien tüchtig; 44 Unterrichtsstunden wöchentlich, häufig schon 6 Uhr früh beginnend! Vor allem sind es: Encyclopädie, Metaphysik; Trigonometrie, theoretische und experimentelle Physik; Botanik, Geschichte; dazu die philologischen Fächer: Latein, Französisch, Italienisch. Mit dem Zeichenunterricht wird auch fortgefahren; neu hinzu kommt – gegen alle Grundsätze des Herrn Ströhlin aber mit voller Billigung seitens des Vaters – ein Fechtkursus. Diesen Herrn Ströhlin findet der Schüler auch sonst „ein wenig schläfrig und träge"!

Im September 1794 schreibt Johann Ulrich seinem Vater ausführlich über seine Berufswahl. „Ich finde, daß es mich am meisten vergnügen würde das Kameralfach zu erlernen, welches meiner Meinung nach besonders in einem Lande wie Graubünden viele Beschäftigung geben würde; da ich aber wohl weiß, daß ich auch verbunden bin meinem Vaterlande so viel als möglich zu nützen, so wünsche ich einen vollkommenen Kurs in den Rechten zu nehmen"; ferner möchte er auch einige Kollegia über Feldbau hören. – An diesen Brief schließt sich eine ausführliche Korrespondenz über die Wahl der zu besuchenden Hochschule; Ströhlin empfiehlt Göttingen oder Marburg; Johann Ulrich zieht erstere vor – wohl hauptsächlich weil die beiden Vettern Grüsch und Samaden nach Ostern dorthin sollen; der Vater ist damit einverstanden.

Um die Jahreswende ist der Krieg immer noch unentschieden und alle Zukunftspläne sind äußerst unsicher; neuerdings soll Salis-Grüsch nach Mar-

[5] Erfolge Jourdans in Belgien und Hoches im Elsaß.

burg gehen und so wäre es Johann Ulrich beinahe lieber auch dorthin zu dürfen, umsomehr als die dortigen Professoren Jung und Erxleben die „berühmtesten in dem Kamerale" seien; man erwartet übrigens, daß sich die ferneren Kriegs- oder Friedensaussichten auf den März entscheiden werden.[6]

Im Februar werden mit Eifer die Vorbereitungen für die Heimreise getroffen; die drei Vettern wollen auf Ströhlins Rat einen Kutscher von Tübingen nehmen und über Schaffhausen in die Schweiz kommen; sie erwarten nur noch die elterlichen Weisungen betreffend Chaise, Gepäck und dergleichen.

Ströhlin berichtet noch an den Vater, er werde mit Freude ersehen, daß von den Bündnern, die bei ihm gewesen seien, sein 18jähriger Sohn beinahe der einzige sei der wirkliche, durch das Studium entwickelte Begabung zeige; es fehle ihm nur noch einige Zuversicht im Auftreten. Daß der Vater dem Sohn die Wahl des Berufes sowie der Hochschule frei stelle, scheint dem Herrn Professor sehr schmeichelhaft für den jungen Mann!

Wie schön mögen die nun folgenden sechs Monate für die drei jungen Studenten gewesen sein — wieder in der Heimat, die damals erst wenig von den erschütternden Ereignissen der Zeit verspürt hatte!

Universität Marburg.

1795—1797.

Friede lag wieder über Europa und die Sonne strahlte auf die Rebberge der Herrschaft als am 15. September früh die drei jungen Vettern Malans verließen, ihre Segel von frohen Hoffnungen geschwellt.

Es führte die Reichsstraße über die Luziensteig nach Feldkirch und nach kurzer Mittagsrast weiter über Bregenz und Lindau nach Tetnang; den folgenden Tag über Ravensburg, Bibera bis Ulm; und den dritten Tag gings nach Geißlingen, wo gefrühstückt wurde, bis Göppingen zum Mittagessen, und Blochingen zu einem Glas Wein mit Brot; abends trafen sie in Stuttgart ein, das ihnen durch zweieinhalbjährigen Aufenthalt lieb und vertraut war. Hier weilten die drei acht Tage, wohl hauptsächlich um die alten Freunde wiederzusehen, besuchten die Comödie mehrmals, machten einen kleinen Ausflug aufs Land, spielten gelegentlich ihre Partie Billard und trafen die Vorbereitungen für die Weiterreise.

Den 26. September verließen sie Stuttgart und fuhren über Waiblingen, Schorndorf bis Gmünd; tagsdarauf Ahlen, Elwangen, Creils-

[6] Tatsächlich im April 1795 Friede zu Basel.

heim; den 28. Mergantheim, Bischoffsheim, Hundheim nach Miltenburg und am vierten Tag schließlich via Obernburg, Seeligenstadt bis Frankfurt.

Schon unterwegs war ihr Erstaunen sehr groß gewesen, als sie in der „Augsburger Zeitung" vom raschen Vordringen der Franzosen über den Rhein lasen; doch beruhigte sie das Bekanntwerden des Friedens mit Hessen und Cassel. In Frankfurt sieht es aber recht kriegerisch aus: 2000 Preußen in der Stadt; bei Höchst ein Teil der französischen Armee, von welcher — wie auch von Österreichern und Sachsen — täglich viele nach Frankfurt kommen. Alles ist sehr teuer; die jungen Herren vervollständigen ihre Garderobe und abends gehen sie täglich aus, sei es zu einem Nachtessen in einem Garten, zu einem Billardspiel, oder in die Comödie.

Nach fünftägigem Aufenthalt in der bewegten Stadt fuhren sie den 5. Oktober ab; schon vor Friedberg zwingt sie ein Achsenbruch dort zu übernachten, sodaß sie erst tagsdarauf über Gießen das Ziel ihrer Reise erreichen: Marburg.

Hier richtet sich das Kleeblatt gleich häuslich ein: vier Zimmer im Hause eines Handelsmanns an der Marktgasse werden gemietet, ein Stiefelwichser eingestellt und die Magd des Handelsmanns für die weiteren kleinen Besorgungen auf den Markt geschickt. Dann wird der Hausrat ergänzt: Leuchter, Teller, Besteck usw. — denn das Nachtessen nehmen sie auf ihrer Studentenwohnung und gehen nur zu Mittag in den Gasthof. Abwechselnd führt einer der dreien Haushalt und Rechnungen und schreibt auch recht gewissenhaft auf: Holz, Lichter, Öl; Tee, Kaffee, Schokolade, Zucker, Zimmt; Milch, Butter, Eier, Obst, Brot, Zwieback, Pfannkuchen; Zwetschgenmus, Birnmus, Limonade, Bier, Suppen, Wurst, Salat u. s. f. — daneben regelmäßig noch „Marktgeld der Magd".

Gleich in den ersten Tagen wurde bei Jung-Stilling Antrittsvisite gemacht, welcher die jungen Leute mit der wärmsten Freundschaft empfing und ihnen versprach, sich ganz ihrer anzunehmen. — Zu Anfang des Semesters ist besonders viel vom Fechtmeister und Stallmeister die Rede, deren Unterricht für das Auftreten der jungen Herren wohl wichtiger war als die Vorlesungen an der Hochschule; wie weit es speziell Johann Ulrich in den ritterlichen Künsten brachte, beweist eine heitere Anekdote, die Kirchhofer viele Jahre später noch erinnerlich war: „Als auf dem Fechtboden ein französischer Officier wie ein Goliath sich stellte und mit seiner Fechtkunst jedermann Hohn bot, so nahm Joh. Ulrich das Rappier und trat gegen ihn auf. Sie hatten kaum ein paar Gänge gethan, so hatte er dem Franzosen das Rappier aus den Händen geschlagen. Dies geschah einigemal, bis dieser beschämt davonschlich!"

Bald kommt auch der Tanzmeister an die Reihe, sodaß der Winter recht unterhaltend zu werden verspricht; daß Joh. Ulrich sogleich ein Klavier mietete und sich nach einem Klaviermeister umsah, ist bei seiner Liebe zur Musik selbstredend. Er zögert auch nicht lange Mitglied der „Musikgesellschaft" zu werden und besucht regelmäßig die Abonnements-Konzerte. Auch bei der „Lesegesellschaft" schreibt er sich als Mitglied ein.

Von den Hochschul-Vorlesungen schreibt er an den Vater im Dezember kurz: Staatswirtschaft und Polizeiwissenschaft bei Hofrat Jung, daneben noch Geschichte der Menschheit und Tierarzneikunde; erst im Januar 1796 berichtet er etwas ausführlicher darüber: das Collegium von Hofrat Jung sei ihm beinahe das wichtigste, da es eine allgemeine Übersicht und die Anfangsgründe aller Kameral-Wissenschaften gebe, als z. B. Forst-, Metall- und Landwirtschaft, Fabrik- und Handlungswissenschaft usw. Unter den philosophischen Professoren andrerseits sei Hofrat Tiedemann der berühmteste; „sein Vortrag ist hingegen nicht sehr angenehm, es mangelt ihm an Feuer und gutgewähltem Ausdruck; und was hieran abgeht sucht er durch lachenerregende Worte und Redensarten, durch Spässe usw. zu ersetzen;" zusagender war jedenfalls der Vortrag des erst 28-jährigen Karl Wilhelm Justi. Als Studienfreunde nennt er in erster Linie Jung-Stillings Sohn und den jungen Kirchhofer aus Schaffhausen; daneben lernte er Friedrich Ehrenberger und Friedrich Christian v. Motz kennen, später auch noch Friedrich Karl von Savigny. — So mag denn dieses erste Wintersemester auf der Hochschule, mit all dem Neuen und Anregenden das es bot, rasch verflogen sein; schon Mitte März nahmen die Vorlesungen ihr Ende; ein voller Monat Ferien sollte den jungen Leuten Gelegenheit bieten auch die nächste Umgebung im Frühjahrsschmuck kennen zu lernen.

Als „Vakanzreise" wollen die drei Vettern eine Fußtour nach Frankfurt unternehmen; nachher werden Johann Ulrich und der Vetter aus Grüsch eine neue Wohnung beziehen, während Salis-Samaden in der alten bleiben will — trotzdem sein Vormund, Johann Ulrichs Schwager Vincenz in Sils, ihn lieber mit den beiden anderen gewußt hätte. Im letzten Moment wurde der Samadener auch noch unpäßlich und so zogen denn Johann Ulrich und Hieronymus am 28. März allein zu Fuß ab und kamen am 30. glücklich in Frankfurt an. Gleich tagsdarauf geht es mit dem Marktschiff nach Mainz, wo sie in die Comödie gehen und über Nacht bleiben um am 1. April mit der „Retourchaise" wieder in Frankfurt einzutreffen. Sonntag, den 3. bummeln sie nach Hanau und Wilhelmsbad und fahren gemütlich auf dem Schiffe heim; überall sieht man die frischen Spuren des Krieges! In Frankfurt wird wieder

eifrig die Comödie besucht. Den Schluß dieser frohen Vakanzreise bildet ein Besuch bei Jung-Stillings Tochtermann, der in Echzel eine Knaben-Erziehungsanstalt hat, wo sie in Gesellschaft ihres Freundes Jung drei Tage verweilen. – Noch während der Ferien schlägt Johann Ulrich seinem Vater vor aus Erkenntlichkeit an Hofrat Jung „allenfalls Käse, Schabzieger oder dergleichen" zu senden!

Am 19. April sollten die Vorlesungen des Sommer-Semesters beginnen, wieder Land- und Forstwirtschaft, Feldmessen und Planzeichnen, Fabrikwissenschaft, Staatengeschichte und Naturrecht; daneben Unterricht im Tuschmalen, Klavier, Reiten. Doch scheint das Semester gleich mit allerlei Zerstreuungen begonnen zu haben – so geht es schon in der ersten Woche auf einem „Philisterpferd" nach Wezlar, wo Nachtmusik, Wein und Kuchen eine fröhliche Stimmung geben! Der schöne Monat Mai aber bringt schon wieder 14 Tage Ferien, die Hofrat Jung dazu benützt, mit zwei Dutzend seiner Zuhörer eine Pfingstfahrt nach Cassel zu unternehmen. Es werden namentlich die Wasserwerke auf dem Weißenstein, ein Naturalienkabinett und mehrere Fabriken außerhalb der Stadt besichtigt, darunter auch eine Zitzfabrik, die aber weder an Größe noch guter Einrichtung derjenigen des Schwagers Daniel Salis-Soglio in Stockach gleichkomme. – Auf solche Ausflüge hin mochte wohl mit doppeltem Eifer gearbeitet werden. Wenn auch immer wieder die schöne sommerliche Gegend zu lustigen Ausflügen und Ritten verlockte, besonders häufig nach Haina; wenn auch an den warmen Abenden hier ein Commers, dort ein weinfröhliches Gartenfest – „in Geerens Garten" und anderorts – stattfand, so kam die Arbeit bei all dem frohen Treiben scheinbar doch nicht zu kurz; ja der heimatliebende junge Mann fand noch Zeit zu fleißigem Privatstudium. Es war hauptsächlich die helvetische Geschichte, mit der er sich beschäftigte; auf der, obgleich sehr armen, Bibliothek waren Waldkirch, Lauffer, Sprecher, Tschudi und andere Schweizer Geschichtsbücher; mit besonderer Freude aber las er Johannes v. Müller, „unstreitig das beste Buch hierüber, soweit es nämlich vollendet ist"; sein väterlicher Freund, Hofrat Jung, lieh es ihm.

Wie sehr mögen ihn all die unsicheren Nachrichten aus der Heimat, um welche sich schon die ersten Gewitterwolken ballten, beunruhigt haben! Die meisten Zeitungen, die er erhält, stehen unter französischem Einfluß und sind sehr parteiisch geschrieben; daher zweifelt er auch sehr an der Nachricht, daß die Franzosen den Bündnern eine große Summe angeboten hätten um den freien Durchpaß zu erwirken, ja, daß sie sogar schon in Chur eingerückt seien. Der Briefverkehr ist durch den Krieg fast unterbunden und Johann Ulrich sehnt

sich sehr nach Berichten über die Seinen und die Heimat; und wie endlich Mitte Juli ein Brief vom Vater kommt, antwortet er hocherfreut:

„Das Betragen der Bündtner bei den drohenden Verletzungen des neutralen Gebietes freute mich so sehr als ich nicht vermuthet hätte; ich dachte die Uneinigkeit und Trennung durch Partheygeist würde zu groß seyn, als daß ein gemeinschaftliches Unternehmen wie das Aufbringen einiger Truppen zustande kommen könnte; wenngleich wohl die ganze bündtnerische Macht nicht im Stande wäre ihre Gränzen gegen das Eindringen östreichischer und französischer Heere zu schützen, so giebt diese Anstalt zur Vertheidigung dem Lande doch einen Schein von Selbstständigkeit und befreyt es von allen Vorwürfen der Nachlässigkeit, die ihm von der einen oder anderen kriegführenden Macht könnten gegeben werden." Im weitern kommt er auf die Berichte über die nächsten Verwandten zu reden und äußert namentlich seine Befürchtung, daß der Schwager Daniel in Zitzenhausen durch den Krieg viel eingebüßt habe, abgesehen vom Schaden durch die Sperrung des Handels. – Welch tätigen Anteil sein Bruder Johann Gaudenz an der erwähnten „Anstalt zur Vertheidigung" genommen hatte, scheint der Vater dem Jüngsten nicht berichtet zu haben; von Johann Gaudenz stammte ein Gutachten an die Regierung, „worin er die Besetzung der sechs größten und wichtigsten Päſſe, sowie die Errichtung von Ausschüssen von 1000 Mann auf jeden Bund zu allfälliger Mobilmachung gegen die Grenze oder das Veltlin anregte" usw.; Juli 1796[7]

Wenn auch die Franzosen das hessische Gebiet mit aller tunlichen Genauigkeit respektierten, so hatte ihr rasches Vordringen Marburg doch mit Flüchtlingen überflutet; bei Gießen fanden wohl mehrere Scharmützel statt, aus denen aber keinerlei Bedrohung der Sicherheit in Marburg erwuchs; auch Frankfurt war von den Franzosen erobert worden.

Im September sind die Kaiserlichen wieder in Gießen und Frankfurt; die Post verkehrt nunmehr regelmäßig; die Franzosen haben sich vollends auf ihre Rheingrenze zurückgezogen, sodaß den Marburger Studenten etwas mehr Freiheit für ihre Ferienreise winkt. Aber welch traurige Eindrücke brachten sie von dieser achttägigen Reise zurück! „Die ganze Gegend, welche wir bereisten, war mehr oder weniger von den Franzosen verheert worden, sodaß wir sozusagen dem Elende nachzogen; in Nidda und andern Orten hatte Jourdan plündern lassen und einige benachbarte Orte waren angezündet, das Städtchen Lisberg gänzlich abgebrannt worden; überall hörten wir nichts als Wehklagen und Erzählungen von Grausamkeiten, die uns ein gräßliches Bild der Folgen des Krieges gaben." Diese Reise, vom 19.–28. September, hatte Johann

[7] S. Frey S. 159.

Ulrich mit seinem „ältesten Vetter“ und noch zwei Freunden gemacht; unterwegs in Hungen ein Institut für junge Forstleute besucht und in Salzhausen die Salinen, um schließlich wieder bei Jungs Schwiegersohn in Echzel zu landen; die Heimreise führte sie über Nauheim, Usingen, Weilburg, Herborn, Dillenburg.

Nach der Rückkehr von der Vakanzreise schlägt Johann Ulrich dem Vater wieder vor, Hofrat Jung „allenfalls zwei gute Emmenthaler oder andre schweizer Käse“ zu senden, da „dies Geschenk sehr anständig wäre, weil man diese Käse hier als eine Seltenheit, die beinahe nie zu bekommen ist, sehr hoch achtet“. Für das beginnende Winter-Semester (1796/97) gedenkt er Völkerrecht, Handlungswissenschaft, Statistik, Thierarzneykunde und Chemie zu hören; daneben noch „privatissime“ Baukunst; von dieser verspricht er sich deshalb viel Nutzen, weil der betreffende Dozent besonders die landwirtschaftlichen Bauten einläßlich behandle, wie auch die Kenntnis der Baumaterialien und der Bauanschläge; er schafft sich auch gleich Reißbrett und Schiene an; (in seinen nachgelassenen Papieren finden sich noch einige Zeichnungen von Säulenordnungen). Auch die Chemie interessiert ihn namentlich vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus; die Thierarzney wird er sogar zum zweiten Male hören, weil ihm dieses Fach für die Heimat sehr wichtig scheint und dort, wie er glaubt, noch auf ziemlich niedriger Stufe stehe. Was aber die juristischen Fächer anbelangt, so hält er diese — außer dem Völkerrecht — kurzerhand als „nicht für mich anwendbar“! Von dieser etwas gar zu geringschätzigen Äußerung scheint aber der Vater, als hervorragend tätiger Politiker im Freistaate der drei Bünde, nicht sehr erbaut gewesen zu sein; er mag es denn auch verstanden haben seinen jüngsten Sohn recht nachdrücklich auf das Studium eben dieser juristischen Fächer zu verweisen. Wenigstens belegt dieser nicht nur nachträglich noch die Institutionen, — sondern er sieht auch gehorsamst aus des Vaters Brief, „daß mir das Römische Recht von größtem Nutzen seyn kann, wenn ich einmal mit irgend einer Stelle in unserm Vaterlande sollte beladen werden“; freilich macht er den Vater auch gleich darauf aufmerksam, daß er für das Studium der Pandekten noch ein weiteres Semester werde in Marburg bleiben müssen. Denn das fröhliche Leben in der kleinen Universitätsstadt behagte ihm wohl! Der Winter bot all seine Fülle von Vergnügungen reichlicher noch und abwechslungsvoller als im Vorjahre: äußerst zahlreiche Bälle und Konzerte; dazwischen einen „Conzertschmaus“ oder einen „Neujahrsnacht-Punsch“; klingelnde Schlittenfahrten und frostkalte Spazierritte nach Wezlar, Haina, Gießen, Frohnhausen usw. Daß er bei dem Betrieb bald Leder zu einem Reithosenbesatz, bald eine Trense oder eine neue Pferdedecke brauchte ist nicht erstaunlich! Es ist, als hätte die ganze Gesellschaft

des Städtchens erleichtert aufgeatmet, nun die Bedrohung durch die Franzosen vorläufig gebannt war und sich deren kriegslustige Heere in Italien schlugen; auch in den rhätischen Alpen freute man sich des Friedens; die einzige betrübliche Nachricht aus der Heimat ist ihm, daß die Viehseuche, welche in Deutschland schon so viele Verheerungen angerichtet, sich nun auch an den Grenzen der Schweiz verbreitet habe; noch mehr betroffen aber ist er, als die Seuche bereits im viehreichen Seewis auftritt; er benützt den Anlaß, um seine frisch erworbenen Kenntnisse in einer kleinen Abhandlung über Ursache, Merkmale und Gegenmittel der „Brustentzündung oder Lungenfäulnis" sowie der „Löserdürre oder Ruhrpest" leuchten zu lassen.

In den Osterferien, im April 97, gings für vierzehn Tage nach Cassel; hier wurde mehrmals die Comödie besucht und ein Ausritt nach Göttingen gemacht. Nach den Ferien kam wieder die gewohnte Käsesendung aus der Heimat!

Das nun folgende Sommer-Semester stand im Zeichen der Pandekten bei Erxleben; der junge Salis wird sich wohl mit diesem Stoff versöhnt haben, umso leichter als – trotz des erneuten Vordringens der Franzosen über den Rhein – die gesellschaftlichen Zerstreuungen in Marburg keineswegs aufhörten; immer noch zahlreiche Bälle und Konzerte, Spazierritte nach Haina, auf den Christenberg, nach Gießen; abendliche Ausflüge auf den Frauenberg, Fackelmusik für den Erbprinzen usf.

Im September treffen die beiden Vettern Salis-Seewis und Salis-Grüsch ihre Reisevorbereitungen; Johann Ulrich kauft sich noch ein botanisches Besteck, läßt seine Pistolen putzen und Kugelform machen; neues Papier, neuer Reisekoffer werden angeschafft. Dann, am 22. September, ein letzter Ausritt nach Gießen, „zum Nationalfest der Franzosen".... und am 24. September wenden die beiden Bündtner, nach zweijährigem Aufenthalt, der Stadt Marburg den Rücken.

Die Reise geht über Frankfurt, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, wo sie zwei Tage rasten, Schloß und botanischen Garten besuchen, um am zweiten Oktober über Pforzheim nach Stuttgart weiterzuziehen. Hier besuchen sie ein Konzert, in der Komödie eine Aufführung der „Räuber", am dritten Abend ein großes Feuerwerk. Den 6. Oktober bis Tübingen, in den folgenden zwei Tagen mit vielen „Schmiergeldern" über Duttlingen nach Schaffhausen, um hier den Freund Kirchhofer zu besuchen, mit dem Johann Ulrich acht schöne Tage verbringt; der Freund führt ihn gleich am ersten Tage an den Rheinfall und mag ihm in den folgenden Tagen mit Stolz und Freude die Umgebung seiner Vaterstadt gezeigt haben; er begleitet ihn auch noch über die Thur nach Frauenfeld, Wil und St. Gallen, wo sie sich trennten. Johann Ulrich

fuhr über Rorschach, Hohenems, Feldkirch und die Luziensteig in die Heimat, die er am 15. September 1795 verlassen hatte und deren Boden er am 20. Oktober 1797 wieder betrat.

Freiwilliges Exil.

1797 – 1799.

Nicht minder farbenprächtig als in früheren Jahren mögen die Wälder der Heimat geleuchtet haben, nicht minder köstlich die Früchte des Herbstes und der Wein gewesen sein; aber die Gemüter waren im Lande äußerst erregt und in der Familie die Stimmung gedrückt. Schon im Juni des Jahres 1797 waren durch politischen Zwiespalt die Untertanenlande den drei Bünden verloren gegangen; zwar war das Haus Seewis durch den Verlust des Veltlins nicht direkt wirtschaftlich geschädigt worden, wie etwa die ohnehin schon so hart betroffene Familie des Schwiegersohnes von Marschlins oder des anderen Tochtermannes „im alten Gebäu". War aber die politische Machtstellung der Familie Salis schon durch den Sturz ihres hervorragendsten Mitgliedes, des Ministers von Marschlins, bereits im Jahre 1794 ernstlich erschüttert, so wurde sie durch den Verlust des Veltlins völlig unhaltbar; denn durch die Konfiskation allen Privateigentums im Veltlin sah sich die Familie in ihrer Gesamtheit der nötigen wirtschaftlichen Grundlage für einen maßgebenden politischen Einfluß beraubt. Und als nun gar die Verhandlungen mit Bonaparte sich zerschlugen, und dieser am 28. Oktober die endgültige Einverleibung der Untertanenlande in die Cisalpinische Republik verfügte, da nutzte die fanatische Partei der „Patrioten" diesen Mißerfolg der alten Regierung weidlich gegen die österreichisch gesinnten Glieder des Hauses Salis aus.

Es mögen bei Graf Johann Ulrich nicht allein politische Vorsicht oder gar versöhnlicher Geist gewesen sein, die ihn zu äußerster Zurückhaltung bewogen – bestimmend dürfte vor allem das politische Bekenntnis seines Erstgeborenen gewirkt haben, der als Freimaurer sich auf die Seite der Patriotenpartei gestellt hatte.

Johann Ulrich, der von seinen 20 Jahren über die Hälfte im Ausland verlebt hatte, mochte sich ja stets für die Ereignisse in der Heimat interessiert haben – Kenntnis der Verhältnisse und selbständiges politisches Urteil gingen ihm sicherlich noch ab und er stand daher wohl ganz unter dem Einflusse des Vaters. Diesem erschien es nun ratsam sein Heimatland für einige Zeit zu verlassen; lieber ein freiwilliges Exil auf sich nehmen, als das Los des

Ministers von Marschlins teilen zu müssen und durch eine Standesversammlung verbannt zu werden! Seine Schwiegersöhne Salis-Soglio und Salis-Marschlins bestärkten ihn sicherlich in dieser Absicht, während seinem ältesten Sohne diese Reise nicht nur „unnöthig" schien, sondern auch leicht geeignet mißdeutet zu werden.[8]

So mußte denn Johann Ulrich, kaum einen Monat nach seiner Rückkunft aus der Fremde und einem kurzen Besuch in Seewis, bereits Ende November die Heimat wieder verlassen und mit seinem Vater in Zürich ein Asyl suchen. Die Nähe von Meilen und das Bewußtsein auch hier noch auf eigenem Boden zu stehen ließen besonders dem Vater das Fernsein von der Heimat erträglicher scheinen.

Zudem wohnte der Minister von Marschlins seit seiner Verbannung in Zürich; politische Ansichten, wie auch verwandtschaftliche Bande, hatten in diesen Zeiten die beiden Häuser von Seewis und Marschlins einander näher gebracht; auch des Ministers Bruder, General Anton, hatte sich nach dem Zusammenbruch der bourbonischen Herrschaft dorthin zurückgezogen und durch die Vermählung mit einer Zürcherin seine zweite Heimat daselbst gefunden.

Johann Ulrich sollte diesen Aufenthalt zur Erweiterung seiner Kenntnisse ausnützen und sich vorerst nach einem passenden Logis in einem Privathaus umsehen; bis dahin wohnte er im Rappen — der aber auf dem Wirtshausschilde einen Raben führte! — während der Vater beim Ratsherrn Ott im Schwert abstieg.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes war Johann Ulrich Zeuge des grotesken Abzuges der Deputierten des, von den „Patrioten" geleiteten, bündnerischen Landtags: diese Abordnung war in Zürich von der Regierung zehrfrei gehalten worden und reiste nun am 30. November nach Paris weiter; ihr Aufbruch wirkte so originell, daß „die umstehenden Zürcher in ein nicht ganz ehrerbietiges schallendes Gelächter ausbrachen; besonders komisch nahm sich der sogenannte Sekretär aus, der zur Bezeichnung seiner Würde eine Schreibfeder auf seinem runden Prättigauer Bauernhut zur Schau trug;" wie mag diese Gesandtschaft erst in Paris bestaunt worden sein! Peinlicher wird es Johann Ulrich berührt haben, wenn die politisierende Tischgesellschaft auf die Unruhen in seiner Heimat zu sprechen kam und alle Schuld daran der Familie Salis zusprach.

Kurz nach ihrer Ankunft machten Vater und Sohn auf dem Eckbühl[9] Besuch, dem Landgut des Ministers von Marschlins; „wir fanden ihn und seine Töchter in der größten ländlichen Einfachheit, zu welcher die Beschaffen-

[8] Brief an Bansi — 10. Januar 1798; s. Frey S. 161.

[9] Östlich Ober-Engstringen, an der Straße nach Höngg.

heit des Hauses vollkommen stimmte. Die Weingärten sind schön und der Herr Minister war ganz mit landwirtschaftlichen Verbesserungsprojekten beschäftigt." Sympathischer noch berührte Johann Ulrich das Haus des Generals von Salis-Marschlins, welches durch die „altfranzösische Jovialität" des Hausherrn wie nicht minder durch die Liebenswürdigkeit der Hausfrau, einer verwitweten Frau von Orelli, und deren jüngster Tochter Maximiliane anziehend war; dort fand er hie und da Gelegenheit nach Tisch Klavier zu spielen oder sich mit einigen jungen Landsleuten – Rudolf Gugelberg, Dr. Amstein u. a. m. – zu unterhalten. Weniger befriedigt kam er von einem Besuche bei Lavater zurück; dieser schien ihm „nicht ganz aufgelegt und zu sehr in Politik verfangen", während Johann Ulrich wohl eher wünschte dieses Thema möglichst wenig zu berühren.

Nachdem Johann Ulrich von seinem Vater überall eingeführt war, begleitete er ihn im Dezember für drei Wochen nach Meilen. Dieser Aufenthalt war dem jungen Mann „sehr langweilig"; wohl ritt er mit dem Vater mehrmals auf den Berg, um ihre dortigen Güter zu besichtigen, und genoß die herrliche Aussicht über das reizvolle Ufergelände und den See; aber die stundenlangen Besuche des Pfarrherrn und anderer Honoratioren fand er unerquicklich; überdies verdroß ihn der hier „merkbar spukende Jakobinergeist". Mit Wonne kehrte er daher am 28. Dezember wieder in die Stadt zurück, um sich der Festtage zu freuen.

Besonders der 2. Januar 1798, der „Bechteltag", wurde tüchtig gefeiert; schon morgens 8 Uhr begann das Fest in der Chorherrenstube, wo sich die Kinder mehr über den Muskateller freuten als über die Verteilung der für sie gedruckten Schriftchen! Viele Besuche mußten gemacht werden und um 5 Uhr nachmittags kam er zu „Madame Schultheß im Reh", wo eine zahlreiche Gesellschaft noch bei Tisch saß; unter den Gästen fiel dem Eintretenden besonders ein Herr auf, der beim Dessert 12 Wein- und Liqueurgläser vor sich hatte, die er sich zu verschiedenen Malen füllen ließ! Man erhob sich um halb sieben; verschiedene Hasardspiele wurden veranstaltet, Eis und Kaffee serviert, bis schließlich um 9 Uhr der Tanz begann. Musik und Vortänzer waren zwar schlecht, um so besser aber ein Souper, zu dem man sich um 12 Uhr setzte und bei welchem der früher erwähnte Herr erneute Beweise seiner Stärke im Trinken und Essen lieferte . Dann wurde gesungen, wobei sich namentlich die Hausfrau und eine Mademoiselle de St. Gracien durch schöne Stimmen, ein Herr von Muralt als vollendeter Künstler auszeichneten. Bis in den anbrechenden Morgen hinein wurde noch getanzt und ein Teil der Gesellschaft blieb bis halb sieben Uhr und dejeunierte daselbst!

Zwei Tage später, nachdem er noch mit dem Vater unzählige Besuche abgestattet, bezog Johann Ulrich sein neues Logis bei Pfarrer Meister; am 5. verreiste der Vater wieder für fünf Wochen nach Meilen. In diesen Tagen war bei Frau Schultheß im Reh abermals große Tanzgesellschaft, desgleichen bei General Salis, wo die Verlobung Stockar-Escher gefeiert wurde.

Bald begannen die Vorlesungen, deren wissenschaftlicher Charakter nicht sehr ernst genommen werden kann; so liest ein Herr Escher recht schön „über die Eisgebirge und die Gemsjagd", ein Herr Heidegger sehr schwach über „öffentliche Lustbarkeiten"; Ratsherr Bürkli trägt einen Aufsatz vor über „das deutsche Drama", welches weidlich herabgesetzt und als dem französischen durchaus untergeordnet dargestellt wird; Johann Ulrich schreibt zu diesem Vortrage recht trocken: „in solch scheußlichem Dialekt wie der zürcherische über deutsche Ästhetik lesen hören war mir ganz neu und ich dachte, daß, so vorgetragen, das schönste Meisterwerk ungenießbar werden müßte". Chorherr Nüscheler liest eine langweilige lateinische Rede über „die Verdienste Karls des Großen" vor, doch ehe er noch damit zu Ende war, standen schon alle Zuhörer auf! In der „Lesegesellschaft" ist es namentlich Meister, aus Paris, der sehr gut über „die Troubadours" vorträgt; dann auch Horner, der eine Rede des Sokrates liest. Daneben scheint Johann Ulrich eine kurze kaufmännische Lehre gemacht zu haben, wahrscheinlich auf dem Comptoir des Herrn Joh. Conrad Schultheß; auch nahm er italienischen Unterricht und versäumte selbstredend nicht, sich in der Musik weiterzubilden; gerne besuchte er die Konzerte, — sei es mit Herrn Meister aus Paris, mit dem General oder mit dem jungen Amstein —; das Orchester war nicht zahlreich, aber dafür gut besetzt und die Leute aus der Gesellschaft beteiligten sich dabei aktiv, z. B. der schon genannte Herr von Muralt als vortrefflicher Violin-Solist, sowie eine Frau Escher, Tochter des Ratsherrn Schultheß, als gute Sängerin.

Während der Abwesenheit des Vaters wurde Johann Ulrich auch gelegentlich zu Tisch geladen; so bei Ratsherr Schultheß, wo die Unterhaltung ausschließlich literarischen Inhalts war, oder bei Ratsherr Schinz, der muntere Gesellschaft liebte und gerne sein schönes Münzkabinett zeigte; ein anderes Mal bei Dr. Römer, von welchem Johann Ulrich bemerkt, er sei sehr lustig gewesen; am häufigsten aber war er zum Herrn General geladen, meistens mit Amstein, in dessen Gesellschaft er auch gelegentlich die allernächste Umgebung der Stadt kennen lernte.

Die Kirche besuchte er selten; nachdem er in der Peterskirche Lavater und in St. Jakob Pfarrer Meister einmal hatte predigen hören, benützte er die Sonntage namentlich zur Erledigung seiner Korrespondenz; es sind hauptsächlich die Marburger Studienfreunde, mit denen er in Verbindung steht: Kirch-

hofer, Salis-Grüsch, Nicolai; auch noch aus der Stuttgarter Zeit mit Ströhlin.

Man kann sicher nicht behaupten, daß dieser Aufenthalt in Zürich sehr viel Anziehendes und Interessantes geboten hätte! Der kräftige Pulsschlag des berühmten Zürichs der großen Geister war am Ersterben: die beunruhigenden Aufstände des Landvolkes und die drohende Gefahr einer französischen Invasion warfen bereits ihre Schatten auf die lächelnde Limmat-Stadt.

Am 1. März 1798 speiste Johann Ulrich nochmals mit seinem Vater beim General Salis-Marschlins, der am folgenden Tage mit seiner Familie verreisen sollte und wenige Wochen darauf vom nämlichen Schicksal ereilt wurde, das seinen Bruder getroffen: lebenslängliche Landesverweisung und Vermögenskonfiskation! Dann trafen sie selber alle nötigen Vorbereitungen, um nach Augsburg aufzubrechen.

Der Entschluß, ein sicheres, außerhalb der Schweiz gelegenes Asyl aufzusuchen war dringend geboten. Französische Heere standen bereits unmittelbar vor Bern, das bei den übrigen Eidgenossen vergebens um Hilfe bat, da doch die meisten Städte durch ihre eigene Landbevölkerung bedroht waren. Also im Stiche gelassen, oder nur verspätet und ungenügend unterstützt, fand das tapfere Bern am 5. März im Verzweiflungskampfe beim Grauholz ruhmreichen Untergang. Am 11. März kehrte der bundesmäßige Zuzug der Zürcher gesenkten Hauptes in seine Stadt zurück, die weder moralische noch materielle Widerstandskraft mehr besaß. So sah denn der folgende Monat das niedergetretene Land durch eine ihm am 13. April aufgezwungene Verfassung in völlige Abhängigkeit von Frankreich geraten.

Bevor noch die Kunde vom Schicksale Berns in Zürich eintraf, war der klarsehende Graf Johann Ulrich schon reisefertig; am Nachmittag des 7. März verließen unsere Flüchtlinge die Stadt. Die Tore waren geschlossen und von starken Bürgerwachen besetzt, die Zugbrücken aufgezogen; doch richteten sich diese Maßnahmen nicht etwa gegen die Franzosen, sondern gegen das eigene aufständische Landvolk, dessen plündernde Scharen schon tagsdarauf Wollishofen und Zollikon erreichten.[10]

[10] Schon im Januar 1798 hatte sich die Zürcher Regierung gezwungen gesehen, den aufständischen Seegemeinden die Gefangenen vom Stäfenerhandel des Jahres 1794/95 freizugeben und am 5. Februar die Gleichberechtigung von Stadt und Land zu proklamieren; dennoch blieb die Stimmung gegen die Stadt gereizt. Als nun Bern sein Hilfsgesuch an Zürich richtete, erklärten die Landleute, nicht gegen ihre „Befreier", die Franzosen, kämpfen zu wollen; die Stadt allein brachte kaum ein Aufgebot von tausend Mann zusammen; die Bauern aber zogen, statt Bern zu Hilfe zu eilen, gegen Zürich. Bürgermeister und Regierung dankten ab, aber schon hatten die Aufständischen am 8. und 9. März Wollishofen und Zollikon erreicht; da verzichtete die Stadt auf be-

Nach zweistündiger Fahrt begegnete den Reisenden eine leere Kutsche, in welcher General Hotze nach Bern geeilt war; kurz darauf jedoch ein zweites Fuhrwerk, worin sich der General selber auf eiliger Rückkehr befand: auch sein erfahrener Feldherrenrat war zu spät gekommen, um den Zusammenbruch abzuwenden.

Am Abend des 8. hörten Johann Ulrich und sein Vater in Schaffhausen nähere Einzelheiten über die Kämpfe vom 5. März; im dortigen Gasthof war eine Frau von May, mit ihrer Mutter und vier Kindern, in großer Sorge um das Schicksal ihres Gatten. Johann Ulrich und sein Freund Kirchhofer gaben sich ganz ihrer traurigen Stimmung hin und äußerten gegenseitig ihre bangen Besorgnisse um die Zukunft des Vaterlandes.

Nach eintägigem Aufenthalte in Schaffhausen verließen die beiden Reisenden die Schweiz. Auf den elenden Straßen im Reiche konnte oft nur die äußerste Geschicklichkeit des Postillons sie vor Unfällen retten; dieser schlechte Zustand der Wege war zum Teil eine Folge des Krieges; auch die zahlreichen, großen, oft mit 10 und 12 Pferden bespannten Frachtwagen trugen nicht wenig dazu bei; um so höher war aber das zu entrichtende „Straßengeld".

Die Gegend von Singen interessierte Johann Ulrich namentlich wegen der hohen, einzelstehenden Felstürme des Hohentwiels, Hohenkrähen, Hohenstoffeln; von Stockach aus besuchte er die Fabriken in Zizenhausen und lobt die Tätigkeit des Landrichters von Kraft, dessen eifriges Wirken der Förderung der Industrie gegolten und dessen herzhaftes Betragen zur Zeit der französischen Invasion ihm die Achtung und Liebe der Bevölkerung gewonnen. Bei kaltem Schneewetter ging die Reise durch waldige Gegend bis Riedlingen; in der Wirtsstube des Postmeisters wird eifrig Karten gespielt; mit leichtem Spott bemerkt der Reisende, daß die Gesellschaft nebst der Frau Postmeisterin noch aus einem Herrn bestand, der anfangs ein Jägerbursche schien, sich in der Folge aber als ein „gnädiger Herr" aus der Nachbarschaft legitimierte, ferner aus einem Apotheker und noch anderen Riedlinger Honoratioren; er freut sich aufrichtig der schönen deutschen Kartenbenennungen: Schellen, Laub, Eicheln — und „Sau" statt Aß; daß das Städtchen auch eine Buchdruckerei habe, beweist ihm der „Riedlinger Anzeiger der neuesten Begebenheiten", worin alle Zeitungen der Umgebung „geplündert" sind! Auf dem Wege nach Ulm erwähnt er noch besonders das Dorf Dischingen, dem Grafen Schenk gehörend, „der die Häuser alle sehr regulär und artig bauen ließ" und die an sich langweilige Gegend durch die Anlage mehrerer Alleen anziehender gestaltete.

---

waffneten Widerstand. Am 13. März wurde auf dem Lindenhof der Freiheitsbaum errichtet und bald darauf die neue Verfassung vom französischen Direktorium bestätigt.

Vom 13. abends bis 15. morgens wurde in Ulm, im Gasthof zum goldenen Rad, gerastet; sowohl Tischgesellschaft als Tafelmusik waren höchst angenehm; am ersten Tage spielte die türkische Musik des in der Stadt liegenden kaiserlichen Regiments Bamberg, den folgenden Mittag drei Italiener, auf Guitarre, türkischer Trommel und Triangel, jeder einzelne außerdem noch auf einer Papagenopfeife (orgelino), die am Hals befestigt war; „ein sonderbares, aber nicht unangenehmes Zusammenstimmen" bemerkt der Zuhörer dazu. Einen starken Eindruck macht auf Johann Ulrich das Münster, welches er eingehend besichtigt und in seinem Tagebuch ausführlich beschreibt, wobei er Daten und Maße einer 132seitigen Druckschrift von 1777 entnimmt; insbesondere erwähnt er die großartige Orgel mit ihren 2952 Pfeifen, 45 Registern, 3 Klavieren und 12 Blasebälgen. Ein Gang durch die Stadt befriedigt ihn weniger: er findet die Straßen „winklicht und zum Teil eng", die Häuser „reichsstädtisch, auf die abgeschmackteste Art mit Farben überkleckst"; seinem Geschmacke sagte mehr das Neue, Nüchterne, Strenge zu.

Erbärmlich waren die Straßen, auf denen am 15. die Fahrt gegen Günzburg ging, dazu ein kleiner Junge als Postillon, in der Führung der Pferde völlig ungeschickt! Sie fuhren über Laibheim: „einer Familie dieses Namens gehörig, soll ein Städtchen sein, zeigte uns aber nur das Ansehen des elendesten schmuzigsten Dorfes!" Günzburg, das Johann Ulrich während der Mittagsrast etwas besichtigt, gefällt ihm recht gut; über den Wirt zur „Krone" bemerkt er mit einiger Bosheit, daß er, auf die häufige Anwesenheit des kaiserlichen Hauptquartiers in Günzburg spekulierend, ausschließlich weibliche Bedienung eingestellt habe!

Am gleichen Nachmittage fuhren die Reisenden noch bis Kriegshaber, einem hübschen neuen Vororte Augsburgs, vornehmlich von Juden bewohnt, welche „christliche Habsucht" nicht in der Stadt geduldet hatte!

Den 16. März brachte der Bediente Lohnpferde aus Augsburg, mit welchen die Emigranten 11 Uhr vormittags durch die Tore der ansehnlichen Reichsstadt einfuhren; bei der sogenannten „Bettelbrücke" wurden sie von mehreren Bettlern gleichzeitig angesprochen; an einem Pfahl war dort zu lesen: „hier ist das Betteln bey Strafe verboten!" Im Lamm stiegen sie ab und besuchten noch am selben Abend die Comödie; gleich in der ersten Woche wohnten sie fünf Aufführungen bei, doch war schon am 24. März die diesjährige Spielzeit zu Ende.

Einer der ersten Gänge galt einem Besuche bei General Hotze in den drei Mohren, auf dessen Person viele Schweizer und Bündner voller Hoffnung blickten.

Während der nun folgenden zwei Wochen vor Ostern besuchte Johann Ulrich fast täglich mehrere Kirchen, hörte hier die Predigt eines evangelischen Pfarrers, dort diejenige eines Jesuiten-Paters, freute sich namentlich der guten Kirchenmusik und verglich mit Interesse die kirchlichen Bauten der Stadt untereinander.

Dann folgten 14 Tage anregenden Studiums der Stadt, ihrer Sehenswürdigkeiten, Sitten und Verfassung. Ein zweistündiger Rundgang um die Befestigungen gibt ihm vorerst einen Begriff über die recht beträchtliche Ausdehnung der Stadt, welche mit ihren unzähligen Kirchtürmen ein abwechslungsreiches Bild bietet, reizvoller als ihre trostlose Umgebung; dieser Weg um die übelriechenden Stadtgräben ist die einzige wirkliche „Promenade", freilich eine so bescheidene, daß stellenweise nicht für vier Personen nebeneinander Platz ist! Die Stadtmauern sind erbärmliche Backsteinwerke, in welchen neun Tore Eingang zur Stadt gewähren. In dieser sind wohl mehrere Straßen breit und schön, aber abends völlig unbeleuchtet, außer durch einige von Privatpersonen ausgehängte Laternen; eigentliche Plätze fehlen dem Stadtbild vollkommen, ja selbst das Rathaus steht in so enger Umgebung, daß seine zwei Türme nur in großer Entfernung zur Wirkung kommen. Die meisten Häuser sind bemalt mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, manche von oben bis unten mit Bildern bedeckt; am wenigsten gefällt aber Johann Ulrich die St. Jakober Vorstadt, die alt und winkelig gebaut ist und deren Häuser die hohen Giebel gegen die Straße kehren. Die ansehnlichsten Privatbauten sind diejenigen der Fugger und der Domherren; aber auch das schloßartige Haus des Stadtpflegers von Imhof fällt vorteilhaft auf; dagegen wirkt die bischöfliche Residenz wie eine gewöhnliche Kaserne, und widrig berührt die Unreinlichkeit auf Treppen und Fußböden. Mit ganz besonderem Interesse besichtigt Johann Ulrich den Einlaß, ein 1514 erbautes Tor mit höchst überraschender Mechanik: durch eine Türe, welche sich selbsttätig öffnet, betritt man eine Halle; sowie nun die erste Türe hinter dem Eingetretenen laut zuschlägt, springt vor ihm eine zweite auf und er kommt in eine andere Halle, wo sich das nämliche wiederholt; in der dritten Halle senkt sich allmählich eine Fallbrücke herab, wodurch hinwiederum ein eisernes Gatter zu einer bedeckten Brücke aufspringt — usw. Nicht minder sehenswert ist der Ablaß, eine Einrichtung zur Regelung der städtischen Wasserversorgung, die jedoch vor kurzem abgebrannt war, sodaß Johann Ulrich erst bei einem späteren Besuche die ganze Großartigkeit dieser städtischen Wasserversorgung kennen lernte; für diesmal erfuhr er nur, daß Augsburg, was Wasser und Holz anbelangt, völlig vom Kurfürsten von Bayern abhing, der sich daher die Stadt jederzeit tributpflichtig machen konnte, so oft er in Geldverlegenheit kam. In ähnlicher Not befand sich die Stadt mit ihrem leeren

Arsenal: beim Vorrücken der Franzosen hatten S. K. K. Majestät das Haus „allergnädigst" räumen und die alten Harnische einschmelzen lassen! Waren die Augsburger nun auch ohne Waffen, so fehlte es ihnen doch nicht an Soldaten: die ganze Bürgerschaft ist in 9 verschiedene Corps oder Compagnien eingeteilt – Grenadiere, Musketiere, Jäger, Dragoner – jedes mit verschiedener Uniform, sodaß die Franzosen bei ihrer ersten Invasion staunten, daß eine Stadt so zahlreiche „Regimenter" aufzubringen vermochte; den braven Spießbürgern ihrerseits sei es dafür „unendlich schmeichelhaft" gewesen, mit den regulären französischen Truppen auf die Wache ziehen zu dürfen! Daneben liegen noch weiß-rote Dillinger von einem bischöflichen Regiment in der Stadt, sowie ein weiß-blaues Veteranen-Corps, das lauter kleine Häuser hinter der Ringmauer bewohnt und dessen Leute lebenslänglich versorgt sind und eigene Freiheiten genießen. Diese ganze Miliz muß beinahe noch bunter als die Fassaden der Häuser gewirkt haben, besonders wenn man noch des einen oder andern der 24 Stadtdiener ansichtig wurde, die den Namen „Stieglitze" trugen: in einem Mantel, auf der einen Seite rot, in der Mitte grün, auf der andern Seite weiß, dazu ein dreieckiger weißer Hut mit grünen Cordons an den Ecken, ferner grüne Strümpfe und ein weißer Stock – „ein vollendeter Hanswurst" meint Johann Ulrich dazu! Vor den Häusern der beiden Stadtpfleger stehen auch zwei bunte Schildwachen, während es für die drei katholischen und die drei evangelischen Bürgermeister, von welchen je zwei vier Monate lang im Amt stehen, nur zu leeren Schilderhäuschen langt. – Neben so vielen Soldaten kann die Stadt natürlich keine Polizeidiener halten, sodaß die Armenplage gewaltig ist.

Über die Verfassung erfährt Johann Ulrich, daß außer den zwei Stadtpflegern und den sechs Bürgermeistern ein kleiner und ein großer Rat gewählt werden, und zwar in folgendem Verhältnis zu den vier Ständen der 35 000 Einwohner:

Patrizische Geschlechter: 31 in den kleinen, 44 in den großen Rat.

Gesellschaft zur Mehrern: 3 in den kleinen, 36 in den großen Rat.

Kaufmannschaft: ? in den kleinen, 80 in den großen Rat.

Gemeinen: 7 in den kleinen, 140 in den großen Rat.

Die zwei ersten Stände sind aber kaum in der Lage die Hälfte ihrer Plätze im großen Rate zu besetzen.

Den zu großen Vorrechten der Patrizier, der Verarmung vieler Geschlechter, und dem Mangel an fähigen Individuen unter ihnen, schreibt es Johann Ulrich großenteils zu, daß die öffentlichen Stiftungen der Stadt von ihnen so schlecht verwaltet sind – namentlich das Findelhaus und das Pilgerhaus, ein Asyl für kranke Dienstboten und Gesellen. Aber auch die Parität,

die konfessionelle Engherzigkeit, lassen manche gute Stiftung lieber zu Grunde gehen, als eine Verschmelzung zu gemeinsamem Nutzen vorzunehmen.

Der sehr schlechte Stand der städtischen Finanzen dagegen ist teilweise den großen Vorrechten des Bischofs zuzuschreiben, dem unter anderm das Privileg der Wage und mehrere Zölle zustehen. Die Steuern scheinen Johann Ulrich eher hoch: für Häuser 5 %, für Kapitalien 2 %; wer aber jährlich 100 Louisdors gibt, braucht seine Kapitalien nicht zu deklarieren; auch den Handwerkszwang findet er hart und dessen Auflagen groß, muß doch jeder Bierbrauer jährlich 3000 Gulden zahlen.

Von den „Vornehmen" der Stadt findet Johann Ulrich, daß sie über ihre Verhältnisse leben und alles auf schöne Equipagen wenden; da nur wenige unter ihnen im Auslande waren, so sind sie selten in ihren Manieren und im Umgangstone angenehm; dafür beweisen sie aber bei näherer Bekanntschaft viel Entgegenkommen und Freundlichkeit; in ihrer Kleidung kommt die französische Tracht immer mehr in Mode und sie zeichnen sich darin durch gediegene Einfachheit aus. Der „gemeine Mann" und die Bürgerweiber kleiden sich dagegen grell und geschmacklos und machen großen Aufwand für Essen und Trinken; diese Eßgier zeige sich namentlich in den „Tänzelwochen", die ganz dem Vergnügen gewidmet sind: man fährt mit den Schönen von einem Dorf zum nächsten, ißt und trinkt in einem fort, tanzt und dehnt diese Feste oft über eine Woche aus; viele Handwerker verderben denn auch in Schulden. Den Mangel an Geschmack, der sich in allem Tun und Lassen der Einwohner zeige, nennt Johann Ulrich das typisch „reichsstädtische".

Wenn er ausdrücklich erwähnt, daß er bei seinen Wanderungen durch die Stadt keinen einzigen Garten gesehen, der auch nur im geringsten bemerkenswert gewesen wäre, so ist es nicht erstaunlich, wenn schon zeitig das Frühjahr die Bewohner nach Göckingen lockte, wo die Wohlhabenden ihr ländliches Heim besaßen.

Auch unsere Emigranten mieteten für fünf Monate eine kleine Landwohnung, die sie bereits am 25. April bezogen; die Einrichtung beschränkte sich auf drei Zimmer, Kammer, Bedientenstube und Küche, das ganze klein genug, aber auf einem Stockwerk gelegen. Der Aufenthalt in Göckingen gestaltete sich recht angenehm; sowohl die Anmut der Gegend als der ungezwungene gesellschaftliche Verkehr mit den benachbarten „Gartenhäusern" boten viel Unterhaltung. Eine schöne Pappelallee führt zur Stadt; diese zeigt sich in weiter Ausdehnung dem Blicke, der in entgegengesetzter Richtung bis an die Salzburger Gebirge schweift; zerstreute Tannenwäldchen, halbversteckte Dörflein und zwei idyllische Wasserläufe beleben die weiten Getreidefelder, welche vom roten Mohn förmlich überwuchert werden! Ausgedehnte Gemüsegärten ver-

sehen die Stadt stets mit frischen Gewächsen und ebenso reichlich liefert ihr das Land zahmes Geflügel; auch Schnepfen und Lerchen gehören auf die gutgedeckte Tafel; die Gewässer sind reich an außerordentlich großen Krebsen, während die Forelle zu den begehrtesten Seltenheiten gehört.

Bei den häufigen Fahrten über Land – meistens „auf einer Wurst" und in vergnügter Gesellschaft – wurde ihnen die Gegend bald vertraut; besonders genußreich war die Aussicht vom Guggenberg und von Schloß Wellenburg, das den Grafen Fugger gehörte, aber nur von einem Verwalter bewohnt und schlecht in Stand gehalten war.

Die im gesucht künstlichen Geschmacke der Zeit angelegten Gärten bildeten den eigentlichen Hintergrund des gesellschaftlichen Lebens; Obst- und Blumengärten waren von untergeordneter Bedeutung neben dem „englischen Boskett", dessen phantasievolle Spielereien noch ganz aus dem galanten Zeitalter stammten; da waren „Einsiedler" und „Waldbruder", Schaukel und Wage, „Zimmer im Scheiterhaufen" und „Abtritt im Eichbaum", und dergleichen mehr; die neueste Mode im Blumengarten war, statt des zugeschnittenen Buchses niedrige Rosenhecken und eine andere kleine rötliche Blüte als Einfassung zu verwenden und die Blumen statt in Beeten, in Körben zusammengestellt zu pflanzen; eine aus Venedig mitgebrachte Gondel auf dem Teiche vervollständigte das Bild eines solchen naiv-unnatürlichen Gartens.

Namentlich im Landhaus des Herrn von Halder traf sich die erlesenste Gesellschaft Augsburgs, die Mitglieder vom „Club", die beiden Stadtpfleger, die Bürgermeister und andere mehr; sowohl der liebenswürdige Kreis der fünf verheirateten Töchter des Hausherrn, als die gute Tafel, sicherten diesem Hause seine Vorzugsstellung.

Besondere Ereignisse in der Stadt unterbrachen angenehm das ländliche Leben und zogen die ganze Gesellschaft in ihren Festwirbel; so der große „Wahltag", dann der „Schwörtag", – die Vereidigung von Regierung und Truppen; ferner die 150ste Jahresfeier des westphälischen Friedens. Als schließlich Mitte September das Theater seine Tore wieder öffnete, wurden in Göckingen in kurzer Zeit alle Zelte abgebrochen und am 19. bezogen auch Graf Johann Ulrich und sein Sohn ihr altes Winterquartier im „weißen Lamm".

Es lohnt sich wohl hier einiges über das damalige Augsburger Theater zu berichten, in welchem Graf Johann Ulrich für den Winter 1798/99 eine Loge nahm und das namentlich dem Sohne ungemein viel Unterhaltung und Freude bereiten sollte.

Das Schauspielhaus, Komödi-Stadel genannt, lag in der Jakobervorstadt, dem abgelegensten und schlechtesten Stadtviertel; der Bau war klein und niedrig, die Logen schlecht gebaut. Eine Truppe, die während des Sommers

in Nürnberg spielte, wurde vom Grafen Fugger-Kirchheim jeweils für den Winter nach Augsburg verpflichtet; bei den äußerst geringen Eintrittspreisen — im ersten Parterre z. B. 30 Kreuzer der Platz — arbeitete das Unternehmen mit Verlust und Graf Fugger hatte seinen Schaden dabei. Die Aufführungen begannen meist um 6 Uhr, auch schon um halbsechs; auf dem Programm berührt uns recht erheiternd das originelle: „N. B. Man ersucht dringendst, um die Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu stöhren, keine Hunde in das Schauspielhaus zu nehmen".

Der Spielplan war eher einseitig; wenn auch Schauspiel, Oper, Lustspiel und Operette sich abwechslungsreich folgten, so behauptete doch August Friedrich von Kotzebue[11] unbestritten das Feld, und das Publikum sah durchschnittlich jeden vierten Abend eines seiner Werke auf der Bühne; neben ihm hatte noch der Berliner August Wilhelm Iffland[12] einen bescheidenen Erfolg, und im Lustspiel namentlich Friedrich Wilhelm Ziegler[13], ein Mitglied des Wiener Burgtheaters. In der Oper tritt vorzüglich Mozart mit der „Zauberflöte" und der „Entführung aus dem Serail" hervor; neben ihm noch Winter[14]; die italienische Oper ist nur einmal durch Paisiello[15] vertreten. Die Operette ist ganz von Wien beherrscht, hauptsächlich von Wenzel Müller[16]; auch Mozarts Schüler Süßmayer[17] und der erste Papageno Schikaneder[18] lassen ihre tändelnde Musik ertönen. Noch zweier Melodramen von Benda[19] sei Erwähnung getan: „Ariadne auf Naxos" und „Medea".

---

[11] Aug. Friedr. Ferd. v. Kotzebue, geb. 1761 zu Weimar; ermordet 1819 in Mannheim.

[12] Aug. Wilh. Iffland, geb. 1759 zu Hannover, gest. 1814 zu Berlin; Schauspieler, Theaterdichter, Dramaturg, Generaldirektor der Kgl. Schauspiele in Berlin.

[13] Friedr. Wilh. Ziegler, geb. 1759 zu Braunschweig, gest. 1827 zu Wien; Mitglied des Burgtheaters.

[14] Peter Winter, geb. 1755 zu Mannheim, gest. 1825; (1814 geadelt). Kapellmeister in München, reiste viel nach Wien, Italien, London und Paris. Seine Hauptoper: „Das unterbrochene Opferfest".

[15] Giovanni Paisiello, geb. 1741 zu Taranto, gest. 1816 zu Neapel; lebte in Petersburg, Wien und Neapel und komponierte an die 100 Opern.

[16] Wenzel Müller, geb. 1767 in Mähren, gest. 1835 in Wien; Operndirektor.

[17] Franz Xaver Süßmayer, geb. 1766 zu Steyr, gest. 1803 in Wien.

[18] Emanuel Schikaneder, geb. 1751 zu Regensburg, gest. 1812 in Wien, Theaterdirektor.

[19] Georg Benda, geb. 1721 in Böhmen, gest. 1795 zu Köstritz; Violinspieler in Friedrichs II. Kapelle, Kapellmeister in Gotha, Musikdirektor in Hamburg ꝛc. „Medea" (1775), Text von Friedr. Wilh. Gotter 1746—1797; „Ariadne auf Naxos", Text von Brandes.

Johann Ulrich war ein eifriger Theater-Besucher; drei- bis viermal wöchentlich verfolgte er mit Interesse die Aufführungen und übte im Tagebuch kurze Kritik am Stücke, an der Musik, den Schauspielern und Sängern, gelegentlich auch an der Inszenierung. Daneben wurden auch in Konzerten musikalische Genüsse geboten, wobei Johann Ulrichs Interesse sich stets auch noch besonders speziellen Instrumenten zuwandte: sei es einem Harmonium, einer Harfe, einem Flügel oder der Orgel in der St. Anna Kirche.

Sehr rege blieb der Verkehr mit den bisherigen Bekannten und noch manche Vergnügungsfahrt nach Göckingen wurde in Gesellschaft der Familie von Halder unternommen; dazu traten neue Menschen in den Kreis; unter diesen namentlich ein Herr von Schüle, ein munterer und vielseitiger Siebenundsiebziger; er war der Sohn eines kleinen Band-Krämers, hatte sich zu einem der größten Industriellen emporgearbeitet und eine ausgedehnte, vortrefflich eingerichtete Zitzenfabrik gegründet; die Zimmer seines geschmackvoll ausgestatteten Hauses waren entweder mit ostindischen Seidenstoffen oder mit der feinsten Indienne aus seiner eigenen Fabrik bespannt. Eine ausgezeichnete Dame lernten sie in der Gräfin Stauffenberg kennen: eine äußerst feine und gebildete Frau, welche so viel Belesenheit, Kenntnis und politisches Urteil bewies, daß sie mancher Mann darum hätte beneiden dürfen; ihr jüngerer Sohn war Domherr, liebenswürdig und von gefälligem Äußern, der ältere eher still und einfach, damals mit der jungen Gräfin Schenk verlobt.

In der „Gesellschaft auf der Kaufleutenstube" wurde gerne gespielt oder bei guter Küche getafelt, mit Schnepfenpastete, Fasanen und dergleichen Delikatessen. Eine ähnliche, aber ausschließliche Herrengesellschaft, verkehrte im „Club bei der Traube"; auch hier wird Karten gespielt und Billard, Zeitungen liegen auf und die Mitglieder erhalten frei Tabak und Tee nach Belieben, dies alles für einen Jahresbeitrag von 2 Laubthalern.

Die Weihnachtsfeiertage wurden rein kirchlich gefeiert, zum neuen Jahre an alle Bekannte „Visitenbillets" gesandt und Neujahrsgelder ausgeteilt an Tambouren und Pfeiffer der Stadt-Miliz, an Nachtwächter und sogar an die Gassenkehrer. Der 15. Januar brachte das Schauspiel einer klingelnden Schlittenfahrt der Studentenschaft und abends eine große Redoute im Saal der „drei Mohren", wo man sich im Gedränge kaum rühren konnte, stundenlange Langaus-Walzer im wildesten Durcheinander und Wirrwarr tanzte, und Johann Ulrich, trotz seiner herablassenden Kritik des Festes, bis 3 Uhr früh mitmachte.

Gelegentlich erhielten die Emigranten auch von durchreisenden Landsleuten Besuch; so sahen sie kurz Jakob Ulrich Rascher, der mit seiner Schwester auf der Fahrt nach Stuttgart über Augsburg kam; besonders angenehm aber

wurde Johann Ulrich die Bekanntschaft mit dem nur um ein Jahr älteren Grafen Johann Salis-Soglio, einem Sohne des Grafen Peter in England; dem jungen Manne waren die Füße so bösartig erfroren, daß er ungefähr einen Monat lang in seiner Wohnung liegen mußte; er verließ Augsburg am 10. Mai.

Während sich aber der Winter zu Ende neigte und noch Musik und Theater im Vordergrunde des Interesses standen, waren die kriegerischen Geister wieder erwacht. Schon der 3. März 1799 hatte die allgemein beängstigende Nachricht vom abermaligen Vordringen der Franzosen über den Rhein gebracht, und gleich tagsdarauf bot sich den Augsburgern das schöne Schauspiel großer Truppendurchmärsche: erst ein Regiment Ulanen in abgetragenen Uniformen; ihnen folgten die Husaren, dunkelblau mit schwarzem Pelz und gelben Schnüren; dann zwei ungarische Regimenter zu Fuß. Am zweiten Tage zogen die „Rotmäntel" durch, ein leichtes Korps ohne Feldstücke, die meisten Leute von der türkischen Grenze, im Gürtel zwei Pistolen und ein großes Messer, dazu einen kurzen Säbel; in den nächsten Tagen die prächtigen Kürassiere, weiß und karmin, auf großen schwarzen Pferden.

Bald erzählte man sich, daß General Vandamme, kurz vor der Schlacht bei Ostrach, von Baron Späth in Gammertingen bewirtet worden war und sich nach der Wohnung von dessen Gemahlin in Augsburg erkundigt hatte, da er mit seinen Truppen in kurzem dort einziehen werde! Bei Ostrach und Stockach[20] von Erzherzog Karl glänzend geschlagen, sahen sich aber die Franzosen noch im nämlichen Monat genötigt den Rückzug über den Rhein anzutreten. In Augsburg hatten sich im Laufe dieses einen Monats alle Lazarette in Klöstern und Schulen gefüllt; am kurfürstlichen Hofe wurde von den Damen Charpie gezupft, reichliche Liebesgaben flossen den Spitälern zu: Leinwand, hunderte von Hemden, Geld und Speise; Hoch und Niedrig wetteiferten in der Wohltätigkeit.

Viel schlimmere Nachricht kam unseren Emigranten aus Graubünden; dort waren die Franzosen am 6. März mit vier Armeen unter Massena, Demont, Loison und Lecourbe eingefallen; innert zehn Tagen hatten sie alle österreichischen Truppen vertrieben und Lecourbe stand diesen im äußersten Osten des Landes, bei Finstermünz, gegenüber. Massena gab Graubünden kurzerhand eine neue „Verfassung", setzte eine franzosenfreundliche Regierung ein und verschleppte 61 franzosenfeindliche Bündner in Gefangenschaft. Völlig hoffnungslos muß Graf Johann Ulrich die Lage erschienen sein, als ihm der 6. Mai gar noch Briefe aus Aarburg brachte, wonach zwei seiner Söhne

[20] 25. März 1799.

und zwei seiner Schwiegersöhne[21] seit dem 18. April sich dort unter diesen Geiseln befanden.

Welch bittere Gefühle müssen das Herz des Vaters erfüllt haben, der mit gleicher Liebe an allen seinen Kindern hing; hatten doch gegensätzliche politische Ansichten, trotz aller Zuneigung, seine Söhne in die einander feindlichen Lager getrieben und die Familie völlig auseinander gesprengt; während er selber mit dem Jüngsten ins Ausland geflüchtet war, während nun zwei andere Söhne in französischer Haft auf Aarburg saßen, arbeitete der Erstgeborene eifrig an der Organisation der helvetischen Wehrmacht, die Schulter an Schulter mit den Franzosen gegen die Alliierten die „Freiheit" verteidigen sollte. Am 17. April war Johann Gaudenz zum Generalstabschef der helvetischen Armee ernannt worden und stand gleichzeitig als Truppenkommandant dem General Hotze gegenüber.

Nachdem die Franzosen, wie erwähnt, seit Anfang März sich siegreich in Bünden behauptet hatten, wandte sich auch dort ihr Kriegsglück: erst wurde Lecourbe im Inntal am 30. April vollständig geschlagen; am 14. Mai – nachdem die Franzosen noch das Kloster Dissentis gebrandschatzt hatten – wurden sie durch General Hotzes Einbruch über die Luziensteig gezwungen, das ganze Land zu räumen; schließlich kam für sie auch noch eine Zeit der Mißerfolge in der ganzen Ostschweiz, als nämlich Erzherzog Karl am 20. Mai den Rhein überschritt und sich mit Hotze vereinigte.

Graf Johann Ulrich war scheinbar, wie schon seine früheren Besuche bei General Hotze vermuten lassen, über die Absichten der Österreicher gut unterrichtet; auffallend ist es sicher, daß er am 13. Mai seine ersten Abschiedsbesuche in Augsburg macht, einen Tag vor Beginn des großen Rückzugs der Franzosen, die dem siegreichen Vordringen des Generals Hotze weichen mußten. Die Notwendigkeit nach seinen herrenlosen Gütern und den vernachlässigten Geschäften seiner verstreuten Familie zu sehen war freilich äußerst dringend.

So wurde denn für die Reise ein neuer Wagen angeschafft, die nötigen Anordnungen für Johann Ulrichs Flügel getroffen, Spielzeug für die Kinder daheim eingekauft und gepackt; am 18. Mai waren alle Vorbereitungen beendet. Diesen letzten Tag benutzte Johann Ulrich noch zur Besichtigung der Wasserversorgungs-Anlagen, die, in ihrer technischen Vollendung, auf ihn großen Eindruck machten; darüber notierte er noch in sein Tagebuch:

„Nachmittags besah ich den Brunnenthurm am rothen Thor. Die Stadt hat zwei solche Hauptthürme, den obern und untern; der am rothen Thor ist der

[21] Gubert und Herkules v. Salis-Seewis. Vincenz v. Salis-Sils, Carl Ulysses v. Salis-Marschlins; (im ganzen waren 13 Salis unter den 61 Deportierten; vergleiche P. Nicolaus v Salis-Soglio: Die Familie von Salis — 1891 — S. 326 n u. 327 n).

schönste; er besteht aus drei Thürmen. Das Brunnenwasser, oder der sogenannte Brunnen-Lech, sammelt sich in den bayrischen Waldungen, bei den sieben Tischen. Bei dem Ablaß fließt es vorbei und wird in einer Leitung unter der sehr schönen Brücke des rothen Thors über den Stadtgraben geführt. Hier wird es nun von 6 Rädern durch ebensoviele Druckwerke in die Höhe getrieben; in jeden Thurm steigen zwei Röhren. Auf der Höhe jedes Thurms gießen sie sich in einen Behälter aus, und indem hierauf das Wasser von dieser Höhe (in dem einen 217 Fuß, im andern 300 Fuß) herunterfällt, so kommt es in den Stand durch die ganze Stadt geleitet zu werden und einen großen Teil der Häuser zu speisen; für ein ganzes Rohr, das stündlich 3 Eimer zu 64 Maß liefert, bezahlt der Eigentümer jährlich 13 Gulden 18 Kreuzer, eine Einnahme (resp. Abgabe) die kaum hinreicht diese kostbaren, soliden Werke zu unterhalten. Im Winter muß alles durch beständiges Kohlfeuer erwärmt werden. Diese Einrichtung, die Augsburg vor allen Städten auszeichnet und gewiß das Sehenswürdigste der Stadt ist, besteht seit dem 15. Jahrhundert, ist aber stets verbessert worden."

Am Morgen des 19. Mai fuhr Johann Ulrich mit seinem Vater bei heiterem Frühlingswetter aus der Stadt; er verließ sie gerne, war sie ihm doch während der verflossenen 14 Monate nie mehr gewesen als ein unliebsames Exil, das er nun mit dem heimatlichen Boden zu vertauschen hoffte.

Die Fahrt ging in drei Tagereisen über Heidenheim und Cannstatt nach Ludwigsburg, immer wieder andere Hoheitsgebiete berührend; dies bedingte stets neue Straßengelder und unliebsame Überraschungen durch den ständigen Wechsel der Wegbeschaffenheit. Durch liebliche Gegenden und wildromantische Wälder und Schluchten erreichten die Reisenden das fleißig bebaute, fruchtbare württembergische Gebiet, das im schönsten Schmucke des Frühlings prangte; die Obstbäume standen in solch üppiger Blüte, daß nur noch die Kirchtürme und die höchsten Dächer darüber hinaus sichtbar waren; die braunen Rebhügel aber weckten in Johann Ulrich wehmütige Erinnerungen an die Traubenhänge seiner Heimat! Am dritten Tage, den 21. Mai, fuhr der Wagen eine halbe Stunde vor Ludwigsburg in die prächtige, vierfache Lindenallee ein, die, mit anderen sich vereinigend, in die weiten Promenaden und in den Park der Stadt führt. An der Post angelangt und zu des Schneiders Vogel Haus gewiesen, wo der Schwager Daniel wohnte, wurden die Reisenden mit Freudengeschrei von dessen Kindern empfangen. Noch im Laufe des Nachmittags bezogen sie eine eigene Wohnung gegenüber der Stadtkirche.

Der Aufenthalt in Ludwigsburg brachte Johann Ulrich eine ganz neue und interessante Aufgabe; er unterrichtete seiner Schwester ältesten Sohn, den neunjährigen Johann Ulrich — den späteren Sonderbundsgeneral —

im Schreiben, Rechnen, Französisch und Geographie; dessen gutes Herz und schnelle Fassungsgabe machten ihm viel Freude, wenn auch der Junge recht leichtsinnig und an geregeltes Arbeiten noch nicht gewohnt schien. Als im Juni der Schwager mit seinem zweiten Sohne für zwei Wochen auf einer Reise nach Stockach und Zürich abwesend war, nahm sich Johann Ulrich auch der beiden jüngsten Neffen an und begleitete seine Schwester Catharina bei all ihren Ausgängen.

Während die junge Stadt, erst 1706 von Herzog Eberhardt Ludwig gegründet, vom jetzt regierenden Herzog aber vernachlässigt, völlig einer verlassenen Braut glich und in ihrem trostlosen Dahinwelken nichts Anziehendes bot, gewährten ihre herrlichen Alleen, ihre weitläufigen Anlagen und die darin liegenden Lustschlößchen und Pavillons die reizvollsten Spaziergänge. Johann Ulrich liebte es besonders in den frühesten Morgenstunden dem erwachenden Gesang der Vögel in diesen Gärten zu lauschen und begeistert kehrte er jedesmal von seinen Ausflügen in das schöne Neckartal zurück.

Selbstredend fuhr er auch gelegentlich nach Stuttgart, wohin freundliche Jugenderinnerungen ihn riefen; hier besucht er seinen ehemaligen Lehrer Ströhlin und freut sich wieder einer guten Opernvorstellung, welchen Genuß er längere Zeit entbehrt hatte. Bei seinem Interesse für jede industrielle Unternehmung besichtigt er in Ludwigsburg die Tuchfabrik und die Porzellanmanufaktur. In die Verfassung des Landes sucht er Einblick zu gewinnen und verfolgt den Streit der Landstände gegen den Soldaten-Herzog Friedrich Wilhelm. Lebhaft bewundert Johann Ulrich den Fleiß des Landvolks und freut sich für dasselbe des reichen Fruchtsegens; aber mit begreiflicher Entrüstung stellt er — selber Weinbauer — die schändliche Verfälschung ihres Weines mit Obstmost fest und dessen hohen Preis!

Nach mehr als zweimonatigem Aufenthalte ging die Heimreise am 31. Juli über Stuttgart weiter; hier wurde am Abend zum Abschied vom Reich noch einmal die Oper besucht, die unter Zumsteegs Leitung und bei Abeilles Mitwirkung zu den besten zählte. Am 1. August verweilten sie mit dem Schwager vier Stunden in Hohenheim; ausführlich und mit Begeisterung schildert Johann Ulrich den bei aller Einfachheit großartigen Bau des Schlosses, von welchem selbst der Vater gesteht, daß er in den königlichen Schlössern zu Versailles rc. „wohl kostbareres, aber wenig so reizendes" gesehen habe; in der Anlage des englischen Gartens zeigte sich aber erst die unerschöpfliche Phantasie des verstorbenen Herzogs Karl: da war ein ganzes Dorf in römischen Ruinen aufgebaut, mit Ställen und Fischerei, in einer Köhlerhütte die Bibliothek der Herzogin, römische Bäder, Catakomben und Einsiedelei — alles im dichtesten Grün; eine Karthäuserkirche und ein herrlich schöner Sibyllentempel.

In einem besonderen Winkel der Anlage die Meyerei, die vom herzoglichen Ehepaar tatsächlich in ländlicher Einfachheit bewohnt worden war. Ein anderer Teil des Gartens war speziell der württembergischen Flora gewidmet, während daneben außer europäischen Pflanzen auch viele ausländische gepflegt wurden. Die meisten Bauten waren verwahrlost; auch das Schloß größtenteils seiner innern Ausstattung beraubt; nur die Gewächshäuser und der Wintergarten wurden noch unterhalten.

„Wie ein blendender Traum" verflogen den Besuchern diese vier Stunden auf Hohenheim und mit Bewunderung gedenkt Johann Ulrich des schöpferischen Geistes Herzog Karls, mehr noch des edlen Herzens seiner Gattin Franzieka: „Ganz Hohenheim wäre ein Denkmal dieser seltenen würdigen Frau, wenn sie sich nicht ein bleibenderes in den Herzen ihrer Unterthanen gestiftet hätte!"

Auf guten Straßen fuhren die Reisenden rasch durch das schöne und fruchtbare Württemberg weiter, in stetem Bergauf und Bergab über Tübingen bis Hechingen; die Steilheit der Zufahrt zu diesem elenden Residenzstädtchen gab nur eine Vorahnung dessen, was der folgende Tag an strapaziösen Wegen bringen sollte: über steinige Gäßchen und wurzelreiche Waldwege polterte die Reisekutsche dahin, bis ein unliebsamer Achsenbruch zu rasten zwang; notdürftig geflickt konnte der Wagen noch bis Duttlingen an der Donau gebracht werden. Am folgenden Morgen mußten die Reisenden warten bis die neue Achse eingesetzt war, während der Schwager Daniel nach Stockach vorausfuhr; Graf Johann Ulrich sprach mittags noch einen Kurier aus Zürich, der sich auf der Fahrt nach England befand und die neuesten Nachrichten aus der Schweiz geben konnte. Um 3 Uhr war der Wagen endlich wieder reisefertig; wenn auch die Wege noch schlechter als bisher schienen, so lenkte doch der Reichtum an schönen Aussichten die Sorge der Reisenden ab. Mit Genugtuung betraten sie das Schlachtfeld bei Liptingen, wo am Ostermontag des nämlichen Jahres Erzherzog Karl die Franzosen besiegt hatte, und bald darauf erblickten sie von hoher Warte aus den Bodensee und den heimatlichen Rhein! Noch ging die Fahrt auf fürstenbergischen und schwarzenbergischen Straßen halsbrecherisch weiter: durch einen Hohlweg, wo der Wagen so hin und her geschleudert und in die Höhe geschnellt wurde, daß ihn die Reisenden schon verloren gaben und obendrein sich noch über die Sträuche ärgerten, die ihnen ins Gesicht schlugen; auch erkannte Johann Ulrich mit sichtlichem Verdruß jene Stelle wieder, wo im Herbst 1797 auf der Rückreise von Marburg ihm eine Achse gebrochen war! Endlich erreichten sie, immerhin noch mit heilen Knochen, in finsterer Nacht das Dorf Thayingen und betraten freudigen Herzens den Schweizerboden.

Am 4. August ging es schon in der Früh um 5 Uhr durch das von Weinhügeln umringte Schaffhausen und auf Straßen, die vom Krieg zwar arg mitgenommen, aber dennoch besser als diejenigen des Reiches waren, weiter an den Rheinfall; die schöne Rheinbrücke war von den Franzosen abgebrannt worden, obwohl die österreichischen Generäle alles versucht hatten, um sie durch Verträge zu retten. Bereits an der Wirtstafel in Eglisau saßen zahlreiche kaiserliche Offiziere; in Kloten befand sich das ganze Hauptquartier des Erzherzogs Karl und kurz vor Zürich gar ein gewaltiges Truppenlager. In Zürich, dem Quartier des Generals Hotze, wimmelte es von österreichischem Militär und am nämlichen Abend bot sich ein besonders schöner Anblick: alle Häuser, namentlich das gefällige Rathaus über dem Wasser, prangten in märchenhafter Illumination zur Feier von Mantuas Eroberung!

Am Morgen des 5. wurde dem General Hotze im Werthmüller-Haus Besuch abgestattet, dann die Ausrüstung eines Schiffes für die Fahrt über den See angeordnet; erst abends 9 Uhr waren Wagen, Gepäck und Reisende bereit, und in sternenklarer Nacht glitt die Barke seeaufwärts, den lichterreichen Ufern entlang, über welchen von den Höhen des Ütliberges und des Albis die französischen Wachtfeuer loderten.

In der Morgenfrühe legte das Boot für die Paßkontrolle in Meilen an, gerade als die ersten Sonnenstrahlen die Gipfel der Schneeberge vergoldeten und gleich darauf ihre feurige Pracht über die zitternde Wasserfläche ergossen.

Bald darauf landeten die Reisenden in Stäfa zu einem wärmenden Morgenimbiß. Höher stieg die Sonne und der Wind erlahmte, sodaß die beiden Schiffsleute nur noch mit mühsamen Ruderschlägen das Boot vorwärtstreiben konnten; während bei günstigem Winde die Seefahrt sechs Stunden dauern mochte, brauchten unsere Reisenden siebzehn Stunden bis Lachen; aber Johann Ulrich genoß mit Wonne die Mannigfaltigkeit der Uferlandschaft und schon glaubte er die Gipfel der Seewiserberge ihm den Willkomm winken zu sehen. Unter der teilweise abgetragenen langen Rapperswyler Brücke durch gelangten sie in die wildere Gegend des Obersees und erfuhren in Lachen, daß auch die „Ziegelbrücke" vor Weesen von den Franzosen zerstört worden sei; so sahen sie sich genötigt in sengender Sonnenhitze die langsame Seefahrt bis Schmerikon fortzusetzen, um am rechten Linthufer nach Weesen zu gelangen. Nach 22stündiger Wasserfahrt landeten sie 7 Uhr abends in Schmerikon, wo ein kurzer Schlaf sie erquickte. Am 7. August saßen sie schon 4 Uhr morgens im Wagen und fuhren der über den Glarnerbergen aufgehenden Sonne entgegen; bald hinter Schänis kamen sie durch die morastige Riedgegend des Gasterlandes in das ärmliche Dorf Weesen, dessen Straßen ebenfalls feucht und sumpfig waren. Ein ungünstiger Ostwind erlaubte erst gegen 10 Uhr die Fahrt über den

romantisch-düstern Wallensee und um 1 Uhr nachmittags waren sie in Wallenstadt angelangt; in ungesunder Lage zwischen übelriechenden Sümpfen, mit unleidlicher Fliegen- und Mückenplage, von Menschen bewohnt, die, durch Kriegsnot und Feuersbrunst (Juni 1799) heimgesucht, völlig verarmt, schmutzig und verwahrlost waren, mußte das elende Städtchen jeden Durchreisenden unliebsam berühren.

Mit wachsender Ungeduld trieben nun die Reisenden ihren Fuhrmann weiter bis sich ihnen bald hinter Sargans, einem reizenden Gemälde gleich, die Aussicht auf die Herrschaft eröffnete. Über Ragaz, das die Franzosen auf ihrem Rückzug im Mai in Schutt und Asche gelegt hatten, erreichten sie, zwischen lauter Schanzen und Pallisaden hindurch, die Grenze ihres Vaterlandes; die abgebrannte Zollbrücke und das zerstörte Haus dabei waren stumme Zeugen, daß auch hier der laute Jammer, das ganze Elend des Krieges eingedrungen waren!

Johann Ulrich und sein Vater durften nach zwanzigmonatigem Exil, am 7. August 1799, ihr unversehrtes heimatliches Haus wiederfinden.

Kriegswirren.

1799 – 1800.

Im Mai des Jahres 1799 hatten die Franzosen vor Erzherzog Karl und General Hotze sich allmählich vom Bodensee zurückgezogen und auch St. Gallen aufgegeben; anfangs Juni wurden sie bei Zürich besiegt und mußten ihre Truppen um Bremgarten, Lenzburg und am Vierwaldstättersee konzentrieren; der Juli brachte die Nachricht von Suwarows glänzenden Siegen in Italien und auch in der Schweiz trat eine russische Armee unter Korsakow auf den Plan.

Bei diesem so erfreulichen Verlaufe der Kämpfe in der Schweiz, der ihnen die Heimreise erlaubt hatte, durften die müden Wanderer nun hoffen, in der Heimat wieder Ruhe und schirmendes Dach zu finden.

Zum ersten fanden sie freilich fremde Einquartierung, kaiserliche Offiziere; doch scheint der Verkehr mit diesen recht anregend gewesen zu sein: abends wurde im Haus musiziert und gesungen, tagsüber gingen viele Besuche ein und aus.

Zum zweiten aber — und dies war beunruhigend — hörte man viel von Freund und Feind; bei den Kaiserlichen war wenig Ermutigung zu finden, die Franzosen hingegen regten sich im Norden und Westen des Landes und hatten sowohl am Wallensee als im Bündner-Oberlande wieder die Oberhand gewonnen.

3

Kaum hatten die Heimgekehrten sich neun Tage der Heimat gefreut, als die Sturmflut des Krieges sie abermals von der Scholle wegspülen sollte!

Rittmeister von Altenberg, einer der im Bothmar einquartierten Offiziere, allarmierte die Familie am 16. August; doch lassen wir Johann Ulrich sprechen: „nachmittags erhielten wir ein Billet von Altenberg, daß General Jellachich am Wallenstadter See von den Franzosen zurückgedrängt werde; wir machten vorläufige Anstalten für einen Nothfall und fuhren sodann 4 Uhr nachmittags, in Matthis Wagen nach Chur, in der Absicht den folgenden Tag nach Sils zu gehen. Unterwegs begegneten uns die Frau Präsidentin samt Familie und Frau Vicarissin Rudolph schon auf der Flucht, und wir erfuhren, daß die Franzosen gegen das Oberland vordrangen. Bey Chur stießen wir auf eine Menge geflüchteter Güter und kaiserlichen Proviant etc. Bey Mathis trafen wir unsere Modeneser Offiziers, welche uns bessere Hoffnung gaben; dann besuchten wir Frau Burgermeister Beeli und Podestatin von Soglio. Zu Nacht aß Altenberg mit uns; die Berichte waren schlechter und hievon überzeugten uns auch die lärmenden Anstalten zur Flucht wovon die Nacht hindurch das Haus ertönte.

17. Altenberg und Hercules Pestaluz brachten uns die Nachricht, die Franzosen rückten stark im Oberland vor, und alles zeigte uns, daß General Linken weder Muth noch Mannschaft genug habe. Wir trafen daher Maßregeln auf dem Sand; und weil General Salis schon verreist und Herr v. Cronthal im Begriff war ihm zu folgen, so beschleunigten wir unsere Abreise unter der allgemein herrschenden Consternation und Verwirrung.

Um 11 Uhr führte Hercules Pestaluz uns, nebst der Frau Burgermeisterin im neuen Gebäu und Frau Planta aus Mayenfeld, von Chur weg in Mathis Wagen. Die Straße war voll fliehender Lastwagen und kaiserlicher Bagage. Unterwegs kam uns der Landsturm von Seewis, Grüsch und Schiersch entgegen, wobey auch Vetter Fortunat. Kein waffenfähiger Mann war in diesen biedern Gemeinden zurückgeblieben, manche sogar, die das hohe Alter freysprach, mitgekommen. Ihre Waffen waren, außer wenigen Flinten, Prügel und Morgensterne, woran vorne Bajonetter; sie schienen wohlgemuth, und viele Bekannte boten uns die Hand in den Wagen. Bey Zitzers stieg ich aus und gieng nach Marschlins, wo ich meiner Schwester bis 5 Uhr Abends einpacken half. In Malans traf ich die gleiche Verwirrung an; sie stieg aufs höchste, als der Landsturm, von Linken zurückgeschickt, ankam nebst vergrößerten Botschaften von den feindlichen Fortschritten.

Meine ältere Schwägerin gieng sogleich nach Jenins mit ihren Kindern; wir erhielten einige Beruhigung von Jan Sprecher, der bey uns zu Nacht aß und im stärksten Regen sodann an die obere Zollbrücke gieng; er kam mit der

Nachricht zurück, daß dort die Glieder der Interimal Regierung seyen und man mit Verreisen den folgenden Tag abwarten könne. Er legte sich hierauf Nachts 1 Uhr; wir anderen campirten auf Stühlen im Eßzimmer.

18. Um 5 Uhr morgens frühstückten wir und rüsteten uns zur Abreise als plötzlich Lattner hereinstürzte und versicherte, die Landstraße seye schon ganz schwarz voll Menschen; er glaubte Franzosen zu sehen; wir aber fanden in der Folge nichts als Bauern und Pferde. Schnell stiegen wir in den gepackten Wagen und fuhren nach Jenins; dort ließen wir meine beyden Schwägerinnen und eilten weiter über die Steige hinaus.

Der Schrecken einer so plötzlichen Flucht aller kaiserlichen Truppen und das Andenken der vorigen schändlichen Aufführung der Franzosen hatte alles in Bewegung gesetzt. Die Straße konnte kaum die Menge der Fliehenden fassen. Die ärmsten Leute, Greise, Weiber mit Kindern auf dem Arme drängten sich zwischen den Wägen hindurch; viele, besonders aus dem Oberland, trieben ihr Vieh vor sich her; manches Weib hatte eine Ziege an der Hand, mit deren Milch sie ihr Kind neben der Landstraße tränkte; sogar Kranke fuhren auf kleinen, mit Betten beladnen Wägen. Tausend Bilder des Elends stellten sich hier dar.

In Balzers war alles gepfropft voll; unter Andern kam Landshauptmann Planta von Zernetz auf einem Ochsenwagen an. Wir bekamen mit Mühe Brodt und Käse und Wein, das wir in Gesellschaft Vetter Fortunats verzehrten, der uns eine Wurst aus der Tasche dazu contribuirte. Als endlich 2 elende Pferde unserm Wagen vorgespannt waren (unsere eigenen hatten wir durch Petern meinen Schwägerinnen zurückgeschickt) gelangten wir nach Feldkirch, wo wir unsere meisten Mitflüchtlinge und auch bessere Nachrichten antrafen. Mit Landshauptmann Planta, Landrichter Riedi, Verwalter Toggenburg, Caprez von Truns u. a. m. speisten wir zu Nacht; als Bedienten hatten wir den Peter des Bundspräsidenten Anton gemietet.

19. Nach dem Frühstück kamen meine Schwägerinnen an; wir speisten mit vielen Landsleuten zu Mittag und nach Tisch gieng ich mit dem jungen Amstein, Heinrich Gugelberg, Fortunat und Capretz auf den Kapf, wo im Frühjahr die Vorarlberger sich so tapfer gegen die Franzosen gewehrt hatten". Auf dem Kapf erzählten einige Landschützen den Fremden freudig stolz ihre Taten. Am gleichen Tage machte Johann Ulrich mit Gugelberg und Amstein noch einen Spaziergang längs der Ill gegen das Montafun; der Weg erinnerte ihn an die Klus, den Eingang ins Prättigau. Am nächsten Tage werden Besuche empfangen; die Marschallin und ihre Tochter Gräfin Salis-Zizers, Offiziere, Flüchtlinge, u. A. m. Bei General Salis wird dessen Besuch erwidert; er unterhält sich gerade mit Freiherr von Cronthal — dem österreichischen Gesandten an die

drei Bünde. – Ein Spaziergang mit der befreundeten Familie Gugelberg auf die Schattenburg erfreut die Teilnehmer durch den reizvollen Blick auf das kleine Städtchen, mit den breiten, sauberen, von Arkaden gesäumten Straßen.

Als aber gegen Abend bekannt wurde, daß die französischen Vorposten, die nicht weiter als Somvix gekommen waren, sich schon zurückgezogen hatten, beschlossen die Flüchtlinge, den folgenden Morgen die Rückfahrt anzutreten.

Am 21. abends erreichten Vater und Sohn wieder Malans; im Bothmar fanden sie starke Einquartierung und längs der Landquart überblickte man das Lager der kaiserlichen Truppen, welches tagsdarauf gegen Chur verlegt wurde. Aber neue Einquartierung, abendliche Konzerte der Regimentsmusik vor dem Schlosse und zahlreiche Besuche geben nach wie vor dem Leben ein militärisches Gepräge.

In den letzten Tagen des Monats kommt Johann Ulrich mit seinem Vater nach Chur, wo sie im Bothmar „auf dem Sand" speisen, „zwischen zerschlagenen Comoden, Türen, u. s. w.", um noch gleichentags in einer kleinen Chaise zur Schwester nach S i l s zu fahren. Dort treffen sie ausländische Gäste: Nachtigall, der, auf der Reise nach Deutschland, einen Brief Johann Ulrichs an Jung mitnimmt; und G r a ß, aus Riga, der seine Malereien zeigt und abends seine Gedichte vorträgt. Auf der Rückreise nach Malans besuchen Vater und Sohn auf dem Hofe in Chur den General Linken.

Im September geht Johann Ulrich häufig nach Marschlins zur Schwester, die ihm von seinen Geschwistern im Alter am nächsten steht. Von der Ruine Wineck aus, über Malans, freut er sich der schönen Aussicht auf das Land: der Blick schweift ungehindert nach Süden in die Gegend von Chur, nach Nordwesten gegen das Schloß Sargans, im Vordergrunde über Wald und sanft abfallendes Rebgelände bis hinunter zum Rhein, wo das Regiment Kaunitz in der Ebene sein Lager aufgeschlagen hat. Dort, an der unteren Zollbrücke, hat die Familie Gugelberg auf den Wiesen ein Zelt errichtet, wo Besuche empfangen werden, Offiziere ein- und ausgehen und wo man noch am zuverlässigsten über die militärischen Ereignisse unterrichtet ist.

Von diesen Nachrichten war wohl am erfreulichsten die, daß General Suwarow am 14. September Airolo erreicht hatte und nun mit seiner Armee über den Gotthard vorrückte, um den allgemeinen Angriff auf die Franzosen in der Schweiz zu unterstützen. Zur Sicherung der Verbindung zwischen der kaiserlichen Armee Auffenbergs und der Armee Suwarows, boten die drei Bünde 4000 Mann Landsturm ins Oberland auf. Johann Ulrich erhielt bei diesem Anlaß am 16. September von der Gemeinde Seewis die E r n e n n u n g z u m H a u p t m a n n. Diese Charge lehnte er jedoch in einem sorgfältig redigierten Schreiben ab; dazu mag ihn unter anderem auch der Umstand

bewogen haben, daß er als einzig noch lediger Sohn seinem Vater bei Ordnung der Geschäfte behülflich sein konnte. Durch die kriegerischen Verhältnisse wurden auf den Gütern manche ungewöhnlichen Anordnungen notwendig; auch dabei ging er gelegentlich dem alternden Vater an die Hand; so erzählt er beispielsweise unterm 17. September in seinem Tagebuch: „Morgens halb 7 Uhr fuhr ich mit Johannes in dem kleinen Wägelchen nach Flims. Bey Ems stand ein beträchtliches Lager; der Weg hinter Reichenau war sehr steil, doch noch mit schmalem Geleise zu befahren. Ich sah Tamins, in dessen Brandmauern hie und da gebaut oder wenigstens gedeckt wurde; viele Soldaten waren daselbst. — In Flims aß ich zu Mittag und packte ein, was bei unglücklichem Ausgang der Sachen in Gefahr stehen konnte".

Tatsächlich schien ein derartiger „unglücklicher Ausgang", trotz Suwarows Nahen, keineswegs ausgeschlossen. Schon ende August hatte Erzherzog Karl mit seiner Armee die Schweiz verlassen und nun entschloß sich Massena noch vor Suwarows Eingreifen einen entscheidenden Kampf zu wagen. In Graubünden gingen bereits die unverbürgtesten Gerüchte um, von General Hotzes Niederlage und Tod, und die kaiserlichen Offiziere sahen aus „wie die personifizierte Reträte".

So traf man denn ende September auch im Bothmar alle Vorbereitungen zu einer abermaligen Flucht, packte und verschickte vielerlei nach Chur. Am 1. Oktober vernahm man in Malans eine anhaltende Kanonade: Suwarow kämpfte erbittert bei Glarus. Von ihm wurde die Befreiung erwartet!

Die ersten Russen erschienen auch schon im Bündnerlande: blaue, reguläre Kosaken; mehrere ließen sich in der Schmiede vom Schloß die Pferde beschlagen, andere im Dorfe auf offener Straße den Bart scheren; ein Kosakenhauptmann bestellte im Bothmar Quartier für zwei Generäle; „er speiste Milch und Brodt und Brandtewein, wobey er tausend Kreuze und Danksagungen machte". Die Dorfbewohner mußten wohl staunen ob solch fremden Kriegsvolkes — der Knecht bezeichnete sie kurzerhand als „Kapuziner und Bauern zu Pferd"! Johann Ulrich sollte bald mehr von ihnen zu sehen bekommen — zwei ganze Armeen, die sich vor den Franzosen zurückgezogen und leider nicht die erhoffte Befreiung gebracht hatten!

Den gewiß malerischen Anblick dieses russischen Heeres genoß Johann Ulrich noch im Laufe des Oktobers in Lindau. Dort waren nämlich sein Vater und er vor zwei Monaten durch irgend welche Zufälligkeiten gezwungen gewesen, einen Teil ihres Gepäckes zurückzulassen. Sei es nun das Bewußtsein, daheim ohnehin alles für eine längere Abwesenheit geordnet zu haben, oder auch eine gewiß berechtigte Ängstlichkeit, die fraglichen Koffer nicht rechtzeitig ab-

holen zu können — jedenfalls beschlossen sie am 17. Oktober nach Lindau zu fahren.

Erst an diesem Tage erfuhren sie in Feldkirch die Einnahme Zürichs durch die Franzosen; Massena hatte hier Korsakow am 26. September besiegt, bevor es Suwarow gelungen war sich von Süden her durchzukämpfen.

Wegen einiger Geschäfte, die der Vater in Feldkirch erledigen mußte, wurde hier zwei Tage gerastet, die Gräfin und die Marschallin von Zizers besucht, auch die Schwester von Marschlins, die seit einiger Zeit in Rankwyl war; am 19. abends traf unerwartet noch „die Frau Schwester Gubertin mit ihrem Hans" ein: sie war durch eine Kanonade von Malans vertrieben worden; denn auch von Ragaz und Valens aus hatten die Franzosen einen Angriff über den Berg unternommen, die Kaiserlichen im Rücken gefaßt und auf das rechte Rheinufer zurückgeworfen.

Nach Erledigung der Geschäfte ging die Reise weiter: „den 20. Oktober morgens verließen wir Feldkirch im Nebel und auf elenden Landstraßen; in Hohenems speisten wir im Posthaus mittelmäßig zu Mittag und weil wir eigene Pferde hatten, hielten wir uns in Bregenz nicht auf, sondern fuhren weiter. Gleich hinter der Stadt wurden wir aufgehalten; ein russisches Corps von etwa 4—5000 Mann defilierte durch ein Thor herein, das wir noch zu passieren hatten. Es war lauter Infanterie; ihre Kleidung sehr baufällig, die grünen Röcke mit tausendfarbigen Lappen geflickt, und die Schuhe ebenso schlecht; die Leute sahen frisch und wohl aus. Neben den Infanterie-Colonnen ritten viele Cosaken; diese waren von den unregulirten und völlig verschieden an Kleidung untereinander. Alle hatten lange Bärte, und manche so stark, daß man sie in ihren braunen Mänteln und geschornen Köpfen, wovon mehrere die Mütze verloren hatten, kaum von Kapuzinern unterscheiden konnte. Ihre Pferde sehen elend aus; man erstaunt aber, wenn man diese kleinen Thierchen auf einen Streich mit des Reuters kleiner Peitsche in dem schnellsten Trab gleichsam davonfliegen sieht; ihr Geschirr ist elend, der Zaun nur eine Trense, oft nur ein Strick; dies macht sie gegen europäische Reuterey untauglich; auch ihre Waffen, die Lanze, sind es gleichfalls.

Eine gute Stunde hatte uns dieser Zug verweilt und wir kamen erst bey anbrechender Nacht weiter. Bis Lindau braucht man eigentlich 2 Stunden; aber die Wege waren so fürchterlich schlecht, daß wir erst um 8 Uhr ankamen. Vor der Stadt hatten wir einen schönen Anblick: in einem halben Kreis bis an den See schien der ganze Horizont in Flammen zu stehen; die Armeen von Suwarow und Korsakow waren hier zusammengestoßen und ihre zahllosen Wachtfeuer umringten die ganze Gegend; jenseits des Sees sah man die französischen. — Trotz der ausgeschrieenen russischen Plünderungssucht sahen

wir auch keinen einzigen der vielen zerstreuten Cosaken, der sich unserm Gepäcke nur genähert hätte.

In Lindau war die ganze Stadt gepfropft voll. Kein einziger Gasthof hatte uns aufnehmen können, nicht einmal in eine Wirthsstube zu treten war möglich. Durch ein glückliches Ungefähr wurden wir endlich nach langem Warten in einem Privathause aufgenommen, bey dem Nudler Mich. Willhalm. Abends 9 Uhr besuchte noch die Frau Vicariessin von Tagstein ihre Niece, meine Schwägerin, und gegen Mitternacht legte ich mich mit meinem Vater, herzlich froh von der Straße errettet zu seyn, in einem dunkeln kerkerähnlichen Gewölbe mit eisernen Thüren, zu Bette. den 21. Jetzt sahen wir erst bey Tage das Gewimmel in der Stadt. Die Straßen standen voll Kosakenpferden, deren Herren ebendaselbst übernachteten; voll Wagen, Streue und Unrath; zwischen diesen drängten sich Russen zu Fuß und zu Pferd, Pfälzer, Schweizer, Emigranten, Kaiserliche – kurz das Militär einer halben Welt in buntem Gewühle durcheinander."

Die nächsten Tage wurden Besuche empfangen und zurückgegeben, ein Logis gefunden, aber durch den Prinzen von Condé wieder verloren, Spaziergänge gemacht, u. s. f. „den 25. Nachmittags zu dem russischen Lager gegangen; die Zelte waren schön und groß, alle oben grün angestrichen, sehr ordentlich gestellt. Eine Menge meistens junger Generäle sah man allenthalben; auch schwere Cavallerie, die preußisch und sehr gut gekleidet ist und schöne große Pferde hat. – Wir hatten gehofft den alten Souvarov zu sehen, aber ohne Erfolg. Die vorigen Tage war er ausgegangen in einem leichten weißen Jäckchen, ledernem Casquet, langen Beinkleidern unten aufgeknöpft, und an einem Fuß, wegen Verwundung, einen Pantoffel, am andern einen großen herabhängenden Reitstiefel. Seine Statur soll klein seyn, sein frisches rothes Gesicht nicht häßlich; und graue, sparsame Haare. Oft geht er in die Kirchen und küßt jeden, der ihn besucht; als einige Deputirte der Stadt sich bey ihm einfanden mit Beschwerden war er so unterhaltend, daß diese Herren vor seinen Erzählungen gar nicht zu Worte kommen konnten! Die Gemeinen Russen waren ziemlich excessiv in der Stadt, ließen sich aber durch herzhaftes Betragen abschrecken; die Offiziers meistens starke Spieler; viele schlichen sich ohne Bezahlung aus den Wirtshäusern und einige griffen sogar nach dem Silberzeug. Die Cosaken lagen Tag und Nacht auf den Straßen, wo sie auch ihre Mahlzeiten verzehrten; wenn sie Wasser am Brunnen tranken, so geschah es niemals ohne viele Kreutze zu machen. – Wir sahen den Printzen Paul Constantin; sein Gesicht verspricht nicht viel und sein Betragen soll niedrig seyn."

Ende Oktober wurde die Heimreise angetreten; die Aussichten für die Zukunft waren wenig erfreulich: die Russen, von deren Hülfe man sich so viel

versprochen, hatten sich zurückziehen müssen; und auch alle kaiserlichen Offiziere in Balzers sprachen schon von der bevorstehenden „Retirade" General Linkens aus Graubünden. In Malans, das am 1. November erreicht wurde, war wohl noch Einquartierung, aber auch große Niedergeschlagenheit. Die Rückzugsbefehle waren schon gegeben: eine Kolonne sollte sich über die Steig zurückziehen, die zweite durch das Prättigau, General Linken selber mit der dritten Kolonne ins Engadin. Unter diesen trüben Auspizien verließen die vom Schicksal zu unstetem Flüchtlingsdasein Verurteilten schon am nächsten Tage wieder die Heimat und erreichten bei trüber Witterung und starkem Regen zu nächtlicher Stunde Vaduz. – Einige Hoffnung mag tagsdarauf die in Feldkirch erhaltene Nachricht gegeben haben, an Linken sei Befehl ergangen Bündten zu halten; der Durchmarsch von Verstärkungen für die Heimat steigerte gewiß noch mehr die Zuversicht. Trotzdem aber entschloß sich Graf Johann Ulrich am 6. November weiter zu fahren.

Die sonnige Witterung heiterte die Reisenden auf; der Blick in das schöne Rheintal und auf die gegenüberliegenden fruchtbaren Anhöhen, mit den zahlreichen Dörfern und Landhäusern, erfreute den Sohn, der mit Interesse alles betrachtet: eine Schlachtenkapelle von Hohenems, das Bad Ems und das Harrachsche Schloß, die Brücke über die Lauter, die reizvolle Gegend von Bregenz und die zum Schutze des Städtchens aufgeworfenen Schanzen. Schließlich fährt der Wagen über die lange Brücke nach Lindau ein, das Vater und Sohn erst neun Tage zuvor, am 28. Oktober, nach einwöchigem Aufenthalte verlassen hatten. Dieses Mal wurden sie durch die reichsstädtischen Paßkommissäre nach Name, Stand und Herkommen ausgefragt, eine Formalität, die während der russischen Einquartierung nicht stattgefunden hatte und nun die Reisenden um so kleinlicher anmutete; hingegen fiel es nicht schwer gute Unterkunft im Gasthof zur „Krone" zu finden.

In dem vom letzten Aufenthalte bekannten Nudelmacherhaus wohnte noch die Schwägerin, bei der die beiden Flüchtlinge in der Folge täglich zu Mittag speisten; auch sonst waren in der Stadt noch viele französische, niederländische, schweizerische und bündnerische Emigranten, die lebhaft untereinander verkehrten. Von Schweizern seien die Herren Peyer, Gonzenbach, Paravicini genannt; von Bündnern die Salis-Haldenstein, Pestaluz, Baron Heinrich Salis-Zizers; ebenso die Familie Courtabat, die am See ein schönes Landhaus mit Orangerie besaß.

Am Morgen des 17. November wurden in Lindau durch Freudenschüsse die kaiserlichen Erfolge in Italien gefeiert; der sieggewohnte Erzherzog Karl hatte sich nach Deutschland gewandt, um auch am Rhein die Franzosen zurückzuschlagen; in Graubünden war der stets zögernde General Linken durch den

Fürsten Reuß im Kommando ersetzt worden; die Lage schien sich allem nach zu Frankreichs Ungunsten zu verschieben.

Bei kaltem Nebelwetter verließen unsere Flüchtlinge am Morgen des 20., nach vierzehntägigem Aufenthalte, abermals Lindau und erreichten am folgenden Abend Malans. Die Einquartierung war hier stärker denn je: im Bothmar allein 6 Offiziere, 1 Feldwebel, 1 Schreiber, 63 Gemeine und 32 Pferde, die meisten vom Regiment Gradisca; lauter Namen wie Mihich, Philippovich, Csutturich, Ljubibratich u.s.f. Ja, am 8. Dezember morgens 8 Uhr wurde in der Malanser Dorfkirche sogar eine griechische Messe gelesen!

Gleich in den ersten Tagen wird General Auffenberg in Mayenfeld besucht; häufig geht Johann Ulrich wieder zur Schwester in Marschlins, wo auch am 17. sein im Alter von zehn Monaten verstorbener Neffe Johann Ulrich bestattet wird. In den Bothmar kommen zahlreiche Besuche, darunter auch Graf Johann Salis-Soglio; mit den Offizieren wird Schach und Billard gespielt, musiziert und vorgelesen.

So ging das Jahr 1799 zur Neige, ohne den ersehnten Frieden gebracht zu haben, und Johann Ulrich beginnt sein Tagebuch für das neue Jahr mit der Überschrift:

ConCeDe paCeM (CCDCM = MDCCC).

Den 13. Januar notiert er: „Morgens war in unserem Baumgarten Revision über 800 Mann; man untersucht was mangelt und was geklagt wird. General Auffenberg aß mit uns zu Mittag.“ Die Folge dieses Besuches war eine wesentliche Verminderung der Einquartierungs-Lasten.

Am 26. kommt wieder Graf Johann auf Besuch, und zwei Tage später ging es zu offiziellem Feste in die Hauptstadt: „Auf Einladung General Auffenbergs fuhr ich mit meinen Schwägerinnen auf einen Ball nach Chur, den unter dem Namen des Fürsten Reuß die Offiziere bey Gelegenheit der Revue gaben. Der Ball war in dem Bavier-Hause gegen Masans; der Saal klein und schlecht, nur 8 Lichter, die Musik sehr mittelmäßig, die Gesellschaft etwa 24 Paare. Man tanzte lauter Langaus, die mir gar nicht behagten und 2 verwirrte Anglaisen. Unter den Bekannten war Auditeur Beraneck, Rittmeister Rajakowich, Graf Johann, u.a.m. Um 5 Uhr Morgens nach Haus.“ Tagsdarauf kehrt Johann Ulrich nach Malans zurück und reitet am letzten des Monats auf General Auffenbergs Pferd nach Marschlins.

Den 2. Februar besucht er mit dem Vater auf der Fahrt nach Chur Baron Heinrich in Zizers und am Nachmittage des 3. den Fürsten Reuß. Zwei Tage verweilten sie in Chur, weil sie einen Paß mitzunehmen unterlassen hatten, empfingen den Besuch des Grafen Johann und waren am Lei-

chenbegängnis des Obersten Buol. Dann gings früh morgens zu Pferd nach Flims, wo sechs Tage mit den Bauern gerechnet wurde; die Leute hatten 11 Stück Vieh an die Franzosen abgeben müssen und 13 Stück an die Kaiserlichen; im Herrenhause aber hatten die Russen gehaust und sämtliche Türschlösser erbrochen. Auch hier besucht sie Graf Johann. — Nach Erledigung der Geschäfte verreisten sie über Bonaduz, wo der Paß von einem kaiserlichen Major unterschrieben werden mußte, zur Schwester nach Sils; hier traf Johann Ulrich seinen Freund Graß und sah auch seinen Vetter und Studiengenossen Salis-Samaden wieder, der als Oberleutnant im kaiserlichen Regiment Salis-Mayenfeld stand. — Mitte Monats ging die Heimreise über Chur, Zizers und Marschlins. In den letzten Tagen des Februars macht Johann Ulrich einen Spaziergang auf Schloß Wineck, mit seinen Schwägerinnen und dem Grafen Johann, und auf Schloß Klingenhorn.

Um diese Zeit war im Bothmar auch General Auffenberg einquartiert, dessen liebenswürdiges Wesen sich die Sympathien aller erwarb; so stellte er den jungen Leuten gelegentlich seine Pferde zur Verfügung; am 24. März dislozierte er jedoch mit seinem Adjutanten nach Chur, das der Fürst Reuß verlassen sollte. Da war denn die Familie seit langer Zeit wieder einmal ohne Einquartierung bei Tisch. — Zwei Tage später begleitete Johann Ulrich seine beiden Schwägerinnen nach Chur, von wo aus die eine am 27. nach Soglio zu reiten gedachte; vor seiner Rückkehr machte er noch bei General Auffenberg Besuch, der im Spaniöl Quartier bezogen hatte.

Noch am gleichen Nachmittag des 27. traf Johann Ulrich in Malans seinen Freund Graß, der an der obern Zollbrücke, weil er keinen Paß bei sich hatte, ausgezogen und gründlichst „visitirt" worden war; mit Pfarrer Riedi stiegen die beiden den Bothmarberg hinauf nach Klingenhorn, dessen altersgrauer Turm romantisch aus dichtem Walde hervorlugt; es war ein schöner Abend.... „ich schnitt Graßens Namen in die alte Buche neben dem Schloß, die bey vielen andern auch meines guten Hofmeisters J. K.(ahlert) Namen trägt. Wir waren alle sehr froh und Graß sagte: Wenn uns der Himmel übers Jahr wieder so heiter vereinigt, wollen wir diesen Tag mit einer Flasche Wein bei der Buche feyern"...

Wer ahnt bei so heiterer Stimmung, daß die schwersten Schicksalsschläge so unmittelbar bevorstehen? Johann Ulrich sollte nur noch zwei Monate sich der herrlichen Landschaft in jugendlicher Wanderlust erfreuen dürfen; statt der Jahresfeier dieses fröhlichen Ausfluges zeichnete Graß später ein niedliches Aquarell der Ruine Klingenhorn in Johann Ulrichs Stammbuch, drei kleine männliche Figuren im Vordergrund; dazu lesen wir:

Unser Wandelgang nach Klingenhorn.

An Joh. Ulrich v. Salis.

Freund! Gedenke des Abends, da wir entflohen dem Thale,
Irrten bei trautem Gespräch um Klingenhorns altes Gemäuer.
Schon entkeimte die Primel, es lockte das duftende Veilchen,
Und das Flattern der Vögel verkündete Kommen des Frühlings.
Blätterlos war noch der Hain, doch sichtbar umschloß ihn der Himmel.
Nur in der Tiefe des Thals lag dunkles Gewitter des Krieges.

Also umschließt und erfüllet ein Himmel den Busen des Menschen,
Wenn er mit schwellender Brust die Hügel der Kindheit betritt.
Aber im Thale des Lebens harrt Sorge und Täuschung und Krankheit,
Und das ätherische Blau der Hoffnung wird dunkelnde Nacht.

Freund! ich denke mit Wehmut des Hügels auf dem wir uns freuten;
Ach! betreten wir nimmer sie wieder die liebliche Spur?
Bleibt sie dir immer versagt, die Freude des fliegenden Wandels,
Welche die Gipfel erklimmt, die Tiefen der Thäler durchirrt?
Wird es mir nimmer vergönnt zu kehren von fernem Gestade
Wieder zu grüßen das Land, das Frieden der Heimat mir gab?

Dunkel umhüllt unser Loos! Wir wallen im Lande der Prüfung.
Dulden sei unsere Kunst, Hoffnung verlasse uns nie!
Heller erscheint uns ihr Licht im knospenden Lenze des Lebens,
Aber auch dann, wenn der Sturm die Blätter der Freude verweht.

C. Graß, aus Riga."

Noch aber genossen die Freunde ahnungslos das Beisammensein; Graß blieb noch einige Tage zu Gast. Sie besuchten die Verwandten in Jenins, in Grüsch, auf Marschlins – unterwegs mochte Graß in Feuer geraten und dann deklamierte er seine Romanzen von Solavers und von Frakstein, zu deren verfallenen Gemäuern sie emporblickten.

Auch mit einem Hauptmann Rothkirch verkehrte Johann Ulrich in diesen Tagen viel; sie lasen miteinander Schillers Geisterseher, Emilia Galotti, Clavigo, Musarion, Oberon; mit Rothkirch und andern Gästen wird auch eifrig musiziert. Und wenn Johann Ulrich ein Stündchen allein war, machte er sich an irgend eine minutiöse botanische Zeichnung und führte sie mit feinem Pinsel aus; oder er schrieb einen Klavierauszug aus einer italienischen Arie.

Auf den 1. April fuhr er mit dem Vater wieder für drei Tage nach Chur; General Auffenberg wird täglich besucht oder speist bei ihnen „auf dem Sand". Im April ist der Vater vom 9. bis 23. auf Seewis; ausnahmsweise begleitet ihn der Sohn diesmal nicht, weil oben eine Seuche herrscht. Über die Osterfeiertage kommen Husaren ins Quartier: die Kerls sind abends bei einem Krug Wasser und zu einer elenden Zitherbegleitung froh und lustig beim Tanz! Das Regiment Salis passiert die obere Zollbrücke; es sollte bald die Feuertaufe bestehen: am 23. Mai schlug es einen Angriff von 800 Franzosen ab, „wobey es sich großes Lob erwarb".

Dazwischen immer wieder Besuche in Marschlins, in Zizers und in Chur, wo am 25. April im neuen Gebäu „die Versammlung der Verwandten" tagt und von wo am nämlichen Abend Johann Ulrich den General Auffenberg wieder nach Malans begleitet. Von einem zweitägigen Aufenthalt bei der Schwester in Sils kehrte er durch das in herrlicher Maipracht blühende Domleschg und Rheintal in einem Tage zu Fuß zurück – „mit Füßen voll Blasen" erreichte er am Abend Malans.

Am 19. Mai ging er mit Pfarrer Riedi, der fast täglich zu ihm kam, in den Wäldern gegen die Klus hin botanisieren.... es sollte das letzte Mal sein, daß er in wissenschaftlichem Sammeleifer die heimatlichen Wälder und Auen durchstreifte.

Schon seit geraumer Zeit litt er an Appetitmangel und Schlaflosigkeit; der Föhn steigerte sein Unbehagen, seine Kopfschmerzen und seine Reizbarkeit; dazu fühlte er in den Füßen eine zunehmende Schwere, sodaß er beim Gehen häufig stolperte. Der vorerst am 26. Mai konsultierte Regimentsarzt verschrieb ein Laxativ; in Chur sollte Dr. Rascher besucht werden – das Unglück aber wollte, daß vor Chur eine Achse brach und der Patient ein Stück weit zu Fuß gehen mußte; Rascher verordnete ein Vomitiv und äußerte seine Unzufriedenheit über die Behandlung durch den kaiserlichen Chirurgen. Pfingstsonntag, den 1. Juni, gebrach es dem Kranken beim Erwachen an Kraft die Beine, insonderheit das linke, zu bewegen; mit Mühe zog er Strümpfe und Beinkleider an; als er aber aus dem Bett war und auf das linke Bein stehen wollte, stürzte er zusammen. Der Vater eilte erschrocken in das Zimmer. – Dr. Rascher war zuversichtlich; er hatte kürzlich den jungen Stephan Pestaluz von einer ähnlichen Lähmung geheilt; es werde aber „ein langes Kindbett" werden, meinte er....

Es sollte freilich ein langes, ein unendlich langes Leiden und eine schwere Prüfung für den erst 23jährigen werden!

Getäuschte Hoffnungen.

1800 – 1803.

Im ersten Jahre seiner Lähmung versuchte Johann Ulrich in Chur alle möglichen Mittel und Heilverfahren. Kräuterbäder und Ameisenbäder, Arnika und China, sowie Cantharidensalbe stärkten allmählich das rechte Bein soweit, daß er ende Juni bereits im Lehnstuhl saß und außer Bett zu Mittag speisen konnte; am linken Beine jedoch wurde weiter experimentiert: ein Blasenpflaster auf die Kniekehle und Einreibungen mit verschiedenen Essenzen, Tropfen von Bibergeil und Hirschhorn, Belladonnapulver usw., hatten keinen wesentlichen Erfolg; immerhin konnte er am 1. August – nach zweimonatiger Behandlung –, erstmals den Versuch wagen, auf Krücken gestützt herumzugehen. St. Moritzer Wasser, täglich drei Gläser Completer mit Rosmarin, Umschläge und Vollbäder in Wein sowie in destillierten, aromatischen Pflanzen, Hoffmans Tropfen, Bäder mit Eichenrinde, Dampfbäder ... mit all diesem konnten aber keine weiteren Fortschritte mehr erzielt werden.

In solchem hilflosen Zustande mußte der Kranke auch noch manche Aufregung der Kriegszeiten erleben; so brachte der Diener in den frühesten Morgenstunden des 13. Juli die allarmierende Nachricht, daß die Franzosen bei Reichenau angriffen, und sechs Uhr früh ließ General Auffenberg wissen, er werde sich nur noch wenige Stunden halten können; da bot Dr. Rascher dem Patienten Zuflucht in seiner Wohnung, da der Bothmar auf dem Sand vor den Toren der Stadt lag und deshalb gefährdet erschien; auf dem Rücken des getreuen Johannes wurde der Umzug bewerkstelligt. Mittags zogen die Kaiserlichen ab und gegen 5 Uhr rückten die Franzosen ein; tags darauf bezog General Lecourbe sein Quartier in der Stadt; er verlangte sogleich vom Rat einen Fünfervorschlag zur Bildung einer neuen Regierung, eine Zumutung, die der Rat ablehnte. Nach zweitägigem Aufenthalte verließ Lecourbe die Stadt und General Chardon ließ die frühere provisorische Regierung wieder einsetzen. Schon am 17. Juli wurde ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Österreich bekannt gegeben.

Unterdessen fuhr Johann Ulrich in einem kleinen Wagen wieder in sein Haus auf dem Sand, das mit mancherlei Einquartierung belegt war, welche viel Lärm und Scherereien verursachte: sei es, daß ein flegelhafter Offizier seinen Kameraden aus dem guten Quartier verdrängen wollte, oder daß die unerschrockene Köchin einem frechen Soldaten ein brennendes Scheit über den Kopf schlug. Am 23. Juli traf der Bruder Johann Gaudenz ein; Johann Ulrich fand ihn sehr gealtert und sein Haar völlig ergraut. Vier Monate

später, am 18. November, kam auch der Bruder Gubert zurück, nach 1½jähriger Deportation „einstweilen" in die Heimat entlassen. Auch von Freunden erhielt Johann Ulrich zahlreichen Besuch: der Maler Richter, Bundi, Graß, Nachtigall, Baron Heinrich und Graf Franz Simon von Zizers, Pfarrer Lorza, Herkules und Johann Anton Pestaluz und andere. Der Vater weilte wohl meistens auch in Chur, mußte aber häufig nach Seewis und Malans fahren. Am 2. Januar 1801 verließen die Franzosen schließlich die Stadt; jedermann atmete erleichtert auf. Am 16. Februar traf endlich auch der Schwager Vinzenz Salis-Sils, aus der Deportation zurückkehrend, ein; er war mit dem Schwager von Marschlins, Landammann Curtin und Ludwig Balletta am 15. von St. Gallen aus zu Fuß aufgebrochen.[22] Am 8. März fand eine Friedensfeier statt, doch lagen auch nach dem Abzug der Franzosen noch bis in den Mai hinein helvetische Truppen im Quartier, zum Schutze des „Präfekturrates" und zur Sicherung eines baldigen Anschlusses an Helvetien.

Eine besondere Freude bereitete es Johann Ulrich, daß ihm das Fortepiano seines Schwagers Daniel aus dem alten Gebäu zur Verfügung gestellt wurde und die geliebte Musik teilweises Vergessen seiner Leiden brachte. Der altbewährte Hausarzt Rascher wollte ein Letztes versuchen, als er am 25. Januar eine selbst fabrizierte Elektrisiermaschine brachte. Da aber alle Heilversuche erfolglos blieben, ward beschlossen, sobald es die Verhältnisse in der Schweiz gestatten würden, einen Arzt in Zürich zu konsultieren.

Am 23. Juni morgens verließen Vater und Sohn die Stadt Chur. Nachdem der erste Reisetag sie bis Wallenstadt gebracht hatte, wo sie beim Landeshauptmann B e r n o l d, d e m „B a r d e n v o n R i v a", übernachteten, bestiegen sie am 24. das große, bedeckte und sehr gute Schiff des Johannes Wunderli; diesmal sollte die Reise auch von Weesen bis zum Zürchersee zu Wasser zurückgelegt werden, um das schwierige und lästige Ein- und Ausladen des Gelähmten zu vermeiden; daher wurde auch das Mittagessen an Bord eingenommen; am Abend landete das Schiff in Männedorf. Mit dem dritten Reisetag erreichten sie ihr Ziel und legten in nächster Nähe des Gasthauses „zum Schwert" an; bei den Bemühungen den hilflosen Reisenden vom Landungssteg ins Haus zu bringen erwiesen sich sowohl die bereitstehende Portechaise, als auch der von Chur mitgeführte Lehnstuhl als untauglich und der Rücken des „einzigen Johannes" als das zweckmäßigste Transportmittel. Gleich am 26. war Konsultation durch Chorherrn Rahn und Stadtarzt Meyer, welche über die Unwirksamkeit der bisher angewandten Mittel wohl etwas betroffen schienen und eine Kur in Baden verordneten. Erst aber mußte dort ein

[22] Siehe „Aus meines Großvaters Tagebüchern" von Alexander Balletta, Chur 1886, S. 94.

Zimmer gesichert werden, dann bot Landvogt Hottinger noch das nötige Bettzeug an, und schließlich fand sich auch eine Kutsche nebst einem Wägelchen für Gepäck und Lehnstuhl; so konnten sie am Nachmittag des 30. Juni nach Baden übersiedeln, wo sie im Bären ein feuchtes, doch nicht unbequemes Zimmer zu ebener Erde bezogen.

Nun wurde sofort mit der Kur begonnen: vormittags 2¼ bis 3 Stunden gebadet und nachmittags 1¼ bis 2, gleichzeitig bis zu sechs Glas Wasser getrunken. Die Verhältnisse waren nicht eben die angenehmsten; namentlich ließ die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig; lassen wir dem Kurgaste das Wort:

„Die öffentlichen Bäder, welche von den ansehnlichsten Gasthöfen umringt und mit ihren schmutzigen Scenen allen Gästen und Vorübergehenden zur Augenweide dastehen, enthalten eigentlich zwei Bäder: das Frey- oder Schröpfbad, wo in blutiger Brühe alle diejenigen baden, die sich schröpfen lassen, und das Verenenbad. Beyde sind fast den ganzen Tag gepfropft voll Menschen, die — ein kleines Feigenblatt abgerechnet — ganz nackt ohne Trennung der Geschlechter darin baden..... Die Schweinerey in den Freybädern ist unglaublich, denn sie werden wöchentlich nur ein paarmal gereinigt; auch ist kein eigens besoldeter Arzt in den Bädern;"... und weiter: „die einzelnen Bäder in den Gasthöfen sind zahlreich; der älteste derselben, Stadthof genannt, hat 19 Bäder; der Hinterhof, das größte Gasthaus, hat 24; der Bär 11..... diese Bäder sind bei dem Haus und in ihm, einzeln. Das meinige war dem Zimmer fast gegenüber; außer einer kleinen Gallerie zum Eintreten enthält das Bad nur den Wasserbehälter; mein Bad war hoch und hell, oben gewölbt.... Übrigens ist es nichts seltenes in Baden, daß Herren und Frauenzimmer ohne etwa verwandt zu seyn, im nämlichen Bade zu gleicher Zeit sitzen."

Nach dem Nachtessen mußte Johann Ulrich hie und da auch das „Tropfbad" gebrauchen; die Dusche war in sehr schlechter Ordnung, die Röhren verstopft, der Badmeister „besoffen". Nach dieser speziellen Behandlung legte er sich denn auch besonders unzufrieden ins Bett; des morgens wurde er aber stets in aller Frühe geweckt „durch das unbescheidene Herumlaufen der Leute die spanische Brödtchen in den Zimmern anbieten; diese Brödtchen werden von den Zürchern für die größte Delicatesse gehalten und in unzähliger Menge verschlungen." Nach einiger Zeit begann auch er mit dem Schröpfen; die Schröpfhörner sind aus Glas, oben mit gekrümmtem Hals, der eine sehr feine Öffnung hat, welche mit einem nassen Leder bedeckt wird; nachdem man diese Glasröhrchen aufgesetzt hat, saugt man die Luft heraus, deckt schnell das Lederchen darüber und läßt sie dann ziehen; wenn sie gezogen haben, fährt man damit

dem Beine entlang herunter; nach etwa viermaligem Überstreichen der nämlichen Stelle zeigte sich diese blutunterlaufen.

So scheint denn wahrlich ein Kuraufenthalt in Baden Widerwärtigkeiten im Übermaß mit sich gebracht zu haben; einzig der Besuch von Freunden und Bekannten half dem Kranken über die Trostlosigkeit dieser Wochen hinweg. Vor allen war es sein Studienfreund Kirchhofer, der ende Juli für vier Tage zu ihm kam und manches zu berichten wußte; unter anderem, daß Hofrat Jung bei seinem letzten Aufenthalte in der Schweiz außer 60 Ldrs. Reisegeld gegen 3000 Gulden zur Tilgung alter Schulden erhalten, und sich dahin geäußert habe: „der geizigste Fürst, der Landgraf von Hessen, hat mir die schönste Besoldung, das ärmste Land, die Schweiz, den größten Gewinn geboten!" Auch Kirchhofers Vater besuchte den Freund seines Sohnes; ferner lernte Johann Ulrich den Landammann Reding kennen, der sich nach Baden zurückgezogen hatte; seine beiden Zürcher Ärzte, Chorherr Rahn und Stadtarzt Meyer, sahen auch gelegentlich nach ihrem Patienten: „es war ihre Gewohnheit bey jedem, auch noch so kurzem Besuch, sowohl im Ankommen als Weggehen die Hand zu bieten; dieser altschweizerische Biedermannsgruß ist in Zürich ganz allgemein — auch die Frauenzimmer thun es unter sich". Ganz unerwartet kam Mitte August auch der Schwager Daniel, welcher seine Familie von Erlangen nach St. Gallen gebracht hatte, für zwei Tage. Der Vater konnte die trostlose Langeweile durch einen kurzen Aufenthalt in Meilen oder eine Fahrt nach Zürich gelegentlich unterbrechen; Johann Ulrich aber wurde dieses Lebens überdrüssig: die abermals getäuschte Hoffnung, die Erschöpfung durch die strenge Kur, welche ihn nachgerade soweit geschwächt hatte, daß seine Hände zitterten, — dies alles machte ihn so mißmutig, „daß ich in den letzten Zeiten meiner Badecur mehr schwermüthige Stunden hatte, als in meiner ganzen Krankheit". So war er denn froh, nach 1½ Monaten, am 14. August Baden endlich verlassen zu können.

In Zürich bezogen sie wieder ihre früheren Zimmer im Schwert; Stadtarzt Meyer und Chorherr Rahn konnten mit dem Erfolge des Badener Aufenthaltes wahrlich nicht zufrieden sein und sie beschlossen noch einen Versuch mit elektrischer Behandlung; der Zinngießer Wirz lieferte die selbstverfertigte Elektrisiermaschine und am 18. begann die Kur, meistens im Beisein eines der Herren Doktoren; auch versuchte Johann Ulrich nun wieder auf Krücken im Zimmer herumzugehen.

Das Gasthaus zum Schwert war unterdessen in andere Hände übergegangen; ein Herr Locher aus Aarau hatte es für sechs Jahre gepachtet, verstand aber nicht es auf bisheriger Höhe zu halten, sodaß Vater und Sohn bereits nach zwei Wochen zu Dr. Zwingli übersiedelten; dieser hatte von einer

reichen Holländerin ein ansehnliches Vermögen erhalten und bewohnte mit seiner Stiefschwester ein elegant ausgestattetes und gut geführtes Haus, welches der gegenüber wohnenden Frau Escher „auf dem Berg" gehörte und einen schönen Ausblick auf die Promenade bot. Hier fühlte sich Johann Ulrich völlig heimisch als ihm gar noch von der Familie Schultheß von der Limmatburg ein Fortepiano zur Verfügung gestellt wurde. Die zahlreichen Zürcher Freunde und Bekannten waren voller Aufmerksamkeit für den Kranken und auch manche Bündner suchten ihn auf. Unter diesen waren am willkommensten der Bruder Johann Gaudenz und der Schwager Vinzenz aus Sils, welche am 3. September als Deputierte zur Tagsatzung durchreisten; unter jenen war Junker Wyß, Sohn des früheren Bürgermeisters, welcher ihm Bücher aus der Stadtbibliothek zur Verfügung stellte: Füßlys „Geschichte schweizerischer Künstler", u. a. m. Ferner der 77jährige Ratsherr Hirzel, ein alter Freund der Familie und Gevatter Johann Gaudenzens, der Verfasser des philosophischen Bauers; dessen Schwiegersohn, Pfarrer Fäsi zu Riferschwyl, seinerzeit Hofmeister in Bünden; ein andermal Hauptmann Usteri, der mit großer „Heftigkeit" sang und dabei dermaßen auf das Klavier schlug, „daß er mir mit einem einzigen Kriegslied eine ganze Verheerung in der Stimmung anrichtete"; wieder andere sandten Bilder und Stiche zur Ansicht. Wie Sonnenschein aber erwärmte den Leidenden ein zweitägiger Besuch seines intimen Freundes Kirchhofer aus Schaffhausen in den ersten Oktobertagen.

Die Heilung machte jedoch, trotz täglicher Behandlung, scheinbar keinerlei Fortschritte; am 3. Oktober wurde auch diese Behandlung aufgegeben, nachdem er 66mal elektrisiert worden war;[23] nun sollte ein von Stadtarzt Meyer vorgeschlagenes Modell zu einer Maschine für lahme Füße ausprobiert und vervollkommnet werden; Scharniere werden angebracht, Federn verbessert, und erst nach drei Wochen kann mit dieser äußerst primitiven Maschine die Heimreise angetreten werden. Am Tage vorher nahmen noch die zahlreichen Freunde Abschied und am 22. Oktober nachmittags trennten sich Vater und Sohn von ihrem stets zuvorkommenden Hauswirt.

Auf seinem Lehnstuhl im Schiffe sitzend, ließ Johann Ulrich die wohlbekannten Uferlandschaften an sich vorübergleiten bis abends, nach sechsstündiger Fahrt, das Boot in Schmerikon landete; hier fanden die Reisenden in einem einfachen Bauerngasthof mehr guten Willen als Bequemlichkeit und

[23] Über das Honorar der Ärzte erwähnt Johann Ulrich an dieser Stelle: „In Zürich ist die gewöhnliche Art den Doctoren das Zwei- bis Dreifache dessen zu geben, was ihr Conto ist. Rahn bekam aber für 33 Visiten und ein Conto von f 9 b 34, 5 Ldrs., Meyer für 20 Visiten und eine Salbe ohne Conto zu machen, 2 Ldrs."

legten sich, nach sehr frugalem Mahle, angekleidet zur Ruhe. „Den 23., zum Frühstück überraschte uns ein sehr guter Caffee, und bald darauf war durch die Erfindungskraft unsres getreuen Achates ein Fuhrwerk ausgerüstet, das vielleicht das eigene hatte, das Erste dieser Art zu sein: auf einem kleinen, einstämmigen Müllerswagen ohne Leitern, wurde vorn mein Lehnstuhl aufgebunden und diente mir zum sanften Sitz; einen härtern hatten mein Vater und Johannes, die hinter mir auf der mit Stroh bedeckten Coffre einen doppelten Adler formierten. So fuhren wir, von einem guten Pferd gezogen, wohlgemuth davon. Das Wetter war etwas neblicht, sonst ein milder Herbsttag, die Gegend im trüben Gewande der absterbenden Natur; schöner war sie freilich, als ich sie vor zwei Jahren in der Reife des Sommers durchreiste ..." Hinter Schänis erweckte eine Inschrift an der Mauer Erinnerungen an die erst erlebten Kriegszeiten: „Hier fiel und starb der k. k. General von Hotze beym Übergang der Franzosen über die Linth am 25. September 1799. Ignaz Gmür, Distriktsstatthalter".

In Weesen stärkten sich die Reisenden an vortrefflichen Fischen und gutem Weine und schifften sich nachmittags nach Wallenstadt ein. Trotz seines hilflosen Zustandes verlor Johann Ulrich nie den guten Humor und sah stets auch das Komische der Situation; so bei der Landung: „um mich vom Ufer ins Wirtshaus zu bringen wurden an meinen Lehnstuhl zwei Stangen befestigt, und zwei Schiffsleute trugen mich, gleich einem chinesischen Mandarin davon. Nach wiederholtem Ausruhen brachten mich meine Coulis glücklich nach Wallenstadt, wo ohne Zweifel alle Gassenjungen sehr erfreut waren einmal etwas neues zu sehen".

Am folgenden Morgen brachte sie die Kutsche des Schwagers von Marschlins zu Mittag nach Malans, wo sie nur drei Tage weilten, um am 27. Oktober wieder in Chur zu sein.

Hier wurden die letzten schönen Herbsttage noch zu gelegentlichen Wagenfahrten in die Umgebung benützt, sei es mit dem Vater oder der Schwester aus dem alten Gebäu und deren Söhnen. Äußerst zahlreich waren wieder die Besuche, welche dem jungen Mann Zerstreuung brachten; besonders die Familien der Schwestern vom alten Gebäu, aus Marschlins und von Sils mit ihren Kindern; auch der Bruder Johann Gaudenz kommt im Dezember nach Chur und weiß von der Tagsatzung viel Interessantes zu erzählen, namentlich von der Rede Augustinis über die Abtretung des Wallis; im Jänner kommt er wieder, zu Nesemanns Begräbnis; und ein andermal bringt er seinem Bruder Schillers „Jungfrau von Orleans", welche dieser mehrmals mit Interesse liest und in seinen Notizen ausführlich bespricht; die Schwägerin Ursina leiht ihm Schillers „Wallenstein". Auch der Freund

Graß besucht ihn bei seiner Rückkehr von Paris; beinahe tägliche Gäste sind Dr. Rascher und Richter; mit diesem wurde manche Schachpartie während des langen Winters gespielt.

Auch in einsamen Stunden fehlte es nicht an mancherlei Beschäftigung: schon im Juli hatte Kirchhofer seinem Freund in Baden nahegelegt für die „Gruner- und Stalderische Sammlung" Bündtner-Idiotismen zu notieren; am 30. November sandte Johann Ulrich die ersten Aufzeichnungen ein. Ebenso befaßte er sich gerne mit botanischen Studien; sein schönes Herbarium, welches er dem Hofmeister seiner Neffen vom alten Gebäu geliehen hatte, ging ihm zwar verloren, als jener die Pfarrgemeinde Waldstatt im Appenzell übernahm; doch arbeitete er, wie schon in früheren Jahren, wieder eifrig an botanischen Zeichnungen und besprach namentlich mit Pfarrer Pol einschlägige Fragen. Das Liebste aber blieb ihm stets noch die Musik, und die Ankunft seines Flügels aus Augsburg bereitete ihm besondere Freude; eifrig las er musikalische Bücher und Schriften und machte auch gelegentlich Klavierauszüge; ein andermal wird aus der „Zauberflöte" gespielt und gesungen.

Der Vater, sein treuester Gesellschafter, verließ ihn nur selten, wenn Geschäfte ihn nach Seewis oder Flims riefen; ihm galt der äußerst peinliche Besuch Bansis, der bei der Familie nicht mehr gerne gesehen war: „Am 1. Februar kam der Hauptmann Bansi zu meinem Vater; er breitete die Arme gegen ihn aus und als er dessen Befremden sah, sagte er: Ach lieber alter Papa, lassen Sie mich Sie umarmen, ich habe Sie ja stets so verehrt usw. . . . Er war als französischer Commandant nach Bellenz berufen, wurde aber alsobald wieder abgesetzt."

Endlich erblühte auch wieder das Frühjahr! Ende März wurde mit dem Schwager Daniel die erste Wagenfahrt unternommen und Johann Ulrich genoß den schönen Ausflug und freute sich herzlich der munteren Gesellschaft seiner Neffen, von denen die beiden jüngsten mit ihm in der Kutsche saßen, während die beiden älteren sie hoch zu Roß begleiteten. Anfangs April konnte er sich auch wieder des kleinen Gartens freuen, ließ sich beinahe täglich hinaustragen und machte daselbst auch einige wenige, mühsame Schritte, denn weder die Badener Kur, noch die Behandlung in Zürich, hatten eine Besserung in seinem Zustande gebracht; ebenso wenig Erfolg hatte das „Peitschen des kranken Beines mit Nesseln", womit er sich gegenwärtig plagte. So schickte er denn am 30. Juni einen ausführlichen Bericht an seinen Arzt in Stuttgart, auf welchen am 25. Juli eine Antwort eintraf, die ihn zu baldigster Abreise dorthin bewog.

In dieser Zeit führte Richter ein Pastell-Porträt von ihm aus, und am

29. Juli verbrachte er noch einen vergnügten Abend mit seinen Studienfreunden Salis-Grüsch und Kirchhofer.

Von einem letzten Hoffnungsstrahl ermutigt, verließ er mit seinem Vater am Morgen des 3. August 1802 die Heimat. In vier Reisetagen erreichten sie über Feldkirch, Lindau, Biberach und Geißlingen — wo ihnen Iffland in einem Vierspänner begegnete — im Mondenschein Göppingen; der fünfte Tag weckte durch den Anblick des Neckararmes jugendfrohe Erinnerungen, die nur zu sehr seinem jetzigen Zustande widersprachen; so waren denn wehmütige Gedanken seine Begleiter bei der Ankunft in Stuttgart.

Hier stiegen sie vorläufig im „Waldhorn" ab; tags darauf, den 8. August, untersuchte Leibmedicus Reuß den Kranken und am nämlichen Abend bezog dieser mit seinem Vater zwei gute Zimmer im Hause des Arztes; für die Verpflegung „accordierten" sie bei einem Traiteur um 1 Gulden pro Kopf für das Mittagessen, und 24 Kreuzer für den Abend; von ihren Fenstern aus hatten sie den freien Blick über die sommerlichen Gärten, auf die gegenüberliegenden Häuser, in deren einem Johann Ulrichs ehemaliger Lehrer, Professor Ströhlin, wohnte.

Sogleich begann Reuß mit der galvanischen Behandlung seines Patienten unter gleichzeitiger Verordnung neuer Tinkturen und Salben; gelegentlich mußte Johann Ulrich auch zum Bad nach Cannstatt gefahren werden, wo das Wasser in Zubern aufs Zimmer gebracht wurde oder der Lahme unter freiem Himmel die Mineralquelle im Garten des Badewirts benutzte. Angegriffen und ruhebedürftig, saß er meistens im Freien vor der Wohnung und las die naturwissenschaftlichen Bücher, welche sein Arzt ihm lieh.

Am 2. September erfuhr er den Tod des 59jährigen Ströhlin, welcher schon längere Zeit hypochondrisch gewesen war. Einige Zerstreuung bot der Besuch des Intendanten der Herzogin Sophie, welcher sich bei Johann Ulrichs Vater nach dem Bündtner Castiglione erkundigen wollte: es fand sich, daß dieser ein gewisser Margret war, welchem die Herzogin 10,000 Gulden auf einen vorgespiegelten Ankauf der Flumser Eisenwerke geliehen hatte! Aufregender war ein Feuerlärm am Abend des 17. Septembers: eine dicke, rotglühende Rauchsäule stieg neben dem Stadtkirchturm empor und bald warfen lodernde Flammen ihren Widerschein bis auf die entferntesten Hügel und in den hintersten Winkel der Krankenstube; auffahrende Leuchtkugeln und Sterne steigerten die schaurige Schönheit des Schauspiels . . . . das kleine Theater war ein Raub der Flammen geworden mit all seinen Garderoben, Orchesterinstrumenten und Feuerwerksrequisiten.

Um diese Zeit brachte manch ein Besuch aus der Heimat — darunter Custer aus Rheineck, Bruder des helvetischen Finanzministers — Nachricht

über die rasch um sich greifenden Erfolge der Insurrektion; am 14. September kam ein Hauptmann Schultheß auch schon mit der Kunde von Zürichs erfolgloser Beschießung durch die helvetische Armee[24]; und noch am 24. desselben Monats – als Vater und Sohn bereits zur Heimreise gerüstet waren – besuchte sie Landammann Florian Planta, der mit seinen fünf Kindern nach Pforzheim reiste; tagsdarauf sprachen sie auch Direktor von Muralt aus Zürich und den Praeceptor Weckherlin mit dem jungen Travers von Scanfs.

Nach siebenwöchiger, abermals erfolgloser Behandlung, verließen sie am Morgen des 26. Stuttgart, „mit 2 Pferden und dem Kutscher Beck, einem Mops in der Chaise, und etlichen Hühnern hintenauf"; der Mops war ein Geschenk für die Schwester in Marschlins! Am Abend des dritten Reisetages erreichten sie Feldkirch und entließen ihren Stuttgarter Kutscher[25]; als sie am folgenden Tage über die Steig fuhren, überraschten sie hier Oberst Battista Salis, „der mit der Frau Bundsschreiberin nach Greifenstein fuhr um sie zu heurathen; seine Frau war während unserer Abwesenheit etwa vor sieben Wochen gestorben". Am 1. Oktober saß Johann Ulrich wieder in Chur.

Was hatte sich nicht alles in den Monaten August und September, während ihrer Abwesenheit, in der Schweiz ereignet! Ehe noch alle französischen Truppen das Land geräumt hatten, erhob bereits die Insurrektion gegen die helvetische Regierung in den Urkantonen das Haupt; Ende August brach die Gegenrevolution in Graubünden aus und schon am 9. September ward die alte Verfassung wieder in Kraft gesetzt und der helvetische Regierungsstatthalter gefangen genommen; vergeblich bombardierten die helvetischen Truppen das aufständische Zürich: am 14. September mußte die helvetische Regierung, durch den Abbruch ihrer militärischen Aktion gegen die Stadt, vor der gesamten deutschen Schweiz eingestehen, daß sie unfähig sei, sich ohne die Hülfe französischer Bajonette zu behaupten; sie sah sich daher gezwungen am 19. September nach Lausanne zu flüchten. Am 27. desselben Monats tagte in Schwyz wieder die erste „Tagsatzung" der deutschen Schweiz.

So war die Lage des Landes bei Johann Ulrichs Rückkehr. Der Bruder Johann Gaudenz hatte sich, als Mitglied des obersten helvetischen Gerichtshofes, mit seiner Familie nach St. Blaise bei Neuenburg zurückgezogen, „aus freier Wahl und um dem Anblicke unseres traurigen Parteikampfes

---

24 9./10. (und 12./13.) September 1802.

25 Der Kutscher erhielt 50 Gulden; bis Lindau waren 36 und von dort bis Feldkirch 11 „accordiert" worden.

mich ganz zu entziehen, verließ ich Bern ..."[26]; der Bruder Herkules stand bei den föderalistischen Truppen und kämpfte gegen die Helvetik; der Schwager Vinzens von Salis-Sils saß auf der Tagsatzung in Schwyz.

An kurzen Tagebuchnotizen Johann Ulrichs verfolgen wir nun den zweiten Teil der Entwicklung, wie er sich in den beiden folgenden Monaten abspielte: „October 1802, den 8. Abends kam die Nachricht von Bonapartes Hintertreibung der fernern Verfolgung der Jakobiner-Regierung in Lausanne."[27]

„den 10. Nachricht, daß Bonapartes Vermittlung verworfen seye.... den 26. trat der Regierungsstatthalter an die Stelle der bisherigen Commission". Denn Bonaparte hatte seine „Vermittlung" durch den Einmarsch seiner Heere am 21. begonnen und am 26. ward die Tagsatzung in Schwyz genötigt sich aufzulösen, womit die föderalistische Insurrektion scheinbar hoffnungslos begraben ward; deren Führer waren nun der Gefahr einer Verfolgung ausgesetzt — in Graubünden richtete sich diese wieder vornehmlich gegen die Familie Salis.

„den 30. die Nachricht, daß Schwager Daniel sehr heftige Mehren auf der Zunft geführt habe; dann kam auch Vinzenz von Schwyz zurück. November, den 1. kamen Abends die Truppen zurück und wir hatten 2 Schalfiker im Quartier. den 2. Morgens Besuch von Bruder Herkules, der mit den Truppen in der Schweiz gewesen war. den 8., Nachricht, daß Hirzel arretirt seye[28] und französische Truppen kommen würden" — so stand denn auch Chur eine neuerliche Besetzung bevor!

„den 10. Abends erhielten wir 2 Mann französische Infanterie ins Quartier. den 13. bekamen wir noch 2 Grenadiers. den 17. Nachricht, daß Daniel und Stadtrichter Antoni Arrest hatten, letzterer strengern. den 18. wurde Daniel losgelassen". Noch glimpflicher erging es dem Schwager Vinzens: der französische Kommandant beschied ihn zu sich um ihm zu eröffnen, daß er ihn rechtzeitig unterrichten würde, falls ein Arrestbefehl kommen sollte!

Nun folgte der dritte Akt, bei welchem das Schwergewicht für alle politischen Entscheidungen nach Paris verlegt wurde, wo 63 Vertreter der Schweiz vom 10. Dezember bis 14. Februar als „Consulta" unter bonapartischer Vormundschaft tagten, um eine neue Constitution auszuarbeiten; diese zweite, ebenfalls von Frankreich aufgezwungene Verfassung, ließ die Fö-

[26] S. Frey S. 191.

[27] Bezieht sich auf die Ankunft des Generals Rapp, Adjutanten des ersten Konsuls, am 4. in Lausanne.

[28] Hirzel, Reding u. A. wurden auf Bonapartes Befehl nach Aarburg verbracht.

deralisten und Insurgenten des Jahres 1802 frohlocken: denn im Gegensatz zur zentralistischen Idee der Helvetik hatte sich Bonaparte entschlossen, durch weitgehendste Selbständigkeit der 19 Kantone den Gesamtstaat möglichst zu schwächen und dadurch die völlige Abhängigkeit von Frankreich zu sichern.

Mit der Übergabe der Mediationsakte, am 19. Februar 1803, wurde auch der Anschluß Graubündens an die Eidgenossenschaft besiegelt und in der Zeit vom 5. auf den 10. März vollzog sich der Übergang zur neuen Ordnung.

Wenn die neue Verfassung die Abhängigkeit von Frankreich auch gar zu deutlich betonte, so ermöglichte sie doch die friedliche Arbeit des Wiederaufbaues und förderte die Anpassung an die neuen sozialen Verhältnisse innerhalb der selbständigen Kantone. Für den schwergeprüften Johann Ulrich, der mit dem Schwinden der letzten Hoffnung auf Besserung seines Leidens seine Jugend zu Grabe getragen hatte, erschloß sich nun doch noch ein Feld der Tätigkeit im engeren Kreise der wiedererstandenen Heimat. War er bisher im Leben durch äußere Ereignisse getrieben worden, so folgte nun eine stille Zeit, welche dem durch Studien, Erfahrungen und Leiden gereiften Manne die Befriedigung erfolgreichen geistigen Schaffens gewähren sollte.



II. Teil.

Eine St. Moritzerkur im Jahre 1803.

Nicht allein das in den folgenden Zeilen geschilderte drollige Bild einer kleinen Reisekaravane rechtfertigt die beinahe wörtliche Wiedergabe einiger Tagebuchblätter aus dem Jahre 1803; auch nicht die — teils ärgerlichen, teils Abwechslung bietenden — gewohnten Kutschenunfälle bei einem solchen Zug über die Alpen: dergleichen mögen heute noch der vornehmen Kundschaft unserer kehrenreichen Alpenstraßen zustoßen, nur nennt man sie im Jahrhundert des Automobils „Pannen"!

Nein, neben diesen Äußerlichkeiten kommt vorerst die geistige Regsamkeit des Reisenden zum Ausdruck — wie sie den Insassen des elektrischen Bähnchens hundert Jahre später kaum mehr zugemutet werden darf — diese gemächlich „raisonnierenden" Betrachtungen über Straßenanlagen, Bauten, Fruchtbarkeit der Gegend, Sprache und Sitten, geschichtliche Tradition und politische Gewohnheit. Man glaubt der angeregten Unterhaltung von Vater und Sohn zu folgen, man sieht diesen beim aufmerksamen Studium seiner Mechelschen Reisekarte.

Schließlich ist noch bemerkenswert das Bild der seelischen Einstellung jener Menschen gegenüber der damals noch ungewohnten Wildheit des höheren Alpengebiets, dies Befremden beim Anblick unfruchtbarer, öder Bergtäler; die scheinbare Abwesenheit jeglichen romantischen Sinns — oder doch zum mindesten eine hilflose Zaghaftigkeit beim sich Regen solcher Empfindungen; und im Gegensatz hiezu das befreite Aufatmen und befriedigte Lächeln, dies ganz konventionelle Geplauder, sobald es sich um mehr idyllische Eindrücke oder gar um Bilder bürgerlichen Wohlergehens handelt. In dieser Hinsicht bezeichnend sind namentlich die ersten Eindrücke im Engadin: vorerst staunende Überraschung, dann Ernüchterung.

Für den Kunsthistoriker und den Architekten enthalten diese Blätter auch einige Anregung; bei aufmerksamster Beobachtung hatte Johann Ulrich — ein Kind seiner Zeit — nicht das geringste Verständnis für die heimische Bauweise; doch lassen seine wenigen Worte über den Farbenreichtum der Fassaden ahnen, daß die späteren Jahrzehnte des sogenannten „Heimatschutzes",

mit ihrer ewigen und schablonenhaften Wiederholung der Sgraffitodekoration, der Eigenart des Engadinerhauses auch noch nicht volles Verständnis entgegenbrachten.

Dem Freunde der „guten alten Zeit" wird die etwas beißende Schilderung des Kurlebens an der St. Moritzerquelle einige Enttäuschung bereiten, wohingegen sie den St. Moritzer Bürger unserer Tage mit Stolz erfüllen dürfte, über die seit jener Zeit erzielten Fortschritte. Bei der Besprechung der Freuden der Tafel mag mancher Liebhaber mit Neid errechnen, für welchen Spottpreis er sich damals den Genuß eines Forellenschmauses hätte leisten können, während die sonstigen Preise — deren nähere Untersuchung vielleicht lohnend wäre — selbstredend sehr hoch standen; namentlich waren die Bäder kostspielig, deren ein jedes einen Zuschlag von etwa 25 % des Pensionspreises ausmachte.

Ein einziger kurzer Absatz in diesen nachfolgenden Blättern berührt uns zeitgemäß, als wäre alles darin Erwähnte heute noch so: ein kleiner „Excurs" über die Qualitäten des Veltliners, wie sie nur das Engadin ihm zu geben vermag... der unsterbliche „Tresecoli" hat sich offenbar in den verflossenen hundert Jahren nicht wesentlich zu verändern vermocht.

Doch Pferde und Wagen stehen bereit; wir fahren mit!

„Den 22. Juli morgens verreisten wir um 8 Uhr von Chur. Mathis hatte mir auf einem Malixer Wagen einen Sitz in Riemen gehängt, sodaß ich recht gut saß; unten war eine Matratze; bergab zu fahren war dies Fuhrwerk weniger gut. Heiri von Fläsch führte das Gepäck auf einem zweiten Wagen, die Elsbeth Pfefferin war zu Pferde dem letztern als Succurs vorgespannt, und Jockli von Malans ging neben meinem Wagen, welchen Johannes führte.

Der Weeg geht sogleich von Chur steil aufwärts, mit wenigen ebnen Plätzen bis Malix; er war sehr schlecht. Vor Zeiten hatte man ihn mit unterlegtem Pflaster sehr gut gebauen, allein die Nachlässigkeit der Stadt Chur ließ ihn verderben. Es wurden keine von den vielen herabfließenden Wassern ab- oder unter der Straße durch geleitet, sie schwemmten mithin die Beschüttung weg und ließen das nackte Pflaster zurück, und sogar dieses wird unterfressen, sodaß einzelne Steine davon wegfallen.

Die Stadt Chur zeigt sich nirgends besser als von der Anhöhe dieses Weegs herab, und die ganze Ebene wird durch die zusammengedrängte Ansicht der Stadt, des Lürlibads nebst Masans und Haldenstein angefüllt.

Nach $^{7}/_{4}$ Stunden hatten wir Malix erreicht. Dies Dorf ist nicht gut gebaut und erinnerte mich mit seinen vielen hölzernen Ställen stark an See-

wis, mit welchem es auch Lage und Clima sehr ähnlich hat. Die Güter sind sehr schön, auch wachsen viele Kirschen und an windstillen Plätzen kann auch anderes Obst gedeihen. Die Bauart der kälteren Gegenden, kleine Fenster in dicken Mauern, fängt schon hier an.

Vor 11 Uhr kamen wir zu dem Churwalder Kloster. Was jetzt noch bewohnt wird ist ein hohes thurmähnliches Gebäude; ein Prämonstratenser haltet sich darin auf. Die Kirche beyder Religionen steht daneben und ist so eingerichtet, daß man durch den reformirten Theil derselben in den katholischen eingeht. Ein kleiner Weiher in der Nähe hatte viele Fische vor dem Krieg, jetzt nur wenige. Das Kloster muß, den Ruinen nach, sehr weitläufig gewesen seyn und aus verschiedenen Gebäuden bestanden haben.

Die letzten Häuser im Churwalderthal heißen das Stättli; von hier geht es äußerst steil ½ Std. oder noch länger nach Parpan.

Parpan (wo wir um 12 Uhr anlangten) hat wenige, aber gut ins Auge fallende Häuser. Ein großes Haus, welches dem bekannten Obrist Brükker gehört hatte, ist der Zerstörung nahe, denn die Erben können es nicht unterhalten (ein Fall, den die, auf Politik gegründete Sucht der Bündner in mehreren Gemeinden Gemeindsrecht und Haus zu besitzen, oft hervorbringt). Ein großer Theil des Daches ist schon zusammengefallen.

Hinter dem Dorf stiegen wir noch eine steile Viertelstund und befanden uns nun auf der Höhe der ersten Bergkette zwischen Chur und Engadin. Von hier geht es bis Lenz abwärts (aber durch keinen so steilen Abhang als die Mechelsche Charte anzeigt). Bald kommt man zu einem Wald, vor welchem links ein kleiner See oder vielmehr Sumpf ist. Im Walde selbst sammelt sich das Wasser der höhern Berge in vielen vortrefflichen Quellen; sie ergießen sich in 2 Seen, der untere schien mir größer und soll fischreich seyn; (ich bin nicht gewiß ob es würklich 2 sind, oder ob es nur von der Straße her so scheint weil ich ihren Zusammenhang nicht sehen konnte; die Mechelsche Charte zeigt nur einen an).

Hier unterbricht das Gebiet des Gotteshausbundes den Zehngerichten Bund, denn das Obervatzer Gebiet (dieses Dorf sieht man weiter unten) erstreckt sich längs den Bergen rechter Hand fast bis an die soeben zurückgelegte Höhe unseres Weegs und umfaßt den Wald und die Seen. Mit dem Gebiete des Gottshausbundes fängt die katholische Religion und ihre Kreutze an der Straße, sowie die romansche Sprache an; letzteres wurden wir bald inne, denn bey den Seen liefen uns 2 Kinder nach und bettelten, indem sie unaufhörlich „Blutzgeret" (Blützgerchen!) ausriefen! Um halb 1 waren wir bey den Seen und nach einer Stunde wieder auf X Gerichtsboden.

Der obige Tannenwald gränzt mit seinem Ende an die 5/4 Std. lange Heide; dies ist ein weiter unfruchtbarer Strich, mit magerm Gras und Tannengesträuch bewachsen. Die Aussicht zeigt Obervatz, einen Theil des Oberhalbsteins etc. und ist weitläufig, so wie überhaupt Lenz — wir kamen ¼ nach 2 dort an — wegen seiner Höhe einen sehr weiten Horizont hat.

Dies beträchtliche Dorf Lenz (Lantsch) ist romansch und katholisch; seine Kirche ist hübsch; die Orgel daselbst wurde von Herrn v. Summerau dem Dorf geschenkt, und des Gebers Porträt hängt in der Kirche. Eine Familie Zumbro in Lenz (jetzt daselbst ausgestorben, aber in andern Gemeinden noch vorhanden) ist das Stammhaus derjenigen, welche seit dem Adelsbrief sich v. Summerau schreibt. Hier findet man bey einigen Häusern schon die Ställe mit der Wohnung vereinigt, eine Bauart, die in Filisur und Bergün häufiger, im Engadin aber allgemein ist. Der tiefe Schnee würde die Einwohner von ihren Ställen absondern, wenn sie solche — wie z. B. im Churwaldischen — auf den Gütern zerstreut hätten. Aus diesem Umstand folgt auch der häufigere Gebrauch der Wägen: der Brättigauer (auch der Zürcher) findet es bequemer und schneller das Heu auf seinen mitten im Gut liegenden Stall zu tragen und gewöhnt sich, alles zu tragen; wer aber alles Heu bis ins Dorf bringen muß, befindet sich besser beym Fahren.

Im Wirthshaus zu Lenz bey Landamma Balzer fanden wir einige Schweitzer, die auch nach St. Moritz reisten: Herr Thoman von St. Gallen, Herr Morell, ein Pfarrer Tobler aus Appenzell etc. Ob wir gleich spät ankamen, so erhielten wir ein gutes Mittagessen und konnten um 5 Uhr wieder verreisen.

Von Lenz nach Brienz macht der Weeg, mit einigen Abhängen untermischt, eine Wendung völlig links und dieser Umstand gewährt eine der schönsten Aussichten auf der ganzen Reise. Man sieht nämlich vor sich gerade in das schöne Oberhalbstein und entdeckt auf seinen grünen Flächen einige Dörfer und das Schloß Reams. Hinten stehen Felsen mit Schnee beladen. Rechts schließt sich an diese Aussicht eine andere nicht minder schöne: dies sind die Dörfer Mons und Stürvis, auf einem Berge, der an Cultur und Fruchtbarkeit dem Heinzenberg wenig nachgiebt. Weiter hinten liegt Mutten mit seinem Sommerdorf, und auch Solis zeigt sich eine zeitlang. In der Tiefe liegt, jenseits der Albula, von ihr und dem Oberhalbsteiner Wasser umflossen, und eingeengt zwischen Anhöhen Tiefenkasten, mit Recht so benannt: es zeigt blos seine höchsten Dächer und den Thurm.

Diesseits der Albula, auf einem sanften Abhang unter Lenz, zwischen lieblichen Wiesen, ruhen 6 oder 7 Häuser.... Vatzerol! bescheiden wie jene Männer, welche hier um des Vaterlands Willen zusammenkamen. Das

Gebäude wo sie sich versammelten ist zerfallen, man zeigt noch Gemäuer davon.

Sobald man nach Brienz kommt ist links an der Straße ein viereckiger Thurm von uralter Bauart; sein oberer Theil besteht – sonderbar genug – aus weit größeren Steinen als der untere. Einer der Herren Porta – jener Thurm gehört dieser Familie – hat neben ihn ein beträchtliches Haus bauen lassen.

Von Brienz geht der Weeg sehr steil ins Alveneuerbad hinab (die Mechelsche Charte bemerkt dies nicht, obgleich diese Anhöhe steiler ist als die von Parpan nach Lenz), der eine Arm des Weegs führt links in das Dorf Alveneu, der andere in das tief an der Albula liegende Bad. (Auf der Mechelschen Charte ist das Bad zu weit von der Albula entfernt, und der Weeg dahin sollte sich näher bey Brienz von dem ins Dorf scheiden).

Alveneu ist katholisch – wie Lenz, Brienz und Vatzerol – und alle Dörfer auf dieser Straße, von Lenz an, sind romansch; doch findet man überall teutsch sprechende Wirthe.

Als wir ¼ vor 7 Uhr ins Bad hinabgestiegen waren, befanden wir uns am Fuß desjenigen Berges, dessen Besteigung bey Chur begonnen hatte; mit dem Berg hatten wir auch die kältere Region verlassen; hier wachst Laubholz, Bohnen, Hollunder, Kirschen, Zwetschgen etc., vielleicht würden Reben an Geländern gedeihen. Wenige Häuser stehen neben dem Badhaus, wo uns sogleich eine Schwefelatmosphäre umfieng.

Zwar hatten wir das beste Zimmer – entlegen von den Bädern und dem Geruch – es war aber nichts destoweniger sehr klein und für langen Aufenthalt unfreundlich, auch nicht ohne Wanzen. (Die Betten gut, die Speisen zahlreich aber sehr mittelmäßig. Der Wirth – ein Bruder dessen in Lenz – soll sich oft betrinken und die Wirtschaft den Mägden überlassen). Die Quelle wird zu den Bädern gewärmt und man badet in Kästen. Die Aussicht geht auf die Albula und ihr mit Gesträuch umwachsenes Ufer; von den jenseitigen Bergen schießt ein hübscher Wasserfall herab.

Den 23. Juli Morgens vor 6 Uhr fuhren wir den Weeg vom Bad gegen Filisur weiter, bey herrlichem Wetter. Dies ganze Gebiet um Alveneu, Filisur etc. hat viele Äcker mit schöner Gerste, Froment, Hanf, Haber etc. In Filisur selbst wächst Obst, d. h. Zwetschgen und Kirschen. Das Dorf – wir kamen um 7 Uhr an – ist lang und scheint wohlhabend, denn mehrere Häuser waren neu oder erneuert; sie sind meistens groß; Bauart der Fenster, Verzierung durch Gitter und Mahlerey etc. ganz in engadiner Geschmack: d. h. die Fenster klein und in dicke, schräggeschnittne Mauer vertieft, eine Altane, ein Treppengeländer oder Fenstergitter von Eisen, das Haus weiß und mit

grellen Ecken bemahlt, über der Thüre womöglich ein Wappen. Von hier beginnt ein langweiliger Weeg längs der Albula, durch ein Thal das von den Bergen so eng geschlossen wird, daß kaum für den Weeg und das viele Gestäude neben dem tobenden Flusse Raum ist. Gleich unter Filisur geht eine Brücke über das Wasser, und der Weeg eine Weile auf dessen linkem Ufer; blickt man aus dem Gesträuch vorwärts, so scheint das Ende dieses schmalen Passes ganz von zwei Felsen verschlossen. Um 8 Uhr führte uns eine zweite Brücke auf das rechte Ufer des Flusses und zugleich auf Bergünner Boden; der Weeg — bisher fast eben — beginnt hier etwas aufwärts zu gehen; gleich hinter der Brücke ragen kahle Felsplatten aus ihm hervor; das Pferd an meinem Wagen schlüpfte, fiel nieder und konnte nur durch Ausspannen wieder zum Stehen gebracht werden. Jetzt, nach ½ Stund, erhebt sich der Weeg immer mehr über das finstere Thal, tiefer unten schäumt in dem steinigen Bette der wilde Fluß; aber auf einmal sah ich keinen Weeg mehr, ein Fels stand vor mir und schien ihn zu schließen; doch bald öffnete sich — bisher von Gesträuch verdeckt — der schmale Ausgang; er schlingt sich eng unter vorhangenden Felsen hinan. Hier bahnte die Hand der Kunst was die Natur verschloß; sie höhlte in den nackten Fels, so hoch und so breit als zu einem Weeg erforderlich ist, und verwahrte den Rand des ungeheuren Abgrunds mit einer Mauer. Ungefähr 10 Minuten lang währt diese Scene, vor welcher manchen Reisenden schwindelt; die Mauer ist nicht hoch, an manchen Stellen schadhaft; über dem Haupt hängt Felsen, unter den Füßen reicht er senkrecht in den Abgrund. Aus der Tiefe des Schlunds ragen riesenhafte Tannen empor, ihre Wurzeln klammern sich in die Einschnitte der Felswände. Wagt man es, mit übergebognem Leib in die schwindelnde Tiefe zu blicken, so sieht man hie und da weiße Schaumwellen der Albula; gepreßt zwischen Felsmassen scheint sie mit unterirdischem Getöse den Weeg zu erschüttern, zu unterwühlen.

Endlich öffnet sich der Horizont: vor sich erblickt man den Thurm von Bergün, und die Albula in einem breiten weniger tiefen Bette; vormals hatte sie sich hier in einen kleinen See gesammelt, jetzt bezeichnet ein grünes Becken die Stelle; Pferde weideten darin. Hier athmet man freyer, und bald ruht das Auge auf einer reizenden Gras- und Kornfläche. Bergün liegt auf dieser schönen Ebene, zwischen der Vereinigung des Tuorsbaches mit der Albula, begränzt von Bergen, wo die schönsten Alpen auf dichte Waldungen und fette Wiesen folgen.

Am Eingang des Dorfes — wir kamen gegen 9 Uhr dahin — wird von allen Nichtbergünnern ein Weeggeld entrichtet für jenen kostbaren Felsweeg; vormals mußte man den hohen jenseitigen Felsen übersteigen, dieser

Weeg — über Pensch genannt — war weiter und mühsamer; deßwegen ließ Bergün im Jahre 1694 den andern mit vielen Kosten sprengen; leider vernachläßigt man ihn, die Mauer wird nicht reparirt, und wenn sich Winters der Schnee aufhäuft, wären mithin Unglücke möglich. Schon als diese Straße zum erstenmal gebaut wurde, stürzte ein Maurer zerschmettert in den Abgrund.

Das Dorf ist ansehnlich, seine Häuser nach Engadiner Art, bey manchen sogar der Stall gemauert und mit dem Hause vereinigt. Fast in der Mitte ist ein viereckiger Thurm, dessen unterer Theil gewiß hohes Alterthum hat; im neuern obern ist eine Glocke, um den Bewohnern dieses Theils des weitläufigen Dorfes in die weit entfernte Kirche zu läuten; der untere Theil enthielt die Folterkammer. Unter dem Thurm sind lauter schlechte Häuser.

Obst wachst zwar hier keines, aber Korn, Erdäpfel, Hanf und niedriger Flachs. Das Vieh gleicht dem Engadiner und ist etwas größer; es werden viele Hühner gezogen, auch Bienen werden gehalten. Außer dem vielen Wildprett findet man auf den höhern Bergen auch die ersten Zirbelnüsse.

Nachdem wir bey der Frau Podestätin Gregori ein Glas Wein getrunken (ich versuchte dabey von dem schwarzen harten Brod, das nach Engadiner Art niedrig geformt und lang aufbewahrt wird; kaum konnte man es schneiden, es sprang in Brocken umher unter dem knarrenden Messer; doch war es nicht unschmackhaft, nur mühsam zu essen) und den Besuch von dem alten 85jährigen Podestat Buol erhalten (ein Bild des Alters für Mahler, in schwarzem Nachtrock und Mützchen, vom Alter keineswegs häßlich geworden, nur schwachhörig und gebogen), reisten wir um 10 Uhr bey sehr warmem Sonnenschein weiter: eine Viertelstund lang noch in der Ebene des Thals, dann rücken die Felsen von beyden Seiten näher und der Weeg steigt hinan.

Hier wird es öde, man nähert sich der Albula und geht auf ihr linkes Ufer; diese Stelle ist sehr mahlerisch: zwey Felsen — nicht gar hoch, aber durch ihre Stellung wie ineinander geschoben — scheinen den Durchgang zu verschließen; zwischen ihnen stürzt die Albula in eine Tiefe hinab, und über den Wasserfall führt eine hölzerne Brücke schräg aufwärts. (Die Mechelsche Charte hat den Weeg — wie er vor Zeiten war — immer auf der rechten Albula Seite; und die Lage von Bergün nicht richtig, es sollte zwischen der Albula und dem Tuorsbach liegen.) Wenn man über eine zweite Brücke wieder auf das rechte Ufer gekommen ist, steigt der Weg ½ Stund gäh bis zu einer freundlichen Ebene, wo etwa 16 oder 17 Mayensäßhütten stehen[1]; dann geht es immer höher, wo keine Menschen mehr wohnen, zwischen Tannen

[1] Preda.

und Erlen, jetzt über kahle steile Felsen hinauf, dann über feines Gras an der Seite des Bergs hin in die Höhe, und endlich hinab zum Wirthshaus[2] „beym Weißenstein" (12 Uhr).

Das Wirthshaus liegt am Ende des obern Sees — den untern sah man im Heraufkommen — dieser obere See hat mehrere kleine Pfützen und Quellen zu seiner Seite, in denen man die größten Forellen findet (vor nicht langen Jahren eine von 14 Pfunden, sie wurde im Alveneuer Bad verzehrt); überhaupt sind seine Forellen besser und größer, im untern See hingegen zahlreicher; der untere gehört der Gemeinde Bergün: wenn diese den Weißensteiner Wirth chikaniren will, so entzieht oder steigert sie ihm die Pacht desselben; der obere gehört — nebst vielem Weidgang — zum Haus; die großen dazu gehörigen Heugüter erstrecken sich bis gegen den Gipfel des Berges; der Wirth kauft deßwegen viel Vieh zum Sömmern und verkauft es im Spätjahr, oder er nimmt fremdes Vieh um Bezahlung auf seine Weiden. Das beschwerlichste seiner Lage ist, daß er beträchtlicher Vorräthe bedarf und mithin schon Anfangs ein starkes Capital anlegen muß. Diese ganze Besitzung trug den sehr kleinen Zins von 305 Gulden, überdies mußte der Pächter für Mobilien und Heu zwischen 20 und 30 Gulden zulegen; vormals hatte er in allem 305 Gulden bezahlt, hingegen bestritt der Gutsherr die großen Reparaturen, der Pächter die kleinen; letztere wurden mithin so lang vernachlässigt bis der Schaden „groß" geworden!

Zwey vortreffliche Forellen, die eine abgesotten, die andere gebraten, waren die Krone unseres Mittagessens; ein Geißzieger in Milchrahm, mit Zucker und Zimmt bestreut, nicht minder lockend; und ein vorzüglicher Veltliner erwärmte was die Speisen verkälteten. Jeder Wein wird in diesem kalten Clima gut, der Veltliner aber vor allen, denn er wird nie matt, sondern behält etwas angreifendes. Ein Mann von Zernetz (ich glaube Landamma Reggi) war auch im Wirthshaus und trank mit uns den Caffee.

Vor 3 Uhr verreisten wir; der Weeg führt sogleich aufwärts. Die Straße hier ist ebenso steil als schmal, und auf der ganzen Reise nichts ärgerlicher als daß sie überall leicht besser gemacht werden könnte: ohne Felsen zu sprengen, brauchte man nur Erde und Schutt wegzuschaufeln, oder Löcher auszufüllen. Wir hatten das Mißgeschick einem andern Wagen zu begegnen und konnten ihm nicht ausweichen, als indem der unsrige am Berg in die Höhe geführt und von den Schultern einiger Männer unterstützt wurde, während der andere auf dem Weege vorwärts fuhr.

Jetzt hatten wir die erste Anhöhe (Scufflön) erstiegen und eine Gegend erreicht, traurig, wie ich noch keine gesehen; der ganze Raum zwischen den

[2] Der Weißenstein, Eigentum des Vaters.

Bergen rechts und links ist mit Felstrümmern überdeckt, kein Plätzchen wo Gras keimte, nichts als Schutt, so weit das Auge sieht. Grünlichgelbe Flechten und Moose, diese erste Stufe einer künftigen Vegetation, kleben an den ältesten Trümmern; kaum windet sich hie und da die glühende Alprose — gleich einer bessern Hoffnung — zwischen ihnen hervor und bekleidet das nackte Gestein.

¼ nach 4 Uhr hatten wir die Höhe erstiegen; vor unsern Füßen breitete sich ein Teppich des feinsten Grases aus und bekleidete, immer dünner werdend, den Fuß der Felsspitzen. Das Bild dieser friedlichen Einöde wird mir nie verlöschen! Wie Hügel ein niederes Thal begränzen, so schließen hier — wenig höher scheinend — die unzugänglichen Gipfel des Gebirges eine Fläche ein, in ununterbrochenes Grün ausgegossen und umwölbt von einem reinern Himmel. Am Ufer des kleinen Sees weidet eine Herde schöner grauer Kühe; manche kühlten sich, im Wasser stehend; keine floh vor uns, sie näherten sich vielmehr, als wäre ihnen der Anblick eines Menschen lieb; und wenn ich die Hand ausstreckte, so kamen die jüngern herbey um das erwartete Salz zu lecken. Nichts ist hier menschenscheu, Schmetterlinge flogen schaarenweis um den Wagen und ließen sich mit Händen fangen. Diese Alp gehört — vom Kreuz an — zu Camogask ins Engadin; sie ist zu 275 Stößen (d. h. Kühen, ungerechnet das Galtvieh und die Kälber); das Vieh ist von Oberländer Art, d. h. grau, aber viel größer.

Nach einer halben Stunde begann der Weeg bergab; einmal wurde der Wagen auf einer sehr schrägen Stelle umgeworfen; ein Schaafhirt half ihn wieder aufrichten. So kamen wir über verschiedene Umweege und Anhöhen hinab zu den Alphütten, wo die Hirten jener Heerden sich aufhalten; weil es aber von hier bis Camogask nicht weit ist, so halten sie keinen Zusenn, sondern jeder Eigentümer holt seinen Theil ab. Hier fängt an den Seiten wieder Gestäude an und bald kommt man in einen Wald schöner Tannen und Lerchen. Dann erblickt man in der Tiefe Camogask und Pont und erreicht durch einen steilen Abhang den Fuß des Albula. (¼ nach 6 Uhr).

Der erste Anblick des Engadins ist überraschend: aus hohen öden Regionen wird man, gleichsam mit einem Schritt, in ein Thal versezt, wo große wohlgebaute Dörfer sich in den Fluthen eines stolzen gemächlich hinfließenden Stromes spiegeln. Aber wenn man länger im Engadin reist verwischt die Einförmigkeit der Scenen jenen Eindruck; kein Obstbaum erfreut das Auge, die Vegetation ist dürftig.

Pont besteht aus wenigen aber niedlichen Häusern und hat seinen Namen von einer hübschen hölzernen Brücke über den Inn. Vormals gehörte es zu Camogask, jezt aber hat es eine eigene Kirche. Das viel größere Dorf

Camogask, zwischen dem Inn und einem Waldwasser, hat öfters von lezterm gelitten und durch die Bemühung, dasselbe in einen geraden unschädlichen Lauf zu dämmen einen Beweis von verständiger Thätigkeit gegeben, den man diesseits der Berge vergebens sucht. Die Straßen sind gut und eben; wir kamen bald bey dem Wirthshaus zur Au[3] in das Gebiet ob fontana merla; außer den politischen Zusammenkünften des ganzen Hochgerichts Ober Engadin werden in diesem Wirthshaus Schmausereyen gehalten, an denen die St. Moritzer Badgäste wieder verderben, was das Wasser gebessert hatte! Alle Jahr wird hier ein Viehmarkt gehalten, kurz vor dem Tiraner, als dessen Barometer man ihn gleichsam ansehen kann.

Auf die Au folgt Bewers, ein beträchtliches Dorf. Die Bauart in allen ist gleichförmig, die Häuser weiß angestrichen, die Straßen sauber gehalten, keine Dünghaufen; und alle Häuser in regelmäßigen Reihen gestellt. Die Ställe sind nicht abgesondert und von Holz, sie werden unter dem gleichen Dach mit dem Wohnhaus angelegt, sind wie dieses — dessen Größe dadurch verdoppelt wird — gemauert, und die mit durchlöchertem Holz verschlossenen Öffnungen des Heubodens haben die Gestalt und Größe von Kirchenfenstern; der Stall ist daher oft schöner als das Haus, und ich habe Gebäude gesehen wo er den Vordertheil gegen die Straße machte und die eigentliche Wohnung — als wäre sie ein unbedeutender Zusatz — ganz umschloß. Die Engadiner Bauart ist eine sonderbare Mittelgeburt zwischen dem italiänischen Geschmack und demjenigen, den das kalte Clima erzeugte; von lezterm kommen die äusserst kleinen Fenster, zuweilen nur von zwey Scheibchen übereinander; dennoch wird an der Außenseite des Hauses eine Einfassung gemahlt von der Größe eines ansehnlichen Fensters, und von dieser Einfassung an laufen alle vier Seiten der sehr dicken Mauer, in schräger Richtung abgeschnitten, bis zu dem tief liegenden Fensterchen. Wenige Häuser entbehren ein Geländer von Eisen an der Treppe vor der Hausthür, oder Gitter vor denjenigen Fenstern die nicht in Zimmer gehen, oft auch vor allen untern Fenstern. Auch ärmere haben eine Altane, und wenn es auch von Holz wäre, weil die Aussicht aus ihren trichterförmigen Fenstern beschränkter ist als ihre Neugierde; wer keinen Balcon hat, vereinigt wenigstens zwey Fensterchen in einen kleinen vorstehenden Erker. Die Fenster bestehen aus den barockesten Figuren von Scheiben und Glasstücken, zusamengeflickt wie es der Zufall wollte: hier machen zwey große Scheiben die rechte Seite des Fensters aus, während die linke schmale Glasriemen und darüber etliche achteckige Scheibchen zeigt. Zu den Einfassungen, und besonders den Ecken der Häuser, wählen sie die grellsten Farben, am liebsten grün, reichlich mit blauen, rothen und gelben Flam-

[3] Vergl. Bündnerisches Monatsblatt 1925: „Las Agnas“, von Gian Bundi.

men marmorirt; in gleichem Geschmack werden die Fensterläden bemahlt, das Gitterwerk grün mit Vergoldung. Eine Unannehmlichkeit mehrerer Dörfer besteht darin, daß die Straße nicht durchaus, sondern nur soweit gepflastert ist, als es etwa einem Hausbesitzer vor seiner Wohnung beliebt; man fährt also oft mit dem einen Rad auf Pflaster, mit dem andern im Koth.

Die Kirchthürme welche ich sah sind durchgehends hübsch, sie spitzen sich nicht in Nadeln zu wie bei uns, sondern der Körper des Thurms verdünnt sich in der Höhe in 2 oder 3 mit Gesimsen umgebenen Aufsätzen, den obersten deckt ein kleines Helmdach; vor allen zeichnet sich der zu Samada aus, von einem italiänischen Meister 1772 gebaut.

Samada mag etwa ¾ Stund von Pont seyn; es ist das schönste Dorf so ich im Engadin gesehen.

Man war eben im Beginnen der Heuerndte — fast der einzigen in diesem Thale — zahlreiche Schaaren von Tyrolern, Montafunern und Bewohner der bündnerischen wilden Thäler begegneten uns, welche nach vollbrachtem Sammeln des Heus von Hause weg hierher gehen, wo man später mäht und gut bezahlt. Der Aufenthalt im Ausland und die Beschränktheit der Landwirtschaft im Engadin vermindern das Anstellen von Dienstboten so sehr, daß man einige Wochen lang fremder Hülfe bedarf. Das Heimführen des Heus wird umständlicher, weil die Heuställe nicht auf den Gütern sind. Alles hilft und freut sich zu erndten, die Fremden mähen, die Mägde laden das Heu, und der Junker führt das kleine Fuder mit einem Ochsen oder Pferde heim. Während dem Heuen halten sich die reichen Engadiner meistens im Lande auf, warten noch das sogleich darauf folgende Düngen und etwa den Tiraner Markt ab, und dann erst reisen sie wieder in die Fremde.

Die fremden Mäher bekommen gewöhnlich: Morgends Brandtewein oder Wein, um 9 Uhr (Mittagessen) warme Kost nebst Wein, um 4 Uhr Käs und Brodt nebst Wein, und Abends warmes Essen, wobey allemal Fleisch und Wein, — dazu noch an Geld etwa ½ Gulden. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie alle, mit ihren zwey zusamengebundenen Sensenklingen und anderm Apparat, einem solchen Leben so wohlgemuth entgegen giengen. Bettler begegneten uns nirgends; vielleicht fliehen sie die Arbeit, so man ihnen in der Heuzeit anbieten würde!

Nach einer halben Stunde kamen wir nach Celerina, dessen Kirche und Thurm gut in die Augen fällt; das erste Haus rechter Hand in seinem nahe gelegenen Filial Cresta ist niedrig, zur Hälfte zerfallen, und am Eck sind zwey Salische Wappen fast verblichen: es war die bescheidene Wohnung des östreichischen Generals Jacob v. Salis, dessen Verwendung den Auskauf der Herrschaft Mayenfeld aus östreichischen Händen erwirkte.

Von hier führt eine ziemliche Anhöhe nach St. Moritz, und der Weeg ist minder gut. Es wehte ein sehr kühler Wind, denn im Engadin war es durchgängig kühl; auf dem Berge hingegen waren die Sonnenstrahlen so durchdringend gewesen, daß sie uns die Hände — wo kein Handschuh sie bedeckt hatte — geschwollen und braun brannten.

Um 3/4 auf 9 Uhr hatten wir das Ziel der Reise erreicht und bezogen ein sehr gutes Zimmer bey der Frau Podestätin Fluggi."

„St. Moritz liegt an der Höhe eines kalten felsigen Hügels und steht in Reinlichkeit und gutem Aussehen allen bisherigen Dörfern nach; die Häuser ruhen meistens auf nacktem Felsen, und die Straße wird eben dadurch eng und holperig. Dasjenige des Dr. Forers — oder vielmehr seines Schwiegersohnes — ist das schönste; dann — nach äußerm Ansehn und in Größe der Zimmer — das unsrige (Fluggische), und auf dieses das benachbarte untere Fluggische, welches an Menge und Schönheit seiner kleinen Zimmer alle andern Gasthäuser übertrifft.

Im Ganzen ist die Gegend nicht reich an Naturschönheit; als die größte unter allen nennt man den Fall des Inns bey seinem Ausfluß aus dem See, welchem Reichtum an Wasser und geringe Höhe des Sturzes den Character des Rheinfalls geben soll; ich konnte ihn nicht sehen.

Das Clima ist unfreundlich, morgens und abends meistens kalt; die Luft von einer Schärfe und Reinheit, die manchen nicht, andern hingegen als eine Cur dient; der nahe Gletscher haucht oft einen Schneewind durch die heißen Strahlen der Mittagssonne, und von den Bergen des wilden Fait-Thales ziehen nicht selten Regen oder Gewitterwolken herüber und entladen sich über den St. Moritzer Hügel, während die unten liegenden Orte — Bewers etc — einen heitern Himmel über sich haben; dies geschah oft während unserer Anwesenheit, nie aber schneyte es, eine Ausnahme von der Regel und den alten Bekannten dieser Quelle auffallend; nichtsdestoweniger war es einige Mal zum Einheizen kalt, allein unser Zimmer — wie die meisten — ohne Ofen und Camin.

Den 25. fieng ich an das Wasser zu trinken, und zwar im Bett, 6 Gläser; nachmittags badete ich; der Zuber war sargförmig, von Brettern gemacht, sehr eng und so lang, daß zwey Personen gegen einander beynahe Platz gehabt hätten — eigentlich war er auch hiezu eingerichtet; man brauchte zwey Lägeln Wasser, eine warm, eine kalt; ich blieb eine Stunde darin. Mit Trinken stieg ich alle Tag um ein Glas, bis auf 10, mit Baden behielt ich die Länge einer Stunde. Wenn man das St. Moritzer Wasser im Dorfe trinkt, so ist es nicht stärker als wenn es wohl bouchirt in die Ferne geführt wird; bey der Quelle ist es merklich stärker; es giebt Gäste die bis 30 Gläser

trinken. Beym Sieden — welches mit vielem Brausen und nach langer Zeit erst erfolgt — sezt es einen braunen Bodensatz ab, die Badehemder färbt es wie Nankin, und über Nacht wird sein Geruch unerträglich wie faule Eier.

Den 27. fuhren wir bey schönem Wetter um halb 11 zur Quelle; sie liegt eine starke Viertelstunde vom Dorf, hart am waldigen Fuß des nahen Gletscherbergs. Der Inn umschließt mit schlangenförmigen Windungen die angränzende Wiese, seine Wildheit hat er schon in den obern Seen abgelegt. Was man hier für die Brunnengäste erbaut hat besteht in einem langen Haus, wo ein enger Saal ohne Fenster und zwey rauchende Camine den Trinkenden weder Schutz vor der Kälte noch Platz zum Spazieren gewähren; im untern Stock kann man die Pferde unter Dach stellen, und daneben ist die Brunnenstube, wo ein viereckiger steinerner Kasten das aufquellende Wasser einfaßt; gegenüber in der Mauer eine Inschrift auf schwarzem Marmor; das ganze Haus droht dem Einsturz (vielleicht verbot man deswegen den jungen Engadinern daselbst zu tanzen, vielleicht, damit sie nicht — erhitzt — von dem kalten Wasser trinken möchten). Es ist ein alter Wunsch, daß hier ein Haus zur Beherbergung der Gäste möchte gebaut werden, und er wäre schon längst durch die Großmuth italiänischer Großen — z. B. des Marchese Visconti Mari — erfüllt, ohne die schmutzige Habsucht der Einwohner des Dorfs, welche nicht ertragen möchten, daß ein Wirth an der Quelle alle Gäste ausschließlich besitze. Ein einziger Grund gegen ein solches Gasthaus wäre allenfalls die feuchte Lage desselben auf der vom Inn durchwässerten Wiese, wo ohnehin die Sonne später als im Dorfe scheint; doch bey den Vorstehern des Dorfes ist dies keinesweegs der Grund; denn weit entfernt für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen, scheinen sie beflissen alles zu thun, was ihnen unangenehm sein kann — so konnte man nicht einmal gegen Bezahlung ein Brett zu einer Bank bey der Quelle erhalten. Dies Volk sezt sogar eine Art Stolz in seine übelverstandene Indolenz und äußert sich: es stehe ja bey den Fremden zu kommen oder wegzubleiben! Lezteres könnte — ihnen zur wohlverdienten Strafe — mit der Zeit im Ernst geschehen, denn die Quelle scheint seit vielen Jahren an Kraft abzunehmen; nicht nur alte Badgäste, sondern die Einwohner selbst finden es; vor Zeiten soll das Wasser penetrant, in die Nase steigend gewesen sein, jezt ist keine Spur mehr von dieser Wirkung. Man hat eine Quelle gegraben, welche — nach einigen — einen Riedgeschmack hat; ohne Zweifel ließe sich die alte verbessern und neue auffinden, es wird aber nicht geschehen solang diese Gemeinde unbevogtet ihr Wesen treiben darf. Man hofft, eine Sauerquelle bey Tarasp werde der hiesigen mit der Zeit den Rang ablaufen, allein sie ist — sowenig als die bey Tiefenkasten — in gehörigem Stand; (leztere wurden wegen Unfähigkeit des Unterneh-

mers Scarpatett ohne Erfolg betrieben). Hier in St. Moritz ist die Quelle verpachtet; den Gästen schöpft ein dazu bestellter Mann in die Gläser, in Lägeln füllt man es durch einen hölzernen Trichter; was im Engadin selbst verbraucht wird sind die Pächter schuldig gratis zu geben, sagte mir Florian Planta.

Hier spazieren die Gäste einige Stunden lang entweder in dem elenden Saal oder auf der feuchten Wiese, wo sie weder sitzen noch den Sonnenstrahlen entgehen können; andere reiten umher. Die Pferde werden, sobald der Fremde sie nicht braucht, auf die Weide getrieben und man bezahlt Weidgeld – für jedes täglich 12 Bluzger, dem Hirten ein Trinkgeld; manchmal verderben sich diese Pferde die Hufe auf dem sehr steinigen Boden; Morgens früh sucht der Hirt sie zusamen und bringt sie ins Dorf.

Viele Gäste halten sich so lange bey der Quelle auf, daß sie kein Frühstück mehr nehmen können, und überladen sich dann den Magen bey der Mittagstafel, die hier übermäßig reichlich besezt wird. Fast alles Gemüse und alles Obst müssen die Wirthe kommen lassen, es ist daher theuer; außer den Fischen – welche im hiesigen See denen von Sylvaplana weit nachstehen – erhält man Rindfleisch und vortreffliches Kalbfleisch; doch tritt am Ende der Cur allemal Mangel an leztern ein und die Gäste murren über das Schaaffleisch, das ihnen zu fett scheint, obgleich es übrigens sehr schmackhaft ist. Gewicht und Maaß ist hier viel kleiner als in Chur, manche Lebensmittel waren deswegen nur scheinbar wohlfeiler; so kostete 1 Maaß sehr guter Veltliner 18 Kreuzer; (viele Gäste erhizt er zusehr, auch ich fand ihn nur zuträglich, und auch angenehmer, wenn ich ihn mit Sauerwasser mischte). Im Veltlin, wo er sich nicht aufbewahren läßt, trinkt man immer im Frühling und Sommer den des lezten Herbstes; im Engadin wird er uralt. Ich habe alte Veltliner Weine getrunken, die einen Aromatikgeschmack – blos vom Alter – hatten, sehr lieblich und äußerst stark waren; andere hingegen schmeckten und rochen vor Alter unangenehm; mit den Jahren verliert sich seine dunkle Farbe und wird viel heller. Fleisch war nicht theuer, hingegen das Reis fast in höheren Preisen als zu Chur; zwey Eyer kosteten 5 Blzgr, 1 Pfd Forellen 5 Batzen; ein Brodt 20 Blzgr, es ist meistens sehr schlecht, in sogenannte Micken gebacken, fest und sandig; das gemeine schwarze Brodt wird nur einige Mal im Jahr verfertigt und so hart, daß man es zerschlagen muß. Wir befanden uns bey eigener Haushaltung am besten, denn an Wirthstafeln bezahlt man theuer und verderbt sich mit Teigwerk etc; beym untern Fluggi bezahlte man für Essen täglich 3 Zürcher Gulden, für ein Zimmer wöchentlich 1 Zechin oder Ducat, für einen Bedienten 24 Batzen zürcher Währung, und wurde noch mit Extraabgaben für Frühstück, Licht etc belegt; der

obere Fluggi (Constantin) begnügte sich mit 3 Bündtner Gulden für Essen, und überließ den Gästen für die Zimmer nach Belieben zu geben; bey Wyß war man für 1 Mayländer Thaler gut gespeist und mittelmäßig logiert. Für jedes Bad zahlte man 1 Gulden, (die Gräfin Travers mußte für jedes 1½ Gulden bezahlen, weil sie einen eigenen Zuber hatte)."

Ohne hier die Kaufkraft des Geldes mit derjenigen unseres heutigen Schweizerfrankens genauer zu vergleichen, mag doch als Schätzung dienen, daß ein Bündnergulden ungefähr 4.50 Frs. entsprechen dürfte (1924, nicht 1914); der Gulden hatte 15 Batzen (zu 4 Kreuzer), der Batzen wäre somit etwa 30 cts. Der Zecchin (oder Ducat) entspricht annähernd 6⅓ Bündnergulden, also beiläufig 28.50 Frs.; den Bluzger dürfen wir mit 7½ cts einsetzen. Die Schätzung des Mailänderthalers ist am unsichersten, kann aber mit 13 Frs angegeben werden. Der Einsatz dieser Werte ergäbe: für volle Pension Frs. 22.50, resp. 18.00 oder 13.50, je nach dem Rang des Hotels; daneben für 2 Eier 40 cts und für das Pfund Forellen 1 Fr.

Doch begleiten wir Johann Ulrich nun, an einem schönen Augusttag, auf einen Ausflug nach Pontresina:

„Am 16. August fuhren wir nach Pontresina; von Celerina führt der Weeg rechts ins Pontresinerthal, aus welchem, vom Gletscher entspringend, ein wilder weißgrünlicher Bach herfließt; nach einer starken Viertelstund führt eine hölzerne Brücke über ihn auf sein rechtes Ufer. Hier auf der Brücke erblickt man gerade vor sich das schöne Dorf Samada hinter einer Reihe Lerchen. Das Thal ist breiter als man zuerst vermuthet und hat zu beyden Seiten starke Waldung.

Wir holten einen Zug Bergamasker ein, die auf Eseln den Ertrag ihrer Schaafmilch nach Italien führten. Diese Leute sind zum Theil sehr reich, dennoch gehen sie so einfach als ob sie von Homers Hirten abstammten! Ihre Gesichter sind wild, banditisch. Sie kaufen oder miethen tausende von Schaafen zusammen und führen sie ins Engadin, den Sommer hindurch; die Wolle ihrer Race ist nicht vorzüglich, aber der Käse gilt ihnen wohl, Zieger weniger, weil er nur frisch konsumirt werden kann; sie verbieten deswegen ihren Knechten streng von lezterm zu verkaufen, weil diese ein so beliebtes Naschwerk oft heimlich absetzen könnten und den Käs darüber vernachlässigen würden; unter dem Vorwand Zieger einzutauschen, z. B. gegen Tabak, soll man dennoch von ihnen bekommen können. Die Art wie sie ihre Esel beladen, oder vielmehr das Geschirr dabey, ist originell: es besteht blos aus Stricken; ein Strick über und um die Waare schließt sich vorne um den Hals des Thiers, in der Mitte geht er um den Bauch herum, und hinten schließen sich seine zwey

Enden an einem Prügel unter dem Hintern, der das Ganze zusammenhält, dem Thier aber schwerlich eine angenehme Friction machen wird.

Eine starke Viertelstund hinter der Brücke ist das erste Dorf dieses Thals, welches man auf Landcharten Laret benannt findet. Der Weeg geht über entblößtes Pflaster. Hier sieht man einen Theil der langen, noch unerforschten Kette des Bernina Gletschers: rechter Hand, über dem Wasser, stehen vorne niedrigere, mit schwarzer Waldung überwachsene Berge; hinter diesen erhebt sich der Gletscher, übergossen mit ewigem ununterbrochenem Schnee; seine blendendweißen Zacken umschließt der reine blaue Himmel. (Weiter hinten im Thal kann man zu Pferd oder zu Fuß bis an den Fuß des Gletschers gelangen.) Dies Dorf Laret handelt stark in der Fremde und hat schöne weiße Häuser; dann folgt ein zweites, und links bey diesem ein viereckiger Thurm, neben welchem auch wieder viele aber unansehnliche Häuser stehen. Jemand nannte mir das erste Laret, das zweite St. Spirit, und das beym Thurm Pontresina sura; allein in Laret selbst wußten die Wirthsleute nur von Ober- und Unter-Dorf, und dem Bache keinen Namen; zwischen Laret und dem zweiten Dorf ist eine steinerne Brücke über den Bach gebaut.

Zum Essen kehrten wir nach Laret zurück, wo wir im Roß eine Wirthschaft von Davosern und reinliches Haus mit ziemlich guter Bedienung fanden; die Wirthschaft ist übrigens nicht stark, obgleich der Paß über Bernina hier durchgeht, denn alles reist bis zu den Wirthshäusern auf dem Berg. Während wir aßen trat ein neumodisch gekleideter Engadiner, in Pantalons und dicker Cravatte, herein, suchte unter manchen französischen Brocken ein Spiel Karten hervor, stopfte seine riesenhafte Pfeife, schlug Feuer, wobey ein f.... nach dem andern gebrummt wurde, und sezte sich nun zu einem schlecht gekleideten Davoser — der sein Kuhknecht hätte scheinen können — zum Piket um Wein; der Engadiner gewann, dann giengen sie fort, kamen nach einer halben Stund wieder, spielten wieder und jener gewann wieder... dies müssige Zeitverderben war umso auffallender, als gerade an diesem Tag alle andern Mannspersonen beym Heuen waren. Es halten sich hier eine Menge Davoser auf; zwischen den Physionomien der Engadiner und Davoser ist der auffallendste Unterschied, sonst nehmen diese Sprache und Sitte der Engadiner an. Nach dem Essen fuhren wir heim."

Mit einigen wenigen Kurgästen hatte Johann Ulrich während seines Aufenthaltes in St. Moritz angenehmen Verkehr, so mit Stocker „und seinen zwey Frauenzimmern" eine Erneuerung alter Bekanntschaft; „seine Frau — so erwähnt er — war diejenige, welcher er A° 98 als Bräutigam einen Ball gegeben, der lezte dem ich in Zürich beygewohnt; sie ist eine sehr artige und hübsche Person, von lieblicher sanfter Gestalt, mit Herrn Escher im Graben-

hof verwandt". Ferner war da ein Herr Geßner, der treue Hausarzt Raschär, die Gräfin Travers von Ortenstein und einige andere.

Zweifellos am anregendsten – wenn vielleicht auch nicht immer genehm – waren Heinrich Bansis Besuche; vorerst fühlte sich dieser immerhin bewogen, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, welche wesentlich dazu beigetragen hatte ihm das Wohlwollen des Grafen Johann Ulrich zu entziehen; von dieser Unterhaltung – welche am Morgen jenes Pontresinertages stattgefunden – notiert Johann Ulrich nur kurz: „Bansi äußerte, seine Anstellung in den parties secrètes (honteuses) seye keinesweegs Spionierung gewesen; er habe viel Geld spendiert damit die Bündner sich dem Angriff der Franzosen gegen die Kaiserlichen im Land nicht widersetzten; in Davos sey es ihm gelungen". Im Laufe der folgenden Tage führt dann Bansi seine ganze Familie ein:

„den 17. hatten wir Bansi und seinen ältern Knaben zum Essen. Er klagte sehr über Sittenlosigkeit, die der Aufenthalt in Frankreich den jungen Leuten einflöße; sie brächten „Thérèse philosophe" etc mit Kupfern nach Hause und liehen dergleichen Bücher den jungen Mädchen; die Tanzgesellschaften im Winter seyen sehr ausgelassen, etc. den 20. Bansi mit seinem jüngern Knaben, einem sehr geistreichen, gesprächigen Kind.

den 21. nachmittags kam Bansi mit seiner Frau (Schwester Herrn Pfarrer Lorzas) und einer Tochter; seine älteste Tochter Babet kam im 6ten Jahr nach Zürich zu Herrn Schweizer und legte sich mit Talent auf Mahlerey, in Paris vervollkomnete sie sich und ist jezt in Italien."

Besonders dankbaren Boden fanden Bansis Mitteilungen über einen Engadiner Maler, bei seinem Besuche am nächsten Tage (22.): „Der taubstumme Mahler Thomas Frizzoni hat mehr mechanisches als Künstler Genie: er hat ein Filatorium verfertigt und sortirt jezt bey seinem Bruder, einem Kaufmann in Bergamo, die Seidenarten nach Gefühl, ohne Wage. Man hat ihn nie in eine Anstalt gethan, deßwegen ist er unfähig etwas weitläufiges zu lesen oder zu schreiben. In Rom war er bey Angelika Kaufmann, allein das Clima schlug ihm nicht wohl an und weiter als zum Kopiren konnte er es nicht bringen. den 23. Morgends brachten Bansis Tochter Anna und eine Magd einige Gemählde Frizzonis: die besten zwey, roh in Öhl entworfene aber sehr charakteristisch gezeichnete Porträts von Landleuten; in Porträts ist er überhaupt am stärksten, so z. B. diejenigen des Herrn Ldshptms. von Sils und der 2ten Frau des Herrn Ldsptms. Planta; sein eigenes Bild, fleißig gemahlt in Öhl, ein verständiges aber nicht genialisches Gesicht. Dann ein großes Öhlstück: Wilhelm Tell wie er den Apfel schießt; grelle Gewänder etc zeigen, daß es dem Mahler an gebildetem Geschmack fehlte; das ganze ist nach

einem französischen (?) Kupferstich, dessen Idee mir gar nicht gefällt. Noch waren zwey grelle Aquarellstücke da, beyde mit ungeschmeidigem Pinsel gemahlt; die Rahmen schön geschnizt, schwarz und vergoldet, gleichfalls vom Mahler verfertigt." Am Nachmittage desselben Tages kam Bansi, mit dem Pfarrer von St. Moritz, um sich zu verabschieden.

Graf Johann Ulrich war von einem zweitägigen Besuche bei Landshauptmann Planta von Zernez zurückgekehrt; dann kam noch Herr Niclaus Flugi — der freundliche Spender des vortrefflichen Veltliners „von Aromatikgeschmack" — um ebenfalls Abschied zu nehmen. Abends trafen die beiden Jakobs mit den Pferden ein. In St. Moritz waren nur noch wenige Gäste.

„Am Morgen des 24. August verreisten wir bey schönem Wetter; in der Nacht war es — wie meistens bisher — fast zum Gefrieren kalt gewesen, ein Umstand dem ich — nebst der reinen Luft — es zuschreibe, daß man hier so vortrefflich schläft. Herr Nicolaus und Constantin Flugi nahmen noch Abschied von uns, dann saßen wir auf und wurden am Ende des Dorfes von Herr Dr. Forer begrüßt . . . . Nach ¾ auf 10 hatten wir die Ebene des Engadins durcheilt und stiegen bey Pont den steilen Berg hinauf und um 12 Uhr war der Gipfel erreicht. Jacob reichte mir unterweegs allerhand Blumen — fast keine von den Bekannten der Herreise blühte mehr, weder Primel noch die niedliche Alpkresse, noch die rothe Silene; höchstens hin und wieder eine Viola und eine halbwelke Dryas; nirgends die Alprose; hingegen stand das schöne saphyrne Glöckchen häufig im Thal, mehrere Gentianen (die niedliche minima — ein Miniaturgemählde der verna), eine violettblaue von widrigem Geruch und andere; Saxifraga lotyledon war in Saamen geschossen, hingegen blühte eine gelbe Art häufig an feuchten Stellen; beyderley Eisenhütlein wuchsen fast in jeder Höhe.

Es hatte die vorigen Tage geschneyt und der neue Schnee lag als blendend weiße Schichte auf dem grauen ältern; der See auf dem Berge hatte stark abgenommen — trocknet er vielleicht zuweilen auf?

Die halbe Stunde auf der Fläche des Bergs war bald zurückgelegt, dann durch einen elenden Weeg hinab in die Ganda — diese schien nur hier und da mit ganz frischen hellgrauen Steinen besät — um 1 Uhr war auch dieser holprige Strich unter unzähligen Stößen des Wagens vorüber und wir senkten uns auf lockerm Sandweeg in den Einfang der Weißensteiner Ebene hinab . . . ."

Zwei Monate nach der Rückkehr aus dem Engadin hatte Johann Ulrich Gelegenheit das benachbarte Vorarlberg kennen zu lernen; er begleitete vom 27. Oktober bis 8. November seinen Vater nach Feldkirch und Vaduz, wo dieser Zinsen einzuziehen und mit den Bauern abzurechnen hatte.

Hier sei auch noch eine Badekur in Hohenems erwähnt, im Jahre 1811; die Aufzeichnungen jener vierzehn Tage, aus welchen eine stark jüdische Atmosphäre uns entgegenweht, fügen sich nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit.[1]

Die Mediationszeit.

1803–1813.

Waffenlärm.

Nach den fünf blutigen Jahren französischer Invasion mag den Schweizern das Jahrzehnt der Mediation als eine Zeit des Friedens erschienen sein. Aber den endlichen Abmarsch der Franzosen hatte die Eidgenossenschaft teuer erkauft: aus der Militärkapitulation von 1803 drehte ihr der gewalttätige „Vermittler" den Strick; er legte diesen Vertrag nach Willkür aus, die Daumenschraube der Rekrutierung stets schärfer anziehend. Und immer schwebte das Damoklesschwert der teilweisen oder völligen Einverleibung über dem Vasallenstaate Frankreichs.

Trotz vereinzelter Neutralitätsverletzungen, trotz Okkupation und Annexion einzelner Kantone, fristete das Land ein leidlich ruhiges Dasein, während das übrige Europa weiterhin von der Geißel der gallischen Kriegsfurie gepeinigt wurde. Flackernder Widerschein dieser fernen Kriegsfeuer fiel denn auch gelegentlich auf die losen Blätter, über welche des gelähmten Johann Ulrichs Feder eilte.

Nebenbei waren freilich die innerpolitischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft, nach Revolution und Mediation, noch derart ungefestigte, daß auch hier kriegerische Maßnahmen — bewaffnete Exekution —, gleichsam als Kraftproben den neuen Regierungen erforderlich schienen. Es ist ein eigenartiges Bild aus der Entstehungszeit der schweizerischen Armee, das sich uns bietet.

Der Bockenkrieg 1804.

Im Jahre 1804 geriet die Zürcherregierung wieder mit dem Landvolk in ernste Konflikte; diesesmal stand der Landammann der Schweiz mit seiner ganzen Autorität hinter ihr und ein von ihm angeregtes Begehren um Truppenhilfe war der Auftakt zum „Bockenkrieg". Ein eidgenössisches Aufgebot gewährte aber, da die Kantone ihre Milizorganisation kaum begonnen hatten,

[1] Vergl. Bündnerisches Monatsblatt 1925.

ein eher klägliches Schauspiel. Vorerst standen nur einige Kompagnien von vier Kantonen zur Verfügung und es ist nicht den Erfolgen dieser Truppe zuzuschreiben, wenn der Aufstand schon am dritten April in sich zusammenbrach, noch bevor die Hälfte der Kantone mobilisiert hatte.

Graubünden zählte auch nicht zu den ersten Marschbereiten: „Am 6. April kamen abends die ersten Zuzüger nach Chur und gleichzeitig Doctor Lavater als Curier mit dem Bericht, daß die rebellischen Örter ohne Gegenwehr eingenommen und von viertausend Mann besetzt seien, daß also unser Contingent daheim bleiben könne." Schließlich marschierte die Bündner Kompagnie doch ab, da sie schon einmal aufgeboten war; „im Ganzen, mit Einschluß der Offiziere, 100 Mann. Die meisten Gemeinden haben geschickt, am meisten fehlten aus dem Gotteshausbund. . . . Unsere Compagnie kam nicht nach Richterschwyl, sondern Stäfa, Ütikon, Horgen. Oberst Ziegler – Oberbefehlshaber der aufgebotenen Truppen – hat befohlen, daß die Unteroffiziere, Wachtmeister etc. unsrer Compagnie, weil die meisten vorher Offiziers gewesen, Offizierszeichen und Honneurs erhalten sollen. Er selbst wählte den Franz von Haldenstein als Wachtmeister in das Kriegsgericht."

Die recht drakonische Tätigkeit dieses Gerichtes wurde aber bald, auf einen Wink von Paris hin, eingestellt; und weil in Paris die unerhörte Keckheit des Landammanns der Schweiz, ohne vorherige Anfrage 3 bis 4000 Mann aufzubieten, arg verstimmt hatte, so wurden auch die Truppen schleunigst heimgeschickt. „Unsere Compagnie kam am 22. May von Stäfa heim und als sie am 23. entlassen wurde, hielt Vinzens im Namen des Kleinen Raths eine Anrede an sie. Jeder Gemeine bekam 40 Bluzger zur Reise und am 24. wurden die Offiziere tractiert. – Unsere Truppen waren mit Prügeln gegen die Bauern sehr freygebig: wenn einer den Hut vor Offizieren nicht abzog sogleich 25. Also daß eidgenössische Truppen nicht milder waren als französische oder Östreicher. (Das Prügeln wegen dem Hutabziehen war vom Oberstlt. Gatschet befohlen.) – Übrigens lebten sie flott, die Offiziere kann man täglich nicht unter 1 Kronthaler rechnen."

Auf diese ersten mißlichen Erfahrungen hin begann nunmehr die Tagsatzung sich ernsthafter mit der Organisation des Milizwesens zu befassen; ein Entwurf Oberst Zieglers wurde angenommen und Aloys Reding – der ausgesprochenste Gegner Frankreichs – zum Generalinspektor ernannt; dies zu einer Zeit, da der eben zum Kaiser gekrönte Bonaparte sich für den dritten Koalitionskrieg rüstete. Von Paris wurde daher kurzerhand eine „eidgenössische" Militärorganisation abgelehnt und nur eine Armee gebilligt, „zusammengesetzt aus den 19 Armeen der 19 Schweizerkantone".

Erste Grenzbesetzung 1805.

Als nun im Jahre 1805, beim Ausbruch des dritten Koalitionskrieges, der Landammann der Schweiz die Kantone zur Bereitstellung ihrer Kontingente aufforderte, waren die Aussichten für eine ernsthafte Grenzbesetzung nicht eben günstige; zudem wurde Paris durch die Ablehnung der angebotenen Geldunterstützung und namentlich durch die Wahl Wattenwyls zum General abermals gekränkt. Dem Aufgebote wurde nur mangelhaft Folge geleistet: statt 15,200 Mann rückten nur 10,442 ein! Eine Erklärung dieser kläglichen Mobilmachung finden wir denn auch beispielsweise in folgenden Aufzeichnungen aus Graubünden: (Sept. 1805) „im Obern Bund haben sie die Eintheilung der Miliz nicht nach Bevölkerung, sondern nach der Repräsentanz gemacht: jeden Kreis treffen 120 Mann; Ilanz gab von 70 losenden nur 4, Tenna hingegen 8½, Schleuis 9. Fürstenau hatte 159 Mann von 18 bis 40 Jahren gezählt, mußte 16 geben; Grüsch hat 4 Mann gestellt, Haldenstein 3; Malans gibt 13 Mann, das ganze Hochgericht Mayenfeld 40. In Chur hat jede Zunft 3 Mann gegeben; die Pfisterzunft z. B. hat 64 Mitglieder, wovon 28 bis 29 contingentfähig, davon 3 gegeben; der Hof 1 Mann; die Hintersäßen 16 und 6 in Reserve; ferner die Bürger 3 Offiziere. Bergell Ob Porta hat an Contingentfähigen 6 Anwesende und 99 Abwesende, gibt 13 Mann; Unter Porta 19; Soglio hat 66 und gibt 10.“

Mit dieser noch in den Kinderschuhen steckenden Armee mußten vor allem die bündnerische Grenze und das Rheinthal besetzt werden; „am 26. October Abends kam General Watteville in Chur an und am 29. war Revue über das Bataillon Castelberg; der General war nicht zufrieden mit den Offizieren und Soldaten.“ Andrerseits dürfte schon damals das Vertrauen in den Führer kein großes gewesen sein, wenn wir auch erst bei einer späteren Gelegenheit diesbezügliche Anekdoten erfahren.

Am 2. Dezember 1805 fiel bei Austerlitz die Entscheidung für Europa. Nach etwa dreimonatigem Wachtdienst konnten nun die eidgenössischen Truppen entlassen werden und der General legte im Februar 1806 sein Kommando nieder. Die Grenzbesetzung hatte die Kantone 891 226 Franken gekostet (s. Oechsli), Graubünden allein 33 000 Gulden, während — wie der friedliebende Joh. Ulrich unwillig bemerkt — die Ausgaben für Besoldungen des Großen und Kleinen Raths und der Deputationen zur Tagsatzung nur 19 000 Gulden betrugen.

Die Jahre 1806—1808.

So erfreulich die kurze Dauer dieser ersten Grenzbesetzung war, so zeigte sich doch anderseits, als Folge der raschen Entscheidung des dritten Koalitions-

krieges, eine verschärfte Bedrohung von Seiten Frankreichs; mit Bangen harrte die Schweiz dessen, was die Launen und Pläne des Allgewaltigen ihr als Schicksal bestimmen würden. Vorläufig begnügte sich dieser, vom kleinen Ländchen erhöhten Blutzoll zu verlangen; Dank der äußersten Anstrengungen des Landammanns und der Kantonsregierungen konnten bis 1. Mai 1807 an die 12 000 Mann in französischen Dienst gestellt werden, also immerhin 3/4 des verlangten Bestandes. Doch blieb wenigstens in den drei Jahren 1806 bis 1808 das eigene Land von Krieg und Soldateska verschont; nur von fernen Kriegsschauplätzen drang die Kunde herüber ... „1806, Oct. 27. Bericht von der Niederlage der Preußen am 14." (Jena und Auerstädt) — und dann erst sechs Wochen später Nachricht von einem Vetter Hector, daß er am Leben; dieser war am 16. Oktober — zwei Tage nach der entscheidenden Schlacht — bei der Kapitulation der Festung Erfurt in Gefangenschaft geraten, traf aber bereits am 14. Dezember wieder in der Heimat ein. Im Frühjahr 1807 war es der Bruder Hercules, der einrücken mußte: am 24. März verreiste er zum Regiment „mit einem Attestat der Regierung, daß er in zwei Monaten 114 Rekruten geworben". Es war dies freilich keine freie Werbung mehr, wie die Militärkapitulation von 1803 sie vorgesehen hatte; vielmehr kam der Zwang, den das vertragsbrüchige Frankreich ausübte, bereits einer Konskription gleich. Bekümmert seufzt Joh. Ulrich am 26. September 1808: „Der Kanton hat in allem schon 1168 Mann zum französischen Dienst gestellt, wovon freilich manche nicht angenommen worden oder desertiert sind" — und im November: „Die Rekrutierung für Frankreich hat den Kanton 10 bis 12 000 Gulden gekostet!" (Oechsli gibt die Kosten dieser Rekrutierung bis Juni 1809 für die gesamte Eidgenossenschaft mit über 1 Million Schweizerfranken an und erwähnt gleichfalls die Zurückweisung und das Ausreißen der Rekruten).

Zweite Grenzbesetzung 1809.

Wieder geriet die Schweiz in unmittelbare Kriegsgefahr, als im Jahre 1809 während eines Monats unaufhörlich französische Truppen Basel passierten: am 11. März begann dies schamlose Spiel mit der Neutralität und erst „am 9. April haben die französischen Truppenmärsche durch Basel aufgehört"; unterdessen hatte der Landammann der Schweiz die nötigen Vorbereitungen für eine abermalige Grenzbesetzung getroffen, sodaß bei der Kriegserklärung Österreichs und dem Ausbruche des Aufstandes in Tirol und Vorarlberg sogleich Rheintal und Graubünden besetzt wurden. Auch diese siebenmonatige Grenzbesetzung verlief so friedlich, daß Joh. Ulrich nur gelegentlich zwei Worte darüber verliert: „Mai 12. ein Leutnant vom Zürcher Battaillon

Holzhalb, namens Bleuler, ins Quartier über Nacht. 26. Abends kam der französische Gesandte an." Auf General Wattenwyl aber, der wieder den Oberbefehl hatte, ist Joh. Ulrich nicht gut zu sprechen: „Eine Charte der Marschrouten, welche Herr v. Wattenwyl seinen Truppen in Bünden vorschrieb, wäre interessant — und zur Biographie dieses Generals unentbehrlich: von Ragaz über Untervatz nach Meienfeld; von Klosters über Malans, Chur, nach Davos um (auf dem kürzesten Weg) ins Engadin zu gelangen; (so reisten z. B. die Basler). Aargauer waren von Klosters durch Brättigau nach Chur und von da bis Latsch gekommen, mußten dann nach Chur zurück und über Schalfik, Davos, ins Engadin".

Aktueller als die strategischen Fragen waren diesmal für Graubünden die politisch-geographischen; zwar handelte es sich nicht wieder um das Veltlin! Aber Bonapartes Vorschlag, das Tirol mit der Schweiz zu vereinigen, rief Erinnerungen an frühere Pläne wach, worüber Joh. Ulrich schreibt: „die geheimen Artikel des Off- und Defensiv-Allianztractats vom 19. August 1798 sagen: La République française employera ses bons offices etc. . . . elle contribuera également volontiers à ce que les limites de l'Helvétie à l'Est soient arrondis à son avantage par la réunion des Ligues Grises et par la possession du Vorarlberg — Unterzeichnet waren Talleyrand, Zeltner und A. A. Jenner."

Schließlich war aber die einzige Folge des Wiener Friedens, die in territorialer Hinsicht Graubünden berührte, daß am 29. Dezember der französische Legationssekretär François Rouyer Besitz von der Herrschaft Rhäzüns nahm, „im Namen des Kaisers Napoleons, kraft Art. 3 des Wiener Friedens vom 14. Oct. 1809. Dies geschah im Beiseyn der Obrigkeit aller 4 Gemeinden im Boden. Der Gesandte versicherte in seiner Rede die Obrigkeit, der Kaiser habe diese Herrschaft nur in Hinsicht einer nähern freundschaftlichen Verbindung mit der Schweiz und Graubünden gesucht, und fügte hinzu, die mediationsmäßigen Änderungen in der Herrschaft würden unverändert bestehen." So wurde denn Bonaparte „bündnerischer Landsmann", und dies zur nämlichen Zeit, da er sich offiziell den Titel „Vermittler der schweizerischen Eidgenossenschaft" beilegte.

So harmlos dieser Krieg für Graubünden verlaufen war, so peinlich waren zwei unbedeutende Nachspiele, aus denen wir zufällig — nicht ohne Überraschung — erkennen, wie wenig Sympathie der protestantische Landesteil dem Freiheitskampfe des benachbarten Gebirgsvolkes entgegenbrachte. Der Umstand, daß Bonapartes Exkommunikation dem Klerus im Tirol zum Vorwand diente, mit leidenschaftlichem Eifer den Aufstand zu schüren, ließ die reformierten Bündner in dieser Erhebung das Vorspiel eines Religionskrie-

ges befürchten; sie waren daher nur zu leicht bereit gegen die katholische Geistlichkeit des eigenen Landes zu agitieren: „Aug. 17. Die Geistlichen auf St. Luzi haben nicht nur Pulver aufgekauft, sondern für große Summen Opium kaufen wollen, was aber der Apotheker den Häuptern anzeigte; man vermuthet, um sicilianische Vespern im Tirol zu erleichtern." Von den eidgenössischen Truppen an der Grenze abgefangene Sendungen nach Tirol brachten den Bischof mit seinen Pulvervorräten in eine schiefe Stellung; er wurde in Solothurn interniert, ohne daß die Bündner irgendwelchen Einspruch dagegen erhoben hätten.

Nicht viel hilfsbereiter zeigten sich die Bündner für ihren Mitbürger Landammann Schenardi aus Misox; Frankreich beschuldigte ihn, sich mit seinem Sohne als Aufwiegler und Spion in Österreichs Interesse betätigt zu haben. „Als die bündnerischen Deputierten Gengel und Wredow, wegen der gegen Schenardi erhobenen Klagen, zum französischen Gesandten geschickt wurden, soll er ihnen — unter dem eidlichen Versprechen der Verschwiegenheit — Briefe des Schenardi an den kaiserlichen Gesandten in der Schweiz vorgewiesen haben, welche aufgefangen worden waren (also von französischen Agenten in der Schweiz!) und die Absichten Schenardis enthüllten." Es war für den französischen Gesandten ein Leichtes, die Ausweisung Schenardis zu erwirken; „vor etwas Zeit — schreibt Joh. Ulrich anfangs April 1810 — war Schenardi der Vater, ein mit Podagra behafteter Mann, von hier weggeführt worden, um wegen seiner das Land compromittierenden Umtriebe über die Gränze verwiesen zu werden. Sein Begleiter war Stadtschreiber Otto, obgleich Schenardi gebeten hatte, man möchte ihn mit diesem verschonen. Es heißt, Otto habe den alten podagrischen Mann sehr hart und beleidigend behandelt, ihn zu Reichenau in strenger Kälte fast $\frac{1}{4}$ Std. zu Pferd stillhalten machen; genug, das Podagra trat zurück und der Mann starb auf dem Bernardin. Seine Frau verfiel nun in größere Verstands-Zerrüttung als vorher. Der Ankläger Sacchi, der sich dieses politischen Nebenbuhlers hatte entledigen wollen, ist seines Lebens nicht mehr sicher; schon habe man ihm einen Todtenschädel an die Thüre befestigt. Landshptm. a Marca, der dem Ankläger heimlich beistand, ist mit seiner Frau deswegen ganz zerfallen. Der Prozeß hat Gld. 5000 gekostet."

Endlich wurde wieder die große Abrechnung der Kosten dieser zweiten Grenzbesetzung aufgestellt, worüber Joh. Ulrich einzelnes notiert: „Bünden hat 390 000 Mann Einquartierung über Nacht gehabt; die Kosten der Regierung — ohne diese Einquartierung — sowohl für das eigene Kontingent als für Beitrag in die eidgenössische Kasse waren Gld. 70 000." (Nach Oechsli für alle Kantone $1\frac{1}{2}$ Millionen Schweizerfranken.)

Annexion des Tessins 1810.

Trotz des Friedens erpreßte Frankreich immerfort Soldaten von der Schweiz, um sich für neue Eroberungskriege zu rüsten; (die Rekrutierung wurde stets schwieriger; so berichtet Joh. Ulrich beispielsweise, daß in Ilanz von 75 Militärpflichtigen 15 „kropfig und unbrauchbar" waren).

Und dem Frieden mit der Schweiz zum Hohn standen Raub und Vergewaltigung auf Frankreichs Panier: Genf, Neuenburg und Wallis waren bereits annektiert worden; ähnlich sollte es nun dem Tessin ergehen. Am 6. Oktober erteilte Bonaparte dem Vizekönig Eugen Weisung, kurzerhand alle italienischen Gebiete der Schweiz zu besetzen!

Die Durchführung dieses Befehls traf denn auch den Kanton Graubünden in seiner vom Veltliner Raub noch wunden Flanke: „1810 Nov. 6. Nachricht, daß italienische Truppen in Misox eingerückt. Der französische General Fontanelli im Tessin publiziert Verbote gegen schweizerische Manufacturwaaren; Nov. 12. proklamiert General Fontanelli, daß von Misox und Calanca die Taxe auf die Colonialwaaren an den von ihm zu Bellenz aufgestellten Einnehmer bezahlt werden müsse" (d. h. in die Militärkasse, vergl. Oechsli).

Doch schon nach einigen Wochen verzeichnet Joh. Ulrich: „Die Franzosen haben Misox in den letzten Tagen November oder ersten Dezembers geräumt" — ein bescheidener Erfolg der Bemühungen des Landammanns der Schweiz, der aber nicht mehr im Stande war das Volk von dem auf ihm lastenden Alpdrucke zu befreien. Das neue Jahr brachte nur Mißerfolge in allen weiteren Unterhandlungen über die Räumung des Tessins.

Die Jahre 1811—1813 und die Militärkapitulation von 1812.

Ein kleines Zwischenspiel im Jahre 1811 beweist, wie treffend Napoleons Spruch war: „Alle Staaten werden kriegerisch in meiner Schule!" Selbst in der Schweiz war es so weit gekommen, daß Truppenaufgebote nicht nur zum Schutze der Grenze oder zur Niederwerfung innerer Unruhen erfolgten; schon um rein administrative Verordnungen durchzusetzen zog die Regierung das Schwert. So wurde der in Graubünden jahrzehntelang, mit Eigensinn, Vorurteilen und zäher Ausdauer geführte Kalenderstreit schließlich durch das Aufgebot eines Bataillons beigelegt; über die letzten „renitenten Gemeinden" aber verfügte die Regierung Einsetzung eines eigenen Gerichtes.[1]

[1] Vergl. Bündn. Monatsblatt 1920.

Die kriegerische Schule des Corsen hatte aber mit solchem Soldatenspiele nichts gemein; sie verlangte größere Leistungen, als jene, welche die Militärkapitulation von 1803 der Schweiz auferlegte. Im Juni 1811 publizierte die „Allgemeine Zeitung": seit Ende 1806 (also nach dem dritten Koalitionskriege) habe die Schweiz 20 000 Mann in französischen Dienst gegeben und damit 6 600 000 franz. Livres Unkosten gehabt. (Oechsli gibt bis Sommer 1811 an: 22 000 Mann und 2 Millionen Schweizerfranken). Bonaparte aber hatte die Schamlosigkeit am 12. November desselben Jahres zu erklären: „Die Schweiz kostet mich ein ungeheures Geld und leistet mir keinen Dienst." Mit solch krasser Unwahrheit eröffnete der „Vermittler" die Unterhandlungen über die schmähliche Militärkapitulation von 1812.

Durch diese war nun die Schweiz endgültig gefesselt und hatte, in dem jetzt beginnenden Schlußakte jenes Schauspieles ungeheuerlicher Vergewaltigung, Frankreich Heerfolge zu leisten.

Im Jahre 1812 erwartete ganz Europa in lethargischer Gleichgültigkeit den Ausgang des russischen Feldzuges — und die Heimkehr seiner Söhne...

Welch ein grauenvoller Winter von 1812 auf 1813! Napoleons sinkender Stern, das Versagen seines Genies, brachten unendliches Leid und Elend über das von ihm heimgesuchte Europa, Hungertod und Siechtum über die von ihm in den Krieg getriebenen Heere.

Das Heldenlied der Schweizertruppen in der französischen Kaiserarmee ist unsterblich — aber welch ein düsterer Trauerrand säumt die Blätter, auf welchen es verzeichnet steht!

Auch Johann Ulrichs Herz sollte durch eine Todesbotschaft tief betrübt werden: „1813 Februar 28. Brief von Hercules, daß Samaden — welcher bei Polozk (18./19. Okt. 1812) leicht am Arm verwundet worden — auf der schnellen Retirade von Königsberg an einer fluxion de poitrine auf seinem Fuhrwerk zwischen Küstrin und Magdeburg gestorben. Er habe in den vielen Gefechten sich durch seine entschlossene Kaltblütigkeit ausgezeichnet. (Es muß nach dem 21. Januar geschehen sein, wo noch Sprecher aus Küstrin von ihm schrieb; also bei schneller Räumung des Lazarettes)." Es war der Jugendfreund, der Studiengenosse aus Stuttgart und Marburg, welchen Johann Ulrich beweinte.

Erst ein volles Jahr nach dem Gefecht von Polozk besiegelte die Schlacht bei Leipzig den Untergang des napoleonischen Reiches und gab in der Schweiz den unmittelbaren Anstoß zum Umsturz der Mediationsverfassung; ein späterer Abschnitt wird hier anknüpfen. Vorerst verdient aber die friedliche Entwicklung Graubündens im Jahrzehnt der Mediation einige Beachtung und wir werden hierbei häufig Gelegenheit haben das Haus Johann Ulrichs zu betreten.

Der neue Kanton.

Kulturarbeit.

Innerpolitisch hatte die Mediationsverfassung auch für Graubünden, mit der Wiederherstellung der kantonalen und kommunalen Autonomie, eine Rückkehr zu den früheren Verhältnissen gebracht.

Es ist das Verdienst der führenden Köpfe im ehemaligen Freistaate der drei Bünde, aus den Zeiten der tiefsten Demütigung und der schwersten Mißerfolge doch Einsicht und Tatkraft geschöpft zu haben, wodurch sie sich nun fähig erwiesen, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. „In dem Jahrzehnt der Mediationsepoche — schreibt Wilhelm Oechsli — machte Graubünden größere politische Fortschritte als früher in drei Jahrhunderten!" Dies Verdienst der damaligen bündnerischen Staatsmänner und Intellektuellen ist umso größer, als ihre Zeit — wie wir gesehen haben — stets neue militärische Forderungen brachte.

Vorzüglich in gewissen neuen Einrichtungen bewiesen jene Männer ihre fortschrittfreudige Gesinnung, und diesen Schöpfungen namentlich war der überraschende Aufschwung zu danken; hievon seien erwähnt: die ökonomische Gesellschaft, deren Zeitschrift „Der neue Sammler", die Ersparniskasse, die Kantonsschule, der Sanitätsrat, das Appellationsgericht.

Auf diesen Gebieten war Joh. Ulrich v. Salis-Seewis nicht mehr der gleichgültig bei Seite stehende Zuschauer, als welchen wir ihn aus kriegerischer Zeit kennen; hier nahm er vielmehr mit Herz und Geist, ja auch mit Rat und Tat warmen Anteil. Es ist, als hätte die stille Arbeitsstube dieses liebenswürdigen und bescheidenen Mannes gleich einem Pole gewirkt, zu welchem alle fortschrittlich Strebenden sich hingezogen fühlten. Hier trafen sich die Mitglieder des Schulrates zu ungezwungener Vorbesprechung der Examen und Schulprämien; hier wurde die Redaktionsarbeit für den neuen Sammler besorgt und auch Rechnung abgelegt über die neugegründete Ersparniskasse; hier trafen sich Geistliche beider Konfessionen, Professoren der Kantonsschule, Mitglieder der Regierung, um in freiem Gedankenaustausch neue Anregung zu schöpfen oder bei geistvoller und heiterer Unterhaltung Erholung von des Alltags Verdrießlichkeiten zu finden.

Verfolgen wir nun zuerst Gründung und Tätigkeit der Ökonomischen Gesellschaft. „In den Jahren 1761 bis 64 entstand und verging — so berichtet Johann Ulrich — die erste ökonomische Gesellschaft in Bünden, deren Versammlungen im Süßen Winkel zu Chur gehalten wurden.

Präsident und Stifter war Prof. Planta, Sekretär Dr. Abis; in allem 15 bis 16 Mitglieder: Nesemann, Präsident Peter, Herr von Marschlins, Wiezel, mein Vater, usw. Jedes Mitglied sollte eine Abhandlung lesen, man wollte meteorologische Beobachtungen machen etc. Geschäfte zerstreuten die Leute." Doch schon 1766 rief Prof. Planta abermals einen „Verein zur ersten Industrie- und landwirtschaftlichen Gesellschaft" ins Leben. Unter den Gründern waren drei Sprecher, Pfarrer Gujan, Garbald und Brosy; doch war auch dieser Gesellschaft keine gedeihliche Entwicklung beschieden. Nach Plantas Tod im Jahre 1772 trat dessen Freund Dr. Joh. Georg Amstein in seine Fußstapfen und stiftete 1778 eine neue „Gesellschaft landwirtschaftlicher Freunde"; ihm zur Seite standen Podestat Marin und Pfarrer Graß in Zizers, Pfarrer Aliesch in Igis und Pfarrer Luzius Pol in Luzein; während der Jahre 79 bis 84 gab die Gesellschaft eine eigene Zeitschrift, „Der Sammler", heraus und genoß auch die Unterstützung der Regierung, welche ihr — laut Dekret des Bundstags zu Ilanz, datiert 5./16. Sept. 1780 — jährlich 8 Louisd'ors für „Prämien" bewilligte. Aber kurz nach Eingehen ihrer Zeitschrift mußte auch die Gesellschaft sich auflösen.

Und doch waren die Erfahrungen dieser ersten gemeinnützigen Gesellschaften nicht völlig entmutigend; ja es wären wohl in den allernächsten Jahren die beharrlichen Bestrebungen wieder aufgenommen worden, hätten nicht die Erschütterungen der Revolutions- und Kriegszeiten sich gleich einem Rauhreif auf die jungen Triebe des sozialen Strebens gelegt, jede selbstlose Schaffensfreude im Keime bedrohend.

Es bedurfte erst einer Ermunterung seitens der neuen Landesregierung, um die ehemaligen landwirtschaftlichen Freunde wieder zur Arbeit zu rufen; den 21. Okt. 1803 sandte der Kleine Rath ein Schreiben an den vormaligen Präsidenten der Gesellschaft landwirtschaftlicher Freunde, Podestat Marin, worin möglichst bestimmte Auskunft über die Einrichtung jener Gesellschaft begehrt wird, mit allfälligen Vorschlägen zu ihrer Wiedererrichtung. Anfang November erließen sowohl Marin als auch die übrigen Mitglieder — Pfarrer Graß, Gebrüder v. Salis-Marschlins und Podestat Salzgeber — Aufforderungen an mehrere bekannte Persönlichkeiten zu einer Versammlung in Malans. „Nov. 10. war die erste Zusammenkunft der vormaligen Landwirtschaftlichen Gesellschaft im Bothmar — schreibt Joh. Ulrich in sein Tagebuch — wozu Podestat Marin als Präsident, Landammann Ott, beyde Marschlinser und beyde Amsteine sich versammelten. Sie luden mich zum Beytritt in die Gesellschaft ein, und ich nahm es an, insoweit mich meine Lage zur Mitarbeit nicht unfähig mache — mehr um Theilnahme an dem Zweck zu beweisen als in Hoffnung etwas leisten zu können."

Kaum war Joh. Ulrich für die Wintermonate wieder nach Chur übersiedelt, so suchte sein Freund und Arzt bei dieser Gelegenheit sein Selbstvertrauen zu wecken: „Dez. 1. morgens kam Dr. Raschär; ich hatte ihm auf sein Verlangen Bemerkungen über die Errichtung einer ökonomischen Sozietät niedergeschrieben, die er ganz nach seinem Sinn fand. Mein Grundsatz war, durch Einfachheit des Planes die Leute herbeyzuziehen und sie dann zur Gründlichkeit zu bilden indem man jedes Fach unter einem eigenen Vorsteher behandelt. Am 10. brachte Dr. Raschär einen neuen Plan von Zizers mit, welcher — wie der vorige — vom Wirken auf das Land sprach, alle halb Jahr einen Aufsatz von bestimmter Länge verlangte etc. Den 13. abermahls Dr. Raschär, diesesmal mit einem Circular der Gesellschaft; ich unterschrieb — wie er auch getan — als correspondierendes Mitglied, da ich zweifle den Pflichten, welche der Plan den ordentlichen Mitgliedern auflegt, ein Genüge leisten zu können."

Unterdessen hatte der Große Rath durch Dekret vom 22. Nov. seinen Schutz zugesagt und für das erste Jahr eine finanzielle Unterstützung von 12 Ldrs. bewilligt; daraufhin verlangte der Kleine Rath, unterm 2. Dez., die endgültige Organisation der Gesellschaft. Ein diesbezügliches „Circular" vom 3. richtet sich an die Mitglieder der landwirtschaftlichen Gesellschaft und an die neuerwählten der ökonomischen; es behandelt die provisorische Verfassung und die Besetzung der Ämter; zur Kenntnis genommen und unterschrieben wurde es von den 15 damaligen Mitgliedern. Nachdem Bundslandammann v. Sprecher zweimal die Wahl zum Präsidenten ausgeschlagen hatte, wurden am 19. Dez. 1803, dem „eigentlichen Stiftungstage", folgende Wahlen bestätigt: Landammann Carl Ulysses v. Salis-Marschlins Präsident, Dr. Amstein Sekretär, Magister Rösch Bibliothekar; Marschlins wurde als Versammlungsort bestimmt und die Bibliothek der Gesellschaft am 28. dorthin verbracht.

Vorerst konnte nur daran gedacht werden, durch Verbreitung kleiner Druckschriften weiteren Kreisen zu dienen; eine Abhandlung über Rauchfeuer gegen die Nachtfröste, über Ausrottung der Maikäfer, sowie die erste Nummer der „ökonomischen Blätter für den Landmann in Bünden" wurden anfangs 1804 in Druck gegeben. Anspornend wirkte ein Schreiben des Kleinen Rathes vom 18. Mai, in welchem dieser seine Zufriedenheit bekundet, „daß die Gesellschaft in Activität gesezt worden" und die Auszahlung der 12 Ldrs. meldet. Mit der Landwirtschaftlichen Gesellschaft in Zürich sowie mit der Ökonomischen Gesellschaft in Bern wird Fühlung genommen; Mitteilungen, Vorschläge und Anfragen gehen ein, so beispielsweise von der Landschaft Disentis „wegen Vertilgung der Bären".

Im Herbst entschloß sich die Gesellschaft, das Wiedererscheinen der 1784 eingegangenen Zeitschrift „Der Sammler" in neuer Gestalt vorzuschlagen; ein Circular vom 10. Okt. bespricht die Herausgabe des Neuen Sammlers und vierzehn Tage später diktiert Joh. Ulrich seinem Freunde Dr. Amstein einen „Eingang zu einer Subscriptionsliste" und läßt an die in Chur wohnenden Mitglieder eine „Aufforderung um Beyträge und Auszüge" ergehen. Mit dem Buchdrucker Otto wird, bei einer Auflage von 500 Exemplaren, der Preis von 14 Gulden für den Bogen accordiert. Da nun die drei leitenden Männer der Gesellschaft in Marschlins wohnten, der Verlag des Neuen Sammlers aber in Chur erfolgte, so fand Joh. Ulrich — welcher erst nur mit zagendem Selbstvertrauen in die Gesellschaft eingetreten war — nunmehr eine besonders dankbare Aufgabe in der Redaktion, an die er sich mit großem Eifer machte. Am 7. November kommt Otto mit dem ersten Korrekturbogen zu ihm und am 11. Dezember erscheint das erste Heft; im Februar 1805 wird das zweite Heft korrigiert, im April schon das dritte; für dieses muß — da man mit der Druckerei seine liebe Not hatte — „in Eile der Umschlag gedruckt werden". Daneben sehen wir Joh. Ulrich die Subskriptionen entgegennehmen: Herr Steiner von Lavin, der „Pränumerandum-Gelder aus dem Unter-Engadin" brachte, Landammann Jecklin, der für Prof. a Porta gleich 11 Gulden für 5 Jahrgänge erlegte, Hptm. Saluz, der für zwei Exemplare pränumerieren läßt, usw. Von Anfang an war es den Herausgebern des Neuen Sammlers klar, daß ihre gemeinnützige Schrift sich nur mit obrigkeitlicher Subvention werde halten können; der Präsident der Gesellschaft gelangte denn auch im Januar 1805 mit einem diesbezüglichen Gesuche an den Kleinen Rath und im Mai an den Großen Rath; durch Dekret vom 4. Juni bewilligte dieser die schöne Summe von 300 Gulden, ein Beitrag, der am 29. Mai 1806 für die Dauer von 6 Jahren auf 350 Gulden jährlich festgesetzt wurde, „mit Beding, daß jeder Gemeinde 1 Exemplar des Neuen Sammlers gegeben werde".

Bei der Bedeutung, welche die Gesellschaft zu gewinnen versprach, beantragte der Präsident schon im Frühjahr 1806 den Versammlungsort nach Chur zu verlegen; auch beabsichtigte er aus Gesundheitsrücksichten seine Präsidenz an Amstein abzutreten; vorerst wurden beide Anträge abgelehnt. Doch nach Annahme der Vorschläge des Herbst-Cirkulars wurde Chur Versammlungsort und Sitz der Bibliothek; Joh. Ulrichs ursprünglicher Plan der Einteilung in Fächer erwies sich ebenfalls als wünschenswert; außerdem verlangte die ansehnliche Redaktionsarbeit für den Sammler eine weitere Kraft und Baptist v. Tscharner wurde als „Mitredacteur" Joh. Ulrich beigegeben. Der Gesellschaft, und namentlich den Herausgebern der

kleinen Zeitschrift, bereiteten Rezensionen in ausländischen Blättern große Genugtuung: die Jenenser Literatur Zeitung, die Hallische Allgemeine Literatur Zeitung, die Geographischen Ephemeriden — sie alle bekundeten wohlwollendes Interesse und ermutigten Redaktoren und Mitarbeiter. Auch die Regierung schenkte der Gesellschaft wachsendes Zutrauen und erleichterte ihr die Geschäfte wesentlich durch Anweisung eines eigenen Bibliothekraumes und eines Sitzungszimmers im Regierungsgebäude.

Als die Gesellschaft bereits auf ein siebenjähriges fruchtbares Gedeihen zurückblicken konnte, wurde dem stets so bescheidenen Joh. Ulrich eine ehrenvolle Anerkennung zuteil: am 18. Mai 1811 wurde ihm durch Dr. Amstein seine Ernennung zum Präsidenten angezeigt. Dieses Amt brachte ihm selbstredend vermehrte Mühe, aber auch reiche Befriedigung; bei der Vorbereitung des Jahresberichtes über seine und des Ausschusses Tätigkeit hatte er Gelegenheit sich selber Rechenschaft zu geben von der im Laufe der Monate nach und nach geleisteten Arbeit. Zudem verfaßte er noch eine weitläufige Übersicht des gesamten bisherigen Wirkens der ökonomischen Gesellschaft, ihrer wesentlichen Bestrebungen und Erfolge in den 8 Jahren ihres Bestehens. Wir entnehmen dieser Darstellung, welche Dr. Amstein namens des Präsidenten in der Maienversammlung 1812 vortrug, die folgenden Angaben:

„Noch ist es in frischem Andenken wie groß die Zahl unsrer Landsleute war, die sich im Jahr 1804 von einigen Schwätzern bereden ließen, nach der Krim auszuwandern, und wie traurig der Zustand in welchem sie von der Wallfahrt nach diesem vorgespiegelten Eldorado zurückkehrten; diesen Anlaß ergriff unser damaliger Präsident, um die Grundsätze vernünftiger Armenpflege aufzustellen, und noch bestehen einige der damals in diesem Sinne auf dem Lande errichteten Anstalten.

„Die Vorschläge ebendesselben über Aufstellung eines Kantonal-Sanitätsrathes haben in der wohltätigen Wirksamkeit dieser Behörde ihre Erfüllung gefunden.

„Was das Ausland seinen wohlbezahlten Ärzten, das verdankte Bünden den uneigennützigen Bemühungen einiger Menschenfreunde: durch sie wurden die Schutzpocken bald bis in die entlegensten Thäler verbreitet, und die ökonomische Gesellschaft suchte das wohltätige Werk zu befördern, indem sie eine zweckmäßige Anleitung drucken und austheilen ließ.

„Mittlerweile hatte ein um die practische Landwirtschaft sehr verdientes Mitglied mancherlei Versuche über einträgliche Getreidearten vorgenommen und fand in einigen Gegenden des Kantons Nachahmer, da die ökonomische Gesellschaft ihnen zu den Sämereien verhalf. Sehr bald war

indessen die Erfahrung gemacht, daß dergleichen Unternehmungen sich nur da mit Erfolg belohnen, wo der Grundbesitzer sein Gut nach freiem Willen verbessern darf, ungedrückt von der Knechtschaft des Weidganges. Eine Abhandlung unseres damaligen Präsidenten über dies landwirtschaftliche Grundübel zog zwar die Aufmerksamkeit einer benachbarten Kantonsregierung auf sich (St. Gallen 3. März 1806)....Noch konnte die Frage entstehen, ob nicht in unserm Kanton, so gut als in mehrern andern, auf gesetzlichem Wege eine Loskäuflichkeit des Weidgangs einzuleiten sey, und die ökonomische Gesellschaft wandte sich daher an den hochl. Großen Rath mit der Bitte, daß er diese Angelegenheit zu einem Gegenstande seiner Berathungen mache. Sie wurde eben damals von ihm beauftragt den Mitteln nachzuforschen, wie dem Kornbau in Bünden emporgeholfen, und hierin unsre Abhängigkeit vom Ausland, die uns jährlich an f. 400,000 koste, vermindert werden könne. Es kann der ökonomischen Gesellschaft zur Beruhigung dienen, daß auch die vom hochl. Großen Rath niedergesetzte Commission diese ihre Ansicht theilte, indem sie in ihrem Gutachten den Frühlingsweidgang auf Wiesen und Äckern für einen Misbrauch, für eine Verletzung und Schmälerung des Eigenthums, nämlich des Ertrags aus dem Eigenthum erklärt hat. Nachdem hierauf der hochl. Große Rath den Beschluß faßte die Aufhebung dieses verderblichen Herkommens den Gemeinden dringendst anzuempfehlen, so blieb der ökonomischen Gesellschaft allenfalls nur noch übrig die Gründe für und wider, zur Beurtheilung eines Jeden, deutlich auseinander zu setzen; dies hat eines unsrer Mitglieder in einer von ihm besonders herausgegebenen Druckschrift geleistet, und nur soweit wäre bis jetzt diese wichtige Angelegenheit gediehen...

„Schneller gingen zwei Vorschläge in Erfüllung, die ein anderes Mitglied an die Gesellschaft richtete und mit Beistand wohldenkender Personen beharrlich zur Vollendung brachte: es wurde für die Ersparnisse unsrer minderbegüterten Landsleute eine zinstragende Casse gestiftet, und die genaue Ausmessung der von Erdschlipfen gefährdeten Nolla- und Plessur-Gegenden kam zu Stande. Jene dauert mit immer wachsendem Nutzen fort und diese wird jeder daselbst vorzunehmenden Arbeit zur nothwendigen Basis dienen.

„Auch die Verbesserung der Landschulen, wohl die Grundlage jedes andern Fortschrittes, wurde durch die ökonomische Gesellschaft empfohlen und zwar nicht ohne allen Erfolg, nicht ohne noch schönere Hoffnung für die Zukunft – doch davon werde ich in der Folge zu reden haben.

„Der vieljährige Fleiß eines unsrer Mitglieder bot klimatische Beobachtungen dar, deren Fortsetzung in entlegnern Theilen des Kan-

tons vielleicht durch unsre Gesellschaft befördert werden kann. Sie ließ ein wichtig erscheinendes Landesproduct, das Tarasper-Salzwasser, durch einen auswärtigen Chemiker untersuchen, und Ärzte aus ihrer Mitte beschäftigen sich mit der Analyse anderer inländischer Gesundquellen.

„Dem unermüdlichen Fleiß eines um die Gesellschaft sehr verdienten Ausländers, bereitwillig unterstützt von vielen Bündnern, verdanken wir eine reiche, seither immer fortgesetzte Sammlung statistisch-topographischer Nachrichten über einzelne Theile des Kantons."

Nach dieser allgemeinen Übersicht behandelt Joh. Ulrich die Tätigkeit der Gesellschaft im verflossenen Jahre, bespricht die eingelaufenen Preisarbeiten über Verbesserung der Schulen und gibt ein Verzeichnis der sonstigen Mitglieder-Beiträge.[1] Dann kommt der Bericht auch noch auf die Zeitschrift der Gesellschaft zu sprechen: „Mittlerweile ist der sechste Jahrgang des Neuen Sammlers beendigt und der siebente begonnen worden, sodaß dessen erstes Heft in wenigen Wochen erscheinen wird. Sollte auch diese Zeitschrift nicht in einem achten Jahrgang fortgesetzt werden, so wird es doch Mittel geben, nützliche, zeitgemäße Aufsätze ins Publicum zu bringen." Die Fortführung der Zeitschrift wurde, wie wir aus dem Protokoll der Versammlung vom 20. Mai 1812 ersehen, namentlich dadurch erschwert oder gar verunmöglicht, daß mit dem Jahre 1812 die von der Regierung zugesagte sechsjährige Unterstützung ablief; so fand sie denn mit dem 7. Jahrgang ihren Abschluß. Noch brachte das „Morgenblatt" regelmäßig in seiner Übersicht der neuesten Literatur die wohlwollendsten Rezensionen, nannte die Zeitschrift „eine Schatzgrube für den Forscher alter Sitten", forderte die Gesellschaft, deren uneigennützigem Streben man dieses Magazin verdanke, auf, „in ihrem vaterländischen Eifer nicht zu ermüden" — mußte aber schließlich (in Nr. 2 von 1814) zu ihrem Leidwesen das letzte Heft anzeigen."[2]

---

[1] Bgmstr. v. Tscharner: „Über die vortheilhafteste Benutzung des Capitals, welches auf den Weingütern liegt".

Desselben: „Bemerkungen auf einer Reise von Chur ins Domleschg".

Rud. v. Salis-Marschlins: „Meteorologische Beobachtungen 1809—1811".

Friedr. v. Salis in Soglio: „Beschreibung des Bergelles".

Peter v. Salis in Soglio: „Topographie von Avers".

Pfarrer Lucius Pol: „Fortsetzung der Fragmente über die Landquart".

Dr. J. G. Amstein: „Bemerkungen auf einer Reise in den Bregenzerwald".

Stadtschreiber Andr. Otto: „Offizieller Bericht über die neueste Schutzpocken-Impfung".

[2] Vergl. hiezu: Mitteilungen über die bündnerischen Zeitschriften „Der Sammler" (1779—1784) und „Der Neue Sammler" (1805—1812) und einige Mitarbeiter an denselben. Von S. Meißer, Staatsarchivar in Chur.

Die ökonomische Gesellschaft, deren Initiative der neue Kanton so manchen Fortschritt verdankte, wirkte noch bis 1820 weiter; „durch Umstände außer Tätigkeit gesetzt" überließ sie in diesem Jahre ihre Bibliothek der Kantonsschule.

Bevor wir uns aber dieser letzteren zuwenden, werfen wir noch einen Blick auf die in Joh. Ulrichs Bericht erwähnte Ersparnis-Casse; im dritten Jahrgang des Neuen Sammlers steht die „Stiftungs-Urkunde einer zinstragenden Ersparnis-Cassa für die Unbemittelteren Volksklassen von Graubünden", datiert Chur, den 1. Mai 1808; man ersieht daraus den rein gemeinnützigen Charakter jener Gründung. Die Verwaltung dieser Kasse besorgte Joh. Ulrich jahrelang gemeinsam mit Joh. Friedrich v. Tscharner und fand in dieser, mit erfreulichem Gedeihen belohnten Arbeit — neben der Redaktion des Sammlers und namentlich nach dessen Eingehen — anspornende Ermutigung. Die drei ersten „Jahrrechnungen", für 1809 bis 1811, zeigen eine noch bescheidene aber stetig wachsende Zahl der kleinen Sparer, ein Beweis der Nützlichkeit dieser Stiftung; es waren „größtentheils Dienstboten und Kinder", im ersten Jahr nur 22, im zweiten 45, im dritten bereits 62; die jährlichen neuangelegten Einzahlungen betrugen f 648:20, beziehungsweise f 2356:08 und f 2123:15; Ende 1811 hat die Kasse einen Bestand von f 4962:48, im Mittel also 80 Gulden auf den einzelnen Einleger.[3]

Auch diese Stiftung sollte in späteren Jahren der Kantonsschule zum Nutzen gereichen, indem sie ihr 1823 mit einem zinslosen Vorschuß von 100 Ldrs. die Erwerbung der Hinterlassenschaft des Marschlinser Philantropins ermöglichte; und 1826 teilten ihre Verwalter mit, daß ein Fonds von 800 Gulden als Grundlage einer Stipendienanstalt für Theologen bestimmt sei (dieser Fonds wurde noch durch die Salis'sche Stiftung, aus den Directoriums-Jahrgeldern von Joh. Ulrich Vater und Sohn, vermehrt).

Gleich den Gründern der ökonomischen Gesellschaft und den Stiftern der Ersparniskasse, vom Streben erfüllt dem Vaterlande zu nützen, trachtete ein diesen nahestehender Kreis danach, durch bessere Bildungsmöglichkeiten des Volkes Gedeihen zu fördern; es waren dies die Stifter der Kantonsschule, nämlich Prof. Peter Saluz, Dr. Martin Raschär und Joh. Ulrich von Salis-Seewis d. ä. Von Martin Luther nahmen sie den Grundsatz an: „Man sollte jede Ortschaft, die des Vermögens ist, zur Anstellung von

[3] Bei der „Graubündner Kantonalbank" waren lange die Sparheft-Einlagen auf 500 Fr. beschränkt; die 80 Gulden der „Ersparniskasse" entsprechen immerhin — im Geldwert von 1900 — ungefähr 200 Fr.

Schulen zwingen, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen." Solche Landesnot hatte Saluz bereits in der Standesversammlung von 1794 erkannt als er sprach: „Es hilft euch nichts, daß ihr diese oder jene Großen im Lande erniedriget; so lange ihr und eure Söhne so unwissend bleibet, müßt ihr doch immer jemand haben, der eure Landes- und Gemeinds-Geschäfte besorgt. . . . Denket vielmehr darauf, wie ihr überall im Lande bessere Schulen einführen wollet." Auch hatten die Erfahrungen mit dem Philantropin in Haldenstein und Marschlins (1761 – 1777), sowie Nesemanns und Zschokkes Tätigkeit in Reichenau (1792 – 1798) bewiesen, daß nur durch gesetzliche Verordnung und auf breiter Basis eine entwicklungsfähige Anstalt geschaffen werden konnte. Die von Joh. Ulrich schon in Augsburg als verderblich erkannte „Parität" erwies sich leider auch in Graubünden als der eigentliche Hemmschuh bei allen Bestrebungen zur Gründung einer kantonalen Bildungsstätte; aber schließlich trugen Energie und bessere Einsicht doch einen Sieg davon über Gleichgültigkeit und kleinliche Ängstlichkeit vor jeder Neuerung.

Mitte Dezember 1803 hatte die neue Kantonsregierung bereits einen sechsköpfigen Schulrat ernannt, dem Joh. Ulrichs Vater und sein Freund Raschär angehörten; der Vater lehnte das Präsidium in diesem Rate ab. Am 3. Februar 1804 schreibt Joh. Ulrich in sein Tagebuch: „Der Rath in Chur nahm die Schule an und ernannte Wredow, Suarz und Pellizari darüber zu unterhandeln"; es betraf dies die Verhandlungen zwischen Stadt und Schulrat wegen eines provisorischen Lokals. Von nun an verfolgte Joh. Ulrich mit stets unvermindertem Interesse das Gedeihen der neuen Kantonsschule, welche am 1. Mai ihre segensreiche Wirksamkeit begann. Wir sehen ihn in steter Fühlung mit Schulrat und Professoren; im April wird der neuangestellte Lehrer Gutmann im Hause eingeführt, ein junger Geistlicher aus dem Kanton Zürich; am 21. Juni wird Joh. Ulrichs Freund Richter, ein Sachse, „mit 24 Ldrs. als Zeichenmeister in die Schule gewählt, mit 2 Std. täglich"; am 9. Dezember kommen nach Tisch Gautsch und Gutmann „wegen der Examen"; ersterer – aus dem Königreich Hannover gebürtig und bisher Professor in Aarau – wurde eben um diese Zeit an der neuen Bündner Kantonsschule angestellt. Diese drei Ausländer traf man hinfort häufig bei Joh. Ulrich, der ihnen aufrichtiges Wohlwollen entgegenbrachte. Ein besonders gern gesehener Besuch ist auch – schon in diesem Jahre – der junge Kind; „man wird selten, sagt Joh. Ulrich einmal von ihm, einen jungen Mann von so einnehmendem gutmüthigem Gesichte sehen"; zwei Jahre später besucht ihn derselbe wieder, von Tübingen kommend, und

wird schließlich — zu Joh. Ulrichs großer Freude — am 7. Juli 1808 zum Professor am philosophischen Collegium ernannt. An einem Novembertage des Jahres 1805 kommt, mit Gautsch, Gutmann und Richter, auch Pfarrer Benedict zu Tisch; dieser Seewiser Seelsorger, der einem Rufe an die Kantonsschule folgend, in diesem Jahre seine Gemeinde verlassen hatte, zählte von nun an ebenfalls zu den regelmäßigsten Besuchern.

Um diese Zeit war Joh. Ulrichs Vater als Mitglied in das Directorium gewählt worden; dieses bestand nun — wie der ungenannte Verfasser der Geschichte der bündnerischen evangelischen Kantonsschule 1858 schreibt — „gerade aus den drei Männern, welche man die Stifter der bündn. evangel. Kantonsschule nennt, mit Recht, da der Gedanke, die erste Anregung dazu von ihnen ausging, da sie am meisten durch Wort und Schrift dahin wirkten, diesem Gedanken Freunde zu gewinnen, und da sie hauptsächlich die neue Anstalt, als sie endlich beschlossen war, ins Leben führten".

Bei jeder Gelegenheit kommen die Freunde aus dem Professorenkreis in den Bothmar auf dem Sand, sei es auch nur zu einer Schachpartie oder zum musizieren; in der Examenzeit bringt Richter die Probezeichnungen seiner Schüler, unter welchen besonders der junge Bazzigher sich auszeichnet; am 30. April 1808 kommt in der Frühe Benedict „mit der Nachricht, daß Professor Saluz gestern Abend 9 Uhr gestorben", und im Januar 1809 bringt Gautsch die von ihm verfaßte Biographie des Verewigten (gedr. Bregenz 1809). Noch eines bekannten Mannes sei hier Erwähnung getan; „der Große Rath — schrieb Joh. Ulrich einst — hat im Sinn einen gewissen Mirer, der schon 2 Jahr Jura studiert haben soll, zu unterstützen, daß er noch Criminalrecht lernen und dann hier Unterricht geben könne"; es war dies Dr. Peter Mirer von Obersachsen, welcher 1810 als Lehrer der Rechtswissenschaften angestellt wurde und dessen Person, ohne eigenes Zutun, wiederholte Streitigkeiten zwischen evangelischem und katholischem Schulrate verursachte; der nämliche, der später gleich Joh. Ulrich zu den eifrigsten Mitgliedern der liberalen Partei zählte und schließlich Bischof von St. Gallen wurde.

Im Jahre 1809 war der Grundstein zu einem eigenen Schulgebäude gelegt worden, wobei man auf mehrere Grabsteine ehemaliger Mönche des Predigerklosters stieß; am 7. Oktober 1811 wird nachmittags die neue Kantonsschule eingeweiht. Dieser Neubau trug das Seine dazu bei in der Großrathssitzung vom April 1811 den Sturm der Konservativen gegen die Liberalen heraufzubeschwören.

Es war dies eine Tagung des Parlaments, welche gewiß nicht nur Joh. Ulrich allein kränkte und mit Unwillen erfüllte; drohte doch allen seit

1803 geschaffenen Einrichtungen ein klägliches Ende! Aber lesen wir seinen eigenen Bericht über diese innerpolitische Krisis:

„Bei diesem Großen Rath zeigte sich eine fast allgemeine Stimmung gegen das Appellationsgericht. An und für sich war die Einrichtung desselben schon dadurch verdorben, daß die Oberländer eine Stimme mehr hatten. In den ersten Jahren war es indessen noch nicht bis zur Bestechlichkeit herabgesunken; seitdem aber hatte sich diese eingeschlichen; ferner bemerkte man eine Rückwirkung auf den Großen Rath, nämlich so, daß Leute die in wichtige Prozesse verwickelt waren, sich bemühten Einfluß auf den Großen Rath zu gewinnen, damit das Appellationsgericht nach ihrem Wunsch besetzt werde; hierdurch geschah, daß Streitsachen, die sonst nur Hochgerichte bewegt hätten, nunmehr die Geschäfte des ganzen Landes in Verwirrung brachten.

„Bei diesem Großen Rath zeigte sich übrigens der elende Geist stärker als je, alles an sich Gute sogleich aufzuopfern, wenn es einem Local-Interesse in den Weg trat: der Sanitätsrath war nahe daran aufgehoben zu werden, weil seine nothwendigen Verordnungen einigen Hochgerichten unbequem fielen.

„Ohne Rücksicht auf die wichtigsten Maximen waren viele Reformierte sehr geneigt, den Katholiken zu ihrer Schule ⅓ soviel zu bewilligen, als die reformierte Kantonsschule koste, und wollten ihnen dazu die kleine St. Luzikirche und Münster überlassen, da die Katholiken behaupteten, diese gehörten blos dem katholischen Theil. Man berief sich auf das Beispiel St. Gallens, wo die Reformierten nichts von den katholischen Stiftungen bekommen, ohne zu bedenken, daß dort die Katholiken $^2/_3$ oder doch $^3/_5$ ausmachen und daß Bünden in ältern Zeiten ganz andere Maximen befolgt habe.

„Die katholische Intoleranz kannte in diesen Zeiten keine Gränzen, seitdem Purtscher und Consorten die Pfaffenschule auf St. Luzi[4] belebten. In paritätischen Gemeinden — Trimmis, Churwalden — predigten sie offen den Verfolgungsgeist. Das Ärgste von allem war jenes berüchtigte Benehmen gegen Herrn Mirer, dem sie nicht einmal erlauben wollten in der reformierten Schule zu lehren: wären die reformierten Schüler zu ihm auf den Hof[5] gegangen, so hätten sie nichts dagegen eingewendet."

Joh. Ulrich sollte bald Gelegenheit haben, seinen Mißmut gegen einen solchen Großen Rath öffentlich zu bekunden. Als Landammann Lorez ihn im

---

[4] Gegründet 1807.

[5] Die bischöfliche Hofburg.

Mai 1812 aufforderte, „das Parere für die Minorität" im Tardisbrücken-Geschäft auszuarbeiten, ging er bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Ein Vertrag zwischen der Gemeinde Malans, als Verkäuferin, und einem Niggli, als Käufer der Brücke, war vom Großen Rath beanstandet worden und es lag von dieser Seite ein ausführliches Commissional-Gutachten vor. Dieses griff nun Joh. Ulrich aufs entschiedenste an, warf demselben vor, daß es „seine Grundsätze und Vorschläge auf eine weder vollständige, noch ganz richtige, noch von ganz unbefangener Ansicht zeugende Erzählung des historischen Zusammenhanges gründe"; er stellt nun seine geschichtliche Deduktion dem entgegen und weist darin nach, daß von altersher sowohl das Brückengeld, „als annexes Emolument", als auch die Bewuhrung, „als annexe Last", untrennbar mit dem Besitze der Brücke verbunden waren; er lehnt die unerwiesene Behauptung, es sei die Brücke ein Lehen, als eine bloße Vermutung entschieden ab und unterstreicht vielmehr deren Charakter als reines Privateigentum; schließlich bestreitet er dem Großen Rathe überhaupt die Kompetenz, den Kaufvertrag zwischen der Gemeinde Malans und dem Niggli, „in seinem Ganzen sowohl als in seinen einzelnen Theilen", irgendwie anzutasten; ein solcher Entscheid stehe nur den Gerichten zu und nur auf gerichtlichem Wege könne die Gültigkeit des Vertrages untersucht werden.

Freundlicher scheint er dem Kleinen Rath gesinnt, der sich im Juni des folgenden Jahres wegen einer „Versorgung der invaliden Geistlichen" an ihn wandte.

Gewiß hätte dieser selbstlose Mann mit Freude seine ganze Tatkraft und alle Stunden seiner leidvollen Tage in den Dienst der Mitbürger gestellt. Sein Geist beschäftigte sich immerfort damit, sich auf allen Gebieten gründliche Kenntnis des Vaterlandes anzueignen. Und welche Liebe und Begeisterung war erforderlich, um in diesem Streben nicht zu erlahmen, wo doch gleichzeitig ein täglicher Kampf mit dem siechen Körper alle Kraft und Energie erheischte! „Die Wunden am linken Bein — schreibt er im Juni 1811 — hatten sehr zugenommen, mit Geschwulst; am rechten zeigten sich auch ein paar Geschwürchen, sodaß mir der Gebrauch desselben sehr schwer wurde."

Die liebevolle Rücksicht, welche jedermann ohne Ausnahme seinem edlen Charakter entgegenbrachte, streute Blumen der Freundschaft auf den Leidensweg.

Kurzweil und Arbeit.

Im Freundeskreis.

Wie dunkle gewitterschwangere Wolken die sonnige Landschaft verdüstern, also warf das physische Leiden immer wieder seine bangen Schatten auf das heitere Gemüt Joh. Ulrichs v. Salis. Offener als im Tagebuch mag er einst an seinen ehemaligen Hofmeister Kahlert hierüber geschrieben haben, in einem Briefe den der junge Bansi nach Breslau überbrachte; doch zugleich sagte er ihm auch, worin er Trost und Zerstreuung suchte; in Kahlerts Antwort vom 2. Dezember 1807 lesen wir: „Herzlich freue ich mich indessen, daß Ihnen die Vorsehung eine so heitere Gemüthsstimmung geschenkt hat, dieses Übel mit Gelassenheit zu ertragen. Unstreitig sind die gewählten Mittel, Musik, Malerei, Lectüre und literarische Beschäftigung die besten und treusten Freunde des Menschen...."

Zu seiner musikalischen Zerstreuung hatte Joh. Ulrich einen Flügel in Chur und ein Klavier in Malans; doch gibt das Tagebuch in den ersten Jahren nur gelegentliche Notizen über ausgeliehene gesellschaftliche Lieder, oder daß er aus Mozarts Arien abgeschrieben habe und wie er einen Tanz, den Richter ihm vorgesungen, für dessen Tanzstunde bei Bürgermeister Baptista in Noten setzte, worüber Richter „sehr vergnügt" gewesen; kam er mit seinem Vater nach Malans, so galt seine erste Sorge dem Instrument und gewissenhaft notierte er jedesmal: „ich stimmte das Clavier"; sein Bruder Gubert bringt ihm einst zwei selbstverfertigte Leuchterchen für seinen Flügel, mit Schwager Daniel wird „zu vier Händen gespielt" und der Schwager von Marschlins besorgt in Zürich, bei Herrn Morf, neue Saiten, die Joh. Ulrich „wirklich sehr gut scheinen"; ebenfalls aus Zürich werden Musikalien bezogen: für zwey Neuthaler jährliches Abonnement für Leihmusik quittieren Hs. Georg Nägeli & Comp. Eine beiläufige Bemerkung zeigt sein ernstes Streben nach verständnisvollem Erfassen des musikalischen Empfindens: „Es giebt Leute welche die Musik nur mit den Ohren fühlen und keinen Sinn für Charakter derselben haben; sie wollen man solle nur ihren Ohren schmeicheln, und Dissonanzen sind ihnen Greuel, wie den Chinesen der Schatten auf Gemählden, den sie für Flecken halten."

Gegen Ende des Jahres 1803 setzt „auf dem Sand" in Chur ein regeres musikalisches Leben ein; erst kommen Gutmann und Baumgärtner und es werden Trios von Haydn und Pleyel gespielt, im Frühjahr 1806 kommt Oberst Sprecher mit seiner Violine hinzu, dessen Instrument freilich auch zu Tadel Anlaß gibt: „Sprechers Violine hielt die Saiten nicht

und heulte wie eine Katze!" Im Sommer erscheinen abends hie und da auch die beiden Tscharner mit Gutmann und Baumgärtner und es wird unter anderem ein Quintett von Mozart gespielt; ein besonders geschätzter Musiker meldet sich Ende November in der Person des Herrn von Wolf, kaiserlichen Verwalters in Rhäzüns — „ein sehr guter Violinist" — der allerdings nur bis zum August des folgenden Jahres mitwirkt; und als im Februar 1808 auch Gutmann Abschied nimmt, tritt der Vetter Hieronymus v. Salis-Grüsch an seine Stelle; Gutmann erscheint noch anläßlich späterer Besuche in Bünden unter den alten Freunden, so 1810 und 1812. Baumgärtner, der einmal bei Joh. Ulrich zwölf Pleyel-Sonaten „für den Fürst" (den Bischof) entlehnt, läßt im August 1808 sein Instrument für über ein Jahr verstummen; 1809 wurde der Vetter Hieronymus durch den Tod seiner jungen Frau heimgesucht, und so kam schließlich nur noch der hochmusikalische Peter Tscharner regelmäßig, und die beiden Freunde spielten Duos von Gyrowetz, Hoffmeister, u. A. m.

Erst das Jahr 1811 brachte wieder reichere musikalische Anregung; die jungen Neffen Hans und Peter „aus dem Gebäu" erwiesen sich schon als recht fleißige Jünger der heiligen Cäcilie, hauptsächlich aber war es Oberst Castelbergs Gegenwart, die das kleine Hausorchester neu belebte. Schon bei seinem ersten Besuch hören wir ein reichhaltiges Programm: „October 9. nachmittags 3½ kamen Oberst Castelberg, Peter, Hieronymus, Peter Tscharner, Hans. Wir spielten zwei Synfonien von Haydn (Clavier, Violine, Baß, Flöte), ein Trio von Viotti (zwei Violin und Baß), zwei Quartette von Mozart (Flöte, Violine, Viola und Baß) und Variationen von Beethoven (Clavier, Violine und Baß). Als Zuhörer fanden sich ein Schwager Daniel, Leutnant Andreas, Secretär Stephan". Bald darauf spielen die nämlichen „zwei arrangierte Sinfonien von Haydn" und zwei Quartette von Mozart; auch am Sylvesternachmittag verabschieden Oberst Castelberg, Peter, Hieronymus und Peter Tscharner das alte Jahr mit Musik. War nicht die ganze Gesellschaft zu haben, so mußten Trios oder Duette genügen, namentlich im Sommer 1812 mit Oberst Sprecher, oder mit Castelberg und dem Vetter von Grüsch; an Zuhörern fehlte es selten, da sagt das Tagebuch beispielsweise — wenig galant freilich — „es kam ein Rudel Frauenzimmer, Frl. Buol, Guggelberg, etc."

Von 1813 an tritt Peter Tscharner mit eigenen Arbeiten hervor; es werden Variationen und eine von ihm „arrangierte Concertante für Flöte und Viola" gespielt, und im Oktober des folgenden Jahres bringt er eine selbstkomponierte Sinfonie, aus welcher Joh. Ulrich besonders das Menuett lobend hervorhebt. Baumgärtner kommt auch wieder häufiger, und gelegent-

lich ein Pater Dionys. Auch auswärtige Musiker werden von den Freunden bei Joh. Ulrich eingeführt; so von Schwager Daniel ein in Aarau etablierter Hanauer, namens Wagner, der Klavier spielte, „aber nicht gar gut, er hatte blos Fertigkeit im Phantasieren, schwierig, ohne Geschmack"; Baumgärtner kommt einmal mit dem Pater-Organist von Pfäfers und einem jungen Violinisten, welche beide „ganz artig" spielen, ein andermal mit einem 14jährigen Knaben aus Vaduz, „der sehr präzis und fertig" etliche Trios von Haydn mit Baumgärtner und Hieronymus vorträgt; und Vetter Fortunat bringt den Herrn Stabshauptmann v. Peyer aus Rorschach; am Klavier zeigt dieser „mehr Fertigkeit als Geschmack", er hat eine „Sinfonie militaire", Variationen und eine italienische Arie komponiert. Recht humorvoll ist folgende Notiz zu einem Hauskonzert: „1814 Mai 13. nachmittags Mdame Berchelmann, Raschär, Tscharner, Wredow, Louise Kühn, Prof. Kind, Peter Tscharner, Baumgärtner und Hieronymus. Nebst einigen Trios und Sinfonien sang Madame Berchelmann mit Prof. Kind ein Duett aus dem Unterbrochenen Opferfest und mit Hieronymus das Duett von Adam und Eva aus der Schöpfung, allein dieser Adam hatte zu tief in die Flasche geguckt und sang garnicht paradiesisch!"

Für die damaligen musikalischen Ansprüche der Churer bezeichnend dürfte noch folgendes Konzerterlebnis vom Jahre 1814 sein; nachdem am 24. Dezember Peter Tscharner Joh. Ulrichs Fortepiano in den Konzertsaal hatte tragen lassen, fuhr dieser tagsdarauf in die Probe, wo er das Konzert D von Mozart spielte; dann kam der große Tag: „den 26. nach 4 Uhr ins Conzert. Der Saal hat zu wenig Raum, besonders fürs Orchester. Leer hat er zu starken und gefüllt zu schwachen Schall. Das Orchester ist weder mit Geigen noch mit Blasinstrumenten genug versehen, daher mislang alles was einige Kraft erforderte. Eine Sinfonie von Mozart war zu schwierig für diese Gesellschaft. — Das Accompagnement zu meinem Conzert ging noch erträglich, aber es waren mehrere Saiten gesprungen bei der erhöhten Stimmung des Flügels und die neuen mistönten; doch schien man zufrieden. — Prof. Kind sang mit Igfr. Pedolin ein sehr faßliches Duett von Müller. Ein Waldhorn Conzert von Mozart wurde durch Baumgärtner ohne Beifall geblasen — dann spielte ich eine als Quartett arrangierte Haydn'sche Sinfonie; sie schien mir den Saal nicht genug zu füllen. — Ein darauf folgender Jagdchor mislang im höchsten Grad; man glaubte Bürgers wilde Jäger zu hören! Endlich eine Schluß-Synfonie von Hoffmeister, sollte Orgelbegleitung haben, es stockten aber zwei Tasten und so gab es auch da der Lücken genug".... So hatten sich denn unsere Musikanten in weihnachtlicher Stimmung auch einmal an die Öffentlichkeit gewagt.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die in diesem Kreise bevorzugten Komponisten, insoweit es sich um berühmte Namen, oder doch um solche handelt, die heute noch eine gewisse Geltung haben. Nur zwei von diesen waren bereits gestorben: Mozart 1791 und Zumsteeg 1802; alle übrigen waren recht eigentlich zeitgenössisch, ihre Musik also das Modernste was man wählen konnte. Haydn, Hoffmeister, Righini, Dussek, Himmel und Benda starben in den Jahren 1809 bis 1814; Viotti erst 1824; Beethoven, Pleyel (Haydns Schüler), Gyrowetz, Kreutzer, Tomaschek, Hummel, usw. wirkten alle noch bis in das zweite Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.

An Hand der häufigen Tagebuchaufzeichnungen mag man ermessen, wie groß Joh. Ulrichs Liebe zur Musik gewesen sein muß; doch lag es nicht in seiner Art, inneres Erleben leicht in Worten preiszugeben. Sein Werben um die Gunst der Musen hatte sich aber auch der Malerei zugewandt, und hier gestatten einige gut erhaltene Blätter schon eher eine Einschätzung seiner Fähigkeiten.

Es war wohl infolge des anregenden Umgangs mit seinem Freunde Graß und in der frischen Erinnerung an dessen Abschied, daß Joh. Ulrich – nach der Rückkehr aus dem Engadin – mit neuerwachtem Eifer wieder zu Pinsel und Palette griff. Carl Graß aus Riga, als Dichter mit Schiller befreundet, hatte als Landschaftsmaler seine Lehre unter Ludwig Heß gemacht und war nun 1803 nach Italien gezogen. Gewissermaßen als Beweis der Gleichartigkeit des künstlerischen Empfindens der beiden Freunde, gelang Joh. Ulrich unter all seinen landschaftlichen Studien vielleicht am besten eine kleine Kopie „nach Graß", ein reizvolles Aquarell aus dem Jahre 1804: eine das Tal abschließende Felswand über die ein leichter Wasserfall schäumt, im Vordergrund links eine hohe Laubbaumgruppe, rechts ein beschatteter Alpgaden, vor welchem in anmutiger Bewegung der Älpler mit Sense, die Älplerin mit Rechen, zwei Kühe und drei Geißen sich zeigen; diese kleine Landschaft – 24/15 cm – ist lebhaft im Kolorit, ein Sonnenstrahl fällt auf eine Felspartie, die hinterste Bergkulisse tritt in duftigem Blau zurück. Vom nämlichen Jahre datiert sind zwei weitere Landschaften, etwas größer im Format – 28/21 und 31/22 – von denen die erste eine wasserreiche Kaskade darstellt, dem Berninafall nicht unähnlich, aber keinerlei Bezeichnung hat; die zweite trägt die Aufschrift „nach Heß, Wasserfall im Glarnerland"; sie ist in den Farben wesentlich matter als die vorigen. Alle drei Bilder dürften einer Sammelmappe entstammen, da sie in der einen Ecke, kaum bemerkbar, je eine römische Zahl aufweisen – III, IV, VII. – Daneben sind noch zwei größere Blätter erhalten –

44/33 cm – ohne jegliche Angabe des Vorbildes, doch wohl kaum eigener Komposition; das erste eine Alpidylle nach dem Gewitter: im Hintergrund senkrechte Felswände und ein hoher Berggipfel, von gelblichen, weißen und dunklen Wolken umlagert und großenteils noch verhüllt; im Vordergrund, an ein Wäldchen gelehnt, die Alphütte; mitten in der Wiese davor ein Felsblock, auf welchem ein Älpler – auf den Ellenbogen sich stützend – liegt und mit der daneben stehenden Älplerin schäkert; links, unter einer knorrigen alten Buche, ein hölzerner Brunnentrog und rechts, vor dem Wäldchen, eine etwas unförmliche Staffage aus bräunlichem Gestein, woneben zwei Kühe, eine Ziege und einige Schafe; der Hintergrund mit den bewegten Wolken ist eher unübersichtlich als stimmungsvoll, und doch ist dieses Bild ein Zeugnis geschickter Pinselführung und typisch für den Geschmack der Zeit. Gefälliger ist das Gegenstück: hohes duftiges Gebirge in lila-rosigem Lichte als Hintergrund, aus der Talenge blickt, weit hinten, ein Schloß von niedrigem Hügel, und ein Fluß schlängelt sich in trägen Windungen in die Ebene vor; am jenseitigen Ufer liegt ein Gehöft zu Füßen der unscheinbaren Ruine eines zerfallenen Rundturms, und ein leichter Holzsteg setzt in hohem Bogen über das Wasser – all dies in bläulich-grünem mittäglichem Dunste; in satten Farben schließt der Vordergrund ab, wo in der Mitte – im Schatten eines prächtigen hohen Baumes zur Linken – vom Beschauer abgewandt, ein Landmann mit Frau und Kind auf dem grünen Rasen rastet; vier Kühe liegen widerkäuend weiter rechts auf der Matte, während zwei andere unter dem schattigen Baume stehen; einige Ziegen bemerkt man kaum in der unbeweglichen Ruhe des Mittags. Außer diesen Aquarellen hatte Joh. Ulrich zu Beginn des Jahres 1804 auch eine Sepiazeichnung ausgeführt und seiner Schwägerin, der Frau Pestaluzin geschenkt: eine Ruine, die das Grabmal der Caecilia Metella in Rom darstellt, „nach Schöpflin".

Wie sehr sich sein Interesse im Winter 1803/04 auf die Malerei eingestellt hatte kam ihm selber so recht zu Bewußtsein, als er Ende April erstmals wieder den Garten betrat; „im Einzelnen – schreibt er da – interessierte mich die Natur stärker, weil ich sie mit Rücksicht auf Mahlerey betrachtete; um den vollen Genuß der Natur zu haben sollte man eigentlich nie etwas an ihr suchen oder studiren, weder als Botaniker, noch als Zeichner etc."

Auch bei seinen Wagenfahrten in die Umgebung Churs liebte es Joh. Ulrich die Landschaft auf ihre malerischen Reize hin anzusprechen: „morgens fuhren wir spazieren auf den Roßboden. Dort sind prächtige Birken; die weißen Stämme und das leichte duftähnliche Laub – rötlich grün, in

Guirlanden herabhängend – sind äußerst mahlerisch"; und auf einem Ausfluge von Malans nach Seewis meint er: „bey Pardisla wäre Stoff zu Landschaften in Hessens Manier: sanfte Wasserfälle, ländliche Hütten, schöne Bäume; das Gut Faschnein ist vorzüglich schön, durch seine Baumgruppen und Grasflächen...." Wie gerne hätte er sich da hingesetzt und sein Können an solchen Heimatbildern erprobt; doch er war als ein siecher Mann gezwungen, sich in einem leichten Sessel von vier Männern tragen zu lassen!

Nach der Natur zu malen blieb ihm verwehrt und so mußte er sich mit Kopieren begnügen; als Anleitung notiert er im Januar 1805 Klengels[1] „Principes de dessin pour les paysages (12 Blätter Querfolio und ein Bogen Text)". Jede gute Landschaftsmalerei, die ihm gezeigt wurde, bereitete ihm Freude, so „die Gegend von St. Moritz durch Andreas Sprecher[2] herrlich in Öhl gemahlt", oder gar die Aussicht aus dem Bothmar, welche Franz Catel auf der Reise nach Rom 1811 in Malans zeichnete.

Außer landschaftlichen Motiven sind noch einige Kopien allegorischer Medaillons erhalten, Darstellungen der Baukunst, der Bildhauerei, der Liebe – alle ohne Angabe des Vorbildes. In diesem Zusammenhang ist auch der sicherlich anregende Besuch des Bildhauers Christen zu erwähnen, den der Bruder Johann Gaudenz am 19. Juli 1810 einführte; „ein bescheidenes, einfaches Männchen, zuweilen recht naiv. Er hatte vier in Alabaster auf schwarzem Schiefer befestigte Köpfe bei sich, alle herrlich gearbeitet: Jupiter, Johannes v. Müller, Pestalozzi, Pfeffel. Hier arbeitete Christen an dem Medaillon meines Bruders; er hält die Tafel worauf der Alabaster befestigt ist in freier Hand". Zwei Tage darauf bringt Christen das Modell einer Venus, die er für den Grafen Fries ausgeführt hat und erzählt manches aus seinem Leben, so auch mit vieler Naivität, wie er in der Jugend mit seinem Vater Heiligenbilder geschnitzt, die jener angebetet, wenn sie fertig waren; im August kommt Christen wieder über Chur zurück und berichtet, daß er eine halbe Stunde über dem Dorfe Splügen schönen Marmor gefunden habe, gleich dem schönsten von Italien, nur habe er keine großen Stücke davon bekommen; und den Alabaster von Tiefenkasten setzt er dem besten italienischen an die Seite.

Bei Joh. Ulrichs ausgeprägtem künstlerischen Empfinden mochte ihm auf die Dauer die, durch seinen gesundheitlichen Zustand bedingte Beschränkung auf das Kopieren nur geringe Befriedigung bieten, und dieser Umstand war einer weiteren Entwicklung seiner nicht zu unterschätzenden Begabung

---

[1] Klengel J. C. (1751–1824).

[2] Sprechers Skizzenbücher im Besitze von Oberstkorpskommandant Theophil Sprecher von Bernegg in Maienfeld.

hinderlich. Doch kam ihm, dank seiner Gewissenhaftigkeit und Präzision, die Gewandtheit in der Pinselführung auf anderen Gebieten sehr zustatten: eine kleine Sammlung ungemein frischer und feiner botanischer Zeichnungen, hauptsächlich keimende Pflanzen darstellend und zum Teil nach mikroskopischen Beobachtungen ausgeführt, entstand auch ungefähr in den Jahren 1804 und 1805 (auf seine botanischen Arbeiten werden wir noch zu sprechen kommen, bei Behandlung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten). Beinahe noch reizvoller ist eine Reihe von Darstellungen alter Siegel, zum Greifen plastisch, jeden Riß und jeden Fingerdruck im bunten Wachs zur Geltung bringend (auch diese Sammlung gehört in das Gebiet der wissenschaftlichen Forschertätigkeit Joh. Ulrichs).

Die Brücke von den freien Künsten zu den Wissenschaften bildet hier die literarische Beschäftigung, man könnte sagen der Journalismus; denn als solchen dürfen wir wohl Joh. Ulrichs Arbeit als Redaktor des Neuen Sammlers ansehen.

Über den Umfang der Aufgaben eines Redaktors gibt eine briefliche Äußerung Aufschluß: „mir ist es aber fast unmöglich – schreibt Joh. Ulrich an seinen Schwager in Marschlins – die Materialien durch Correspondenz herbeyzuschaffen, sie auszuarbeiten, die Correctur zu besorgen und noch auf die richtige Spedition zu wachen!" Um korrespondierende Mitglieder zu gewinnen und zu ermutigen erwähnt schon der Vorbericht des Neuen Sammlers, es dürfe etwa die Meinung, „als ob nur gut geschriebene Aufsätze aufgenommen würden, niemanden abhalten etwas zu liefern, denn jeder Aufsatz wird, ehe er in die Druckerei kommt, in Absicht auf Sprachrichtigkeit, wenn es nöthig ist, verbessert werden". Diese Art der Bearbeitung eingegangener Abhandlungen berührte aber nicht allein die Form, sondern häufig auch den Inhalt, zum mindesten wurde dieser durch Fußnoten ergänzt oder verständlicher gemacht. Freilich scheinen nicht alle Mitarbeiter mit diesem Verfahren einverstanden gewesen zu sein; jedenfalls war es Bansi nicht, von welchem Joh. Ulrich anfangs Dezember 1806 berichtet, er habe recht brauchbare Correspondenznachrichten geschickt, und weiterfährt: „er liefert zwar manches, dabey muß man aber doch große Geduld mit seiner prätentiösen Commandiersucht und seinem ewigen Bellen und Zanken ertragen". Bei Übersendung eines solchen Beitrages aus Bansis Feder an den Schwager glaubt Joh. Ulrich sich wegen der redaktionellen Eingriffe entschuldigen zu müssen: „ich bedaure, daß das Manuskript so voll Randglossen ist; allein bey der Confusion, die in den Materialien herrscht – so wie in dem Kopf der mir sie sandte – konnte ich diesem Übel nicht ausweichen". Dagegen läßt der um beinahe zwanzig Jahre ältere und publizistisch gewiß weit erfahrenere Schwager

Carl Ulysses dem jungen Redaktor völlig freie Hand wenn er ihm, bei Einsendung einer ausgezeichneten Arbeit noch sagt: „Ich gebe Ihnen vollständige Vollmacht daran zu verbessern, zu feilen oder auszustreichen was Sie gut finden, und werde Ihnen sehr dankbar seyn"; es handelte sich um den „Versuch einer Beschreibung des Hochgerichts der fünf Dörfer in topographischer, oekonomischer und historischer Hinsicht", welcher später auch als Sonderdruck mit einem Kupferstich erschien. Allzugroßer Eifer der Einsender wird von der Redaktion merkwürdigerweise nicht geschätzt; über den wackeren Pfarrer Truog, der es vom Geißhirten zum Kanzelredner und Literaten gebracht hatte, klagt Joh. Ulrich: „Dieser Ehrenmann treibt es doch zu arg wenn er meynt, der Sammler seye für nichts da als um seine Producte baldmöglichst dem Publicum an den Kopf zu werfen. . . . Wenn man ihm immer seinen Willen thut, so wird seine literarische Preßreuterey je länger je gröber!"

Erläuternde Fußnoten von Joh. Ulrich finden sich gleich zu den allerersten Abhandlungen und sind meist mit S. S. gezeichnet; im ersten Heft ein Schlußwort über den Wohlstand der Zürcher Bauern, als Beweis für die Vorteile, die der Abschaffung des Weidgangs und der Allmeinden zu danken sind (S. 43 – 45). In demselben Hefte ferner – die Fragmente zur Beschreibung des Unterengadins beschließend – ein kurzer Auszug von Campells Urteil über die Unterengadiner (S. 89/90). Nicht gezeichnet, doch wegen der Übereinstimmung mit einer Tagebuchnotiz vom 14. X. 04 jedenfalls Joh. Ulrich zuzuschreiben, sind die Bemerkungen auf Seite 95/96, welche den bündner Leser darauf aufmerksam machen, daß sowohl Tessin als Schwyz mit Eifer an die Anlegung neuer Straßen gehen, und daß das Zustandekommen der Gotthardstraße den bündnerischen Durchfuhrhandel ernsthaft gefährden würde; – dies erste Heft erschien am 11. Dezember 1804. Das zweite Heft wurde eingeleitet durch einen Aufsatz des Schwagers von Marschlins „Ueber die Nothwendigkeit die Landstraßen in Bünden in bestmöglichsten Stand zu stellen"; die Fußnote auf Seite 104, mit Angaben über den Bau der Straße am Bergünerstein im Jahre 1696, entspricht ebenfalls einer Tagebuchnotiz vom 16. XII. 04, anläßlich eines Besuches von Landammann Cloetta aus Bergün; – dies zweite Heft erschien im Februar 1805.

Neben solcher redaktionellen Arbeit nahmen die Schwierigkeiten der Drucklegung und Herausgabe Joh. Ulrich sehr in Anspruch; der erste Jahrgang und der erste Band des zweiten waren von der Otto'schen Buchdruckerei in Chur besorgt worden; der zweite Band erschien im Selbstverlag der ökonomischen Gesellschaft; „der Jahrgang 3 – sagt eine Notiz Joh. Ulrichs – war mit eignem Papier gedruckt worden, aber durch Claus verspätet (Will-

helm Claus, Buchdrucker in Chur); man trug also ihn Herrn Pol an, nach Anfrage der Mitglieder, und da dieser nicht konnte, Herrn Brentano" (Convention vom 1. IV. 08); schließlich übernahm doch Pfarrer Pol den Druck der Jahrgänge 5, 6 und 7.[3]

Nachdem die größten Schwierigkeiten und Widrigkeiten der Drucklegung überwunden waren, trat Joh. Ulrich im vierten Jahrgang erstmals mit einer eigenen Abhandlung volkswirtschaftlichen Inhaltes vor die Öffentlichkeit und begann damit die Reihe seiner literarischen Publikationen. Nach dem „Register über die sieben Jahrgänge des Neuen Sammlers" lassen sich folgende Beiträge Joh. Ulrichs v. Salis-Seewis nachweisen:

1809. 1. Die Bergamasker Schafhirten in Bünden. IV. S. 204—236 und 351.

1810. 2. Denkmal dem sel. Dr. Johann Georg Am Stein gewidmet. V. S. 57—102.

1811. 3. Einige Resultate aus sechs und zwanzigjährigen Witterungsbeobachtungen in Marschlins. (eine Auswertung der reichhaltigen Aufzeichnungen Joh. Rud. v. S. M.) VI. S. 193—211.

4. Übersicht der bisherigen Höhenmessungen und Ortsbestimmungen in Bünden. VI. S. 212—228, (VII. S. 327—329).

5. Nachricht von einigen in Bünden seit kurzem gefundenen Münzen. VI. S. 229—238.

---

[3] Die Druckerei-Kosten dürften von Interesse sein, und es mögen hierüber einige Angaben folgen.

Mit Buchdrucker Otto war „accordiert" worden für 500 Exemplare, der Bogen à f 14.

Die Convention vom 1. April 1808 bewilligte dem Königl. Bayr. Buchdrucker Brentano in Bregenz, für eine Auflage von 400 Exemplaren, per Bogen f 12 : 51 B. W. Als Grundlage diente hierbei die „Berechnung der Unkosten von dem Jahre 1807": Man brauchte

1) Papier pr Bogen à 400 Exemplar, 17 Buch (Ris à f 3 : 24)	
thut für 26 Bogen Text	f 74 : 8 Churer Va
Zu 4 Umschlägen (à 300 Ex.) 12 Buch grau Papier . . .	f 3 : —
	f 77 : 8
2) Druckkosten pr Bogen (à 400 Ex.) f 10, 26 Bogen Text und	
1 Bogen zu 4 Umschlägen thut 27 Bogen	„ 270 : —
In Allem für 27 Bogen	f 347 ; 8

Pfarrer Pol übernahm den Druck, bei einer Auflage von 300 Exemplaren, den Bogen à f 12.—.

(5. Jahrg. 26 Bogen = f 312; 6. Jahrg. 27 Bogen = f 324; 7. Jahrg. 28 Bogen = f 336; also der Jahrgang ungefähr Fr. 1400.— bis Fr. 1500.—, wenn man den Gulden zu 4.50 Fr. einsetzen darf.)

6. Einiges über die Geschichte der Herrschaft Hohentrins (mit drei Beilagen). VI. S. 249—265 und 404.

1812. 7. Notizen über die Geschichte der Gemeinde Flims und der Herrschaft Belmont überhaupt (als Anhang zu einer topographischen Beschreibung). VII. S. 58—88.

8. Historische Notizen über Avers (als Anhang zu Peters v. Salis Topographie von Avers). VII. S. 201—207.

9. Beiträge zur Geschichte der Landstraßen Bündens. VII. S. 305 bis 314.

10. Eine Bemerkung über die Juliersäulen. VII. S. 315—318.

Aus dem Nachlasse Joh. Ulrichs, und nach den Angaben von Prof. Luzius Hold, läßt sich als weiterer Beitrag nachweisen:

11. Geschichtliche Notizen über Cultura im Tirol (Galtür) im Rahmen von Dr. J. G. Am Steins Bemerkungen auf einer Wanderung durch das Vorarlberg. VII. S. 358—362.

Prof Hold zählt — wohl irrtümlicherweise — auch die Beschreibung des Thals Bergell zu Joh. Ulrichs Arbeiten (VII. S. 209 — 258); wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir darin nur die redaktionelle Bearbeitung eines Beitrages von Friedrich v. Salis in Soglio vermuten; hingegen hatte Joh. Ulrich die Absicht, auch auf diese Topographie — wie auf jene von Avers — einen „Anhang über die Geschichte des Bergells" folgen zu lassen, der unter den nachgelassenen Manuskripten vorliegt.

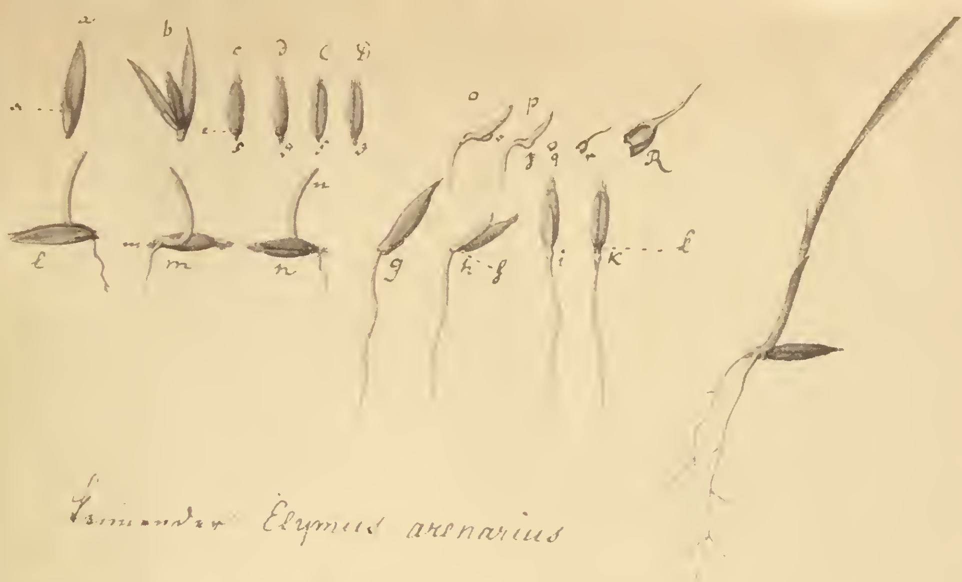
Doch der Neue Sammler lag in den letzten Zügen und statt eines Beitrages zur Geschichte des Bergells erschien von Joh. Ulrichs Feder nur noch ein Abschiedswort . . . . Der fleißige Mitarbeiter in Marschlins schreibt bei diesem Anlaß seinem Schwager: „Ihren Epilog auf den Neuen Sammler habe ich mehr als einmal gelesen, aber ich wüßte auch nicht ein j dazu zu setzen."

Überblicken wir das Verzeichnis der elf Beiträge Joh. Ulrichs, so erkennen wir gleich, daß von No. 6 an — also mit Ende des Jahres 1811 — der Verfasser sich ausschließlich dem historischen Fache zugewandt hat; hingegen beschäftigt er sich in No. 3 und No. 4 noch mit naturwissenschaftlichen Fragen, und wir müssen — bevor wir ihn als Geschichtsforscher näher kennen lernen — seine Arbeit auf diesem Gebiete eingehender behandeln.

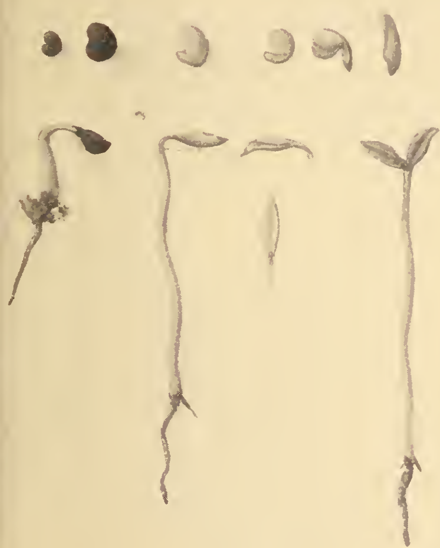
Nachdem alle Heilversuche erfolglos geblieben waren, hatte sich der Gelähmte auch darein schicken müssen, sein Lieblingsstudium — die Botanik — nicht mehr in der gewohnten Weise betreiben zu können. Seinem Schwager in Marschlins, dessen hervorragendes naturgeschichtliches Wissen ihn sicher-

lich frühzeitig schon beeinflußt hatte, schrieb er einst: „Ich meinerseits erkläre mich in der beschreibenden Botanik für ganz invalid, denn da ich nicht mehr aufsuchen und mir die Gegenstände täglich versinnlichen kann, so habe ich ganz die genauere Vorstellung der Charactere aus dem Gedächtnis verloren, welches leicht geschieht, da sie oft auf sehr feinen Nuancen beruhen". Indessen war er nicht gesonnen auf dieses Studium zu verzichten, vielmehr suchte er vorerst nach neuen Wegen, sein Wissen zu vertiefen. Er muß sich mit einer diesbezüglichen Frage auch an Gruner, einen der Direktoren des botanischen Gartens in Bern, gewendet haben, der ihn denn auch in einem Briefe vom 18. Februar 1803 mit folgenden Worten ermuntert: „Über den botanischen Theil Ihres Briefes sagte mir Herr Haller, den ich deshalb zu Rathe zog: Sie scheinen ihm besonders von dem anatomischen und physiologischen Theil der Pflanzenkunde so viel zu wissen und vorzüglich so wohl und ordentlich darüber nachgedacht zu haben, daß Sie keiner besondern Anleitung darin mehr bedürfen. Gute Vergrößerungsgläser seyen in jetzigen Zeiten schwer zu bekommen, er würde Ihnen daher rathen (auch aus Schonung für Ihre Augen) lieber die Physiologie als die Anatomie der Botanik zu bearbeiten, in welcher erstern Bonnet und Huber bey erschlaffter, ja sogar verlorener Sehkraft, sehr interessante Beobachtungen und scharfsinnige Versuche gemacht. Dazu wäre Ihnen dann aber Duhamels Physique des Arbres, Bonnets Recherches sur l'usage des feuilles, und Senebiers Physique végétale fast unentbehrlich. Von allen drey Werken hat man deutsche Übersetzungen, nur vom letzten ist sie noch nicht heraus. Sprengels Anleitung zur Gewächskunde (1802) kann Ihnen aber einstweilen so viel Licht über die Organisation und Anatomie der Pflanze geben, daß Sie bey Ihren Beobachtungen darauf Rücksicht nehmen und sich die vorkommenden Erscheinungen erklären können. Er wünschte, daß Sie sich vorzüglich mit Entwicklung der Knospen, sowohl am Holze als an den knolligsten oder kriechenden Wurzeln beschäftigen möchten."

Doch schon vor Empfang dieses Schreibens enthält Joh. Ulrichs Tagebuch Mitte Oktober 1802 eine Aufzeichnung über Aussaaten, und allmählig mag sein Arbeitszimmer den Anblick eines kleinen Treibhauses geboten haben; hier stand eine „große Kiste", dort ein „kleines Kistchen", daneben wieder „das runde niedrere Schächtelchen" und etwas weiter auch noch „das lange Schächtelchen" usw. In diese Kistchen und Schachteln werden allerlei Garten-, Feld- und Waldpflanzen gesät, und ein eigenes botanisches Tagebuch gibt Auskunft über die täglichen Fortschritte der keimenden Pflänzlein, ausführliche Beschreibungen seiner Beobachtungen, wobei auch auf die früher erwähnten Zeichnungen verwiesen wird; periodisch nimmt er einzelne



Keimender Elymus arenarius



Keimende weiße Acazie (?)



Keimendes Hedysarum coronarium (Sulla)

der keimenden Pflanzen heraus um sie zu zeichnen. Mit der gewöhnlichsten Gartenkresse wird ein Versuch folgendermaßen angesetzt: sie wird ausgesät am 2. Jänner 1) auf einen im Wasser stehenden Schwamm am Fenster, 2) auf einen ebensolchen in der Kommode, 3) in reines Wasser zu andern Samen auf die Kommode in mäßiges Licht, 4) in die Erde in mäßiges Licht, 5) in ein offenes Fläschchen Wasser auf den Ofen, 6) ebenfalls in ein Fläschchen Wasser in einer Schachtel ebendahin (auf den Ofen); nach ein paar Tagen wird noch „zwischen die Vorfenster in feuchte Sägspäne gesäet". Die Beobachtungen dieses Versuchs wurden bis Ende Februar fortgesetzt und aufgezeichnet. Bei andern Pflanzen gilt es die Entwicklung während der Blütezeit zu verfolgen und darzustellen; das nämliche Objekt wird abgebildet „a) mit Loupe, b) mit Microscop vergrößert" usw.

Von allen Seiten sandte man ihm das Material für seine Experimente; „ich erhielt von Bern drei Exemplare in Wurzeln (Tussilago fragrans – Huflattich), ein großes und zwei kleine; sie hatten schon Blätter gestoßen, welche aber noch morchelförmig zusammengerollt waren..." oder Mitte Dezember 1803: „ich erhielt von Bansi Ziehernüsse" und im Juni darauf wieder „von Bansi Ziehernüßchen Saamen und Schoße"; auch verschafft er sich das „Verzeichnis frischer Blumensaamen, welche bey der Direktion des botanischen Gartens zu Zürich (No. 191 große Stadt) käuflich zu haben sind".

Die von Gruner empfohlene Anleitung Sprengels wird zu Rate gezogen, und Joh. Ulrich notiert sich mancherlei daraus; einen kurzen Aufenthalt in Malans im Juli 1804 benützt er auch zu botanischen Notizen: „den 19. machte ich Auszüge aus Walther über Zirbelnuß, den 20. schrieb ich aus Burgsdorf über Zirbelnuß etc."; an diesem Nachmittage ließ er sich nach Seewis hinauftragen – und erkannte alle Stellen, wo er zum letztenmal, im Frühling 1800, so oft Pflanzen sammelte! Aber kaum wieder von Seewis zurück in Malans setzt er sich hin und macht weitere Auszüge über Zirbelnuß und Krummholz im Allgemeinen, aus Du Roi; desgleichen excerpiert er Heinrich Zschokkes Alpenwälder (Tübingen bei Cotta 1804), legt ein botanisches Wörterbüchlein an, nach Jacquins Anweisung etc., sowie eine dreispaltige vergleichende Liste „Noms des plantes usuelles: – selon le Chev. de Linné – selon Mr. de Tournefort – deutsche Namen".

Im Sommer 1804 besuchte ihn auch Professor Hagen aus Königsberg, „ein Schüler und vertrauter Freund Kants"; dieser Gelehrte hatte sich durch mehrere Arbeiten über Botanik und Chemie einen Namen gemacht. Im September ist er beinahe täglicher Gast und die ohnehin anregende Unterhaltung wurde noch gewürzt durch manche Erzählung aus dem intimsten

Umgange mit seinem großen Gönner. Der Buchhändler Feh in St. Gallen soll, nach Hagens Abreise, den weiteren Briefverkehr übermitteln.

Der Bruder Johann Gaudenz erwähnt in einem biographischen Entwurfe ein 1805 von Joh. Ulrich angelegtes „Register seines Herbarii vivi" (ein früheres datiert von 1792), und noch 1806 finden sich botanische Bemerkungen im Tagebuch; später aber schreibt er nur noch diesen oder jenen Titel einer botanischen Publikation auf... Wie der Malerei so mußte er — wegen äußerer Hemmungen und gewiß trauernden Herzens — auch der Botanik entsagen.

Der Hang zu naturwissenschaftlichen Studien ließ Joh. Ulrich in der Meteorologie einen Ersatz für den Verzicht auf die Botanik finden. Die Anregung dürfte auch hierfür von Marschlins aus gekommen sein, wo der 1756 geborene Johann Rudolf schon seit Jahren seine barometrischen Messungen und Witterungsbeobachtungen aufzeichnete. War schon für die botanischen Studien die Beschaffung guter Vergrößerungsgläser schwierig, so mußte auch für die meteorologischen Beobachtungen das Augenmerk vorerst namentlich auf die Zuverlässigkeit der verwendeten Instrumente gerichtet werden; „demjenigen der sich mit meteorologischen Beobachtungen abgeben will — so schreibt Joh. Ulrich — ist es nöthig, nicht nur von der Beobachtungsart, sondern auch von der erforderlichen Beschaffenheit der Instrumente die gehörige Kenntnis zu besitzen. Diesen letztern Gegenstand werde ich hier zuerst erwähnen, und ich halte für nützlich hierin umständlich zu seyn, weil die wenigsten Personen eine bestimmte Idee haben von dem was ein brauchbares Instrument leisten soll, öfters sogar Fehler desselben für gute Eigenschaften halten und überhaupt glauben, es seye hinlänglich einem Italiäner auf gut Glück meteorologische Instrumente abzukaufen und damit zu beobachten..." Diese Sätze stehen als Einführung zu einem Heftchen, betitelt: „Anleitung für Liebhaber meteorologischer Beobachtungen. Sowohl die Kenntnis der erforderlichen Instrumente, als die Art der Beobachtungen betreffend. — Aus den besten physicalischen Schriften ausgezogen, von J. U. S. S." Diesem Heftchen beigelegt sind noch „Einige Bemerkungen über die Anleitung..." von Johann Rudolf v. Salis-Marschlins.

Im Jahre 1806 wurde der Schwager Carl Ulysses mit der Beschaffung eines neuen Barometers beauftragt: „es fiel mir ziemlich auf, daß Prof. Breitinger gar nichts davon wissen wollte, daß Esser in Aarau Barometer verfertige, sondern ihn blos als Verfertiger von Cirkeln und dgl. kennen wollte; Sie werden indessen genauere Nachricht über ihn in Zürich erhalten haben. Es wäre gut, wenn ich den Barometer, wofern er wirklich

gut und ohne Kugel ist, nebst Thermometer bis auf Neujahr haben könnte.. Auch wäre es mir lieb wenn er von Aarau nach Zürich an Herrn Escher geschickt würde, damit dieser ihn prüfe, und hierauf sollte er zu Ihnen nach Marschlins, damit Sie ihn sowohl mit Ihrem Reisebarometer als mit demjenigen Ihres Herrn Bruders ein paar Tage lang vergleichen, wodurch wir der Übereinstimmung desto sicherer werden." Am 27. Dezember brachte der Schwager den neuen Barometer; nun mußten aber auch noch die Skalen kontrolliert werden und es wurde eine „Vergleichung meines münchner Barometer-Maßstabs mit dem pariser aus Marburg" aufgestellt. Wir dürfen annehmen, daß sowohl die Zuverlässigkeit der Instrumente Joh. Ulrichs als auch die Gewissenhaftigkeit seiner Beobachtungen wertvolle Resultate zeitigten.

Hofrat Horner in Zürich, der im August 1810 mit Benzenberg erstmals bei Joh. Ulrich gewesen war, schreibt im März 1814: „Die Übereinstimmung Ihres Barometers mit dem Benzenbergischen, und die Offizin aus der es herstammt, sollten dem Stand des Ihrigen den Vorzug der Richtigkeit allerdings verbürgen.." und weiter: „Übrigens sollten so vollständige Beobachtungen, wie die Ihrigen, irgendwo öffentlich mitgetheilt werden, damit die reisenden Beobachter nicht genöthigt wären, aus den mangelhaften Beobachtungen sey es von Genf oder Aarau oder St. Gallen, welche nur zu drey noch dazu unbestimmten Zeiten gemacht werden, ihre Vergleichungen zu entnehmen. Im Winter schreibe ich meine Beobachtungen nicht auf; aber vom Frühjahr bis im Herbst beobachte ich, den reisenden Barometristen zuliebe, ebenfalls täglich 10 bis 12 male." Im nämlichen Briefe bezeugt Horner sein lebhaftes Interesse an einer ihm zugesandten Arbeit Joh. Ulrichs „Über die tägliche Bewegung des Barometers", basierend auf den Beobachtungen vom September 1810 bis 31. Dezember 1813; und im September desselben Jahres 1814 schreibt er über diese Arbeit: „Erstlich wollte ist Sie fragen, ob Sie es zufrieden wären, wenn ich jenes Resumé dem Prof. Gilbert in Leipzig zur Bekanntmachung in seinen Annalen der Physik zuschicken würde; zweytens wollte ich noch meine zu berechnenden Höhen verschiedener Punkte in Graubündten mit denen der Herren Escher und Graf Reisach vergleichen". Ob die vorgeschlagene Veröffentlichung in Gilberts Annalen erfolgte wird nicht weiter erwähnt; in einem späteren Briefe verweist Horner noch auf eine von ihm selber verfaßte kleine Abhandlung „über die barometrischen Oscillationen unterm Äquator", die im dritten Bande der Krusensternschen Reise mitgeteilt worden war.

Horners Bemerkung über die zu berechnenden Höhen verschiedener

Punkte in Graubündten, veranlaßt uns Joh. Ulrichs diesbezügliche Arbeiten ebenfalls zu erwähnen. Die ersten Materialien hiezu stammen von einer „Bergreise der Herren H. C. Escher, C. U. v. Salis-Marschlins und J. G. Rösch im Sommer 1806" (24. Juni bis 7. Juli); die Wanderung ging von Chur aus über Parpan, Rothorn, Arosa, Fürkli, Davos, Scaletta, Zinuskel, Zernetz, Guarda, Fettan, Schuls, Martinsbruck, Finstermünz, Nanders, Reschen-Scheideck, Mals, Glurns, Sta. Maria, und Ofenpaß; Escher hatte ein „sehr gutes Reisebarometer von Cary in London... zu den correspondierenden Beobachtungen in Marschlins mußte man sich hingegen eines ganz gewönlichen Instrumentes bedienen." Vergleichsweise wurden einige Beobachtungen Eschers aus dem Jahre 1804 hinzugezogen, auf einer Wanderung über den Krüzlipaß ins Tavetsch und durch das Medelsertal auf das Hospiz Sta. Maria und die Lukmanierpaßhöhe; später noch eine Messung Eschers auf dem Sandalppaß vom 1. August 1807.

Um nun eine zuverlässige Basis zu gewinnen ging Joh. Ulrich an die „Bestimmung der Höhe von Chur durch barometrische Beobachtungen"; hierüber schreibt er einleitend: „seit dem Herbst 1807 wurden zu Chur an einem, von München erhaltenen Barometer mit weitem Gefäß, täglich drei Beobachtungen vorgenommen. Das Resultat aus 2193 Observationen (vom 22. Oct. 1807 bis 1. Jan. 1810) gab 315,036 Linien bei 10° Wärme des Quecksilbers, als den barometrischen Mittelstand dieses Beobachtungsortes."

Es folgte nun die Zusammenstellung und Verarbeitung durch Joh. Ulrich der Ergebnisse zweier weiterer Reisen Hans Conrad Eschers in den Jahren 1811 und 1812, und schließlich noch der Beobachtungen des Grafen Ludwigs v. Reisach — eines weitläufigen Vetters — sowie derjenigen des Hofrats Horner aus dem Jahre 1813. Escher reiste 1811 von Schänis an der Linth durchs Glarnerland über den Panixer nach Ilanz, Vals, über Valser Berg nach Hinterrhein, Splügen, über den Splügenpaß nach Campodolcino und Cläven; von hier aus ins Bergell, auf die Septimerpaßhöhe und über die Forcellina durchs Aversertal nach Andeer und Thusis; von hier nach Tschappina, über den Glaspaß nach Safien-Platz, Versan und schließlich noch über den Kunkels. Die zweite Reise 1812, führte ihn über den Segnes ins Bündnerland; von Flims nach Ilanz ins Lugnez und von Vrin über den Diesrutpaß ins Somvixertal und auf den Greinapaß. Graf Reisach kam 1813 vom Bodensee über die Luziensteig nach Maienfeld; von hier machte er einen Abstecher ins Pfäferser-Bad, besuchte die Verwandten in Chur, Marschlins und im Bothmar zu Malans, fuhr dann über die Lenzerheide nach dem Oberhalbstein und über den Septimer nach Soglio; „hier wurde eine von Augsburg erhaltene messingene Scala samt Nonius

an das Barometer befestigt". Die Rückreise ging über Cläven das Veltlin hinauf, durch das Puschlav und über den Berninapaß — bei Hagelwetter — nach Pontresina, Madulein, Zuoz; dann über den Scaletta nach Davos und das Prättigau hinunter. Der Vollständigkeit zuliebe ist hier auch das Hornersche Itinerarium von 1813 mitzuteilen: von Zürich über Stäfa, Rapperswil, Wesen, Walenstad, Tardisbrücke, Zizers, Chur, Reichenau, Thusis, Viamala, Andeer, Splügen, Splügenpaß, Cläven; von hier ein Abstecher an den Comersee und dann durch Bergell über Maloja nach St. Moritz; von hier nach Ponte und über den Albulapaß nach Filisur; dann über Jennisberg, Schmelzboden nach Davos, das Prättigau hinunter nach Malans und über die Luziensteig das Gebiet des Kantons verlassend.

Es ist leicht ersichtlich, wie diese verschiedenen „Bergreisen" sich planmäßig ergänzen und doch auch genügend Berührungspunkte aufweisen, die vergleichende Nachprüfungen gestatten; vom ganzen Kantonsgebiet sind lediglich Misox und Calanca wirklich vernachlässigt; die meisten übrigen Täler und sehr zahlreiche Bergübergänge sind, namentlich durch Escher v. d. Linth, in Berücksichtigung gezogen worden.

Joh. Ulrich seinerseits erweiterte die am 1. Januar 1810 vorläufig abgeschlossenen Messungen für Chur und erhielt als Durchschnitt von 8766 Beobachtungen vom 1. Januar 1808 bis 31. Dezember 1815 — also für 8 Jahre — einen barometrischen Mittelstand von 315,298 Linien bei + 13,04° Quecksilbers, woraus er eine Meereshöhe von 1818 Fuß errechnete (= 590,56 m ü. M.).

All das reiche Material jener Bergreisen wurde Joh. Ulrich von den Freunden jeweils zugestellt, um dann von ihm — mit seiner hervorragenden gewissenhaften Gründlichkeit — bearbeitet zu werden; die trigonometrische Landesvermessung war damals noch kaum bekannt — zaghaft versuchte es Magister Rösch mit seinem Spiegelsextanten genauere Resultate zu erzielen — und so dürften die Ergebnisse dieser barometrischen Zusammenstellungen aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts das Zuverlässigste sein, was bis anhin an Höhenmessungen in Bünden errechnet worden war.

Wie speziell auch auf diesem Arbeitsfelde Joh. Ulrich keine Mühe scheute, wenn es sich darum handelte weiteres wissenschaftliches Material zu beschaffen und zum Vergleich heranzuziehen, beweist ein 1810 angestellter Versuch, die barometrischen Messungen Joh. Jak. Scheuchzers in Bünden nach Logarithmen-Unterschieden umzurechnen; diesen seinen Berechnungen aber steht Joh. Ulrich selber sehr skeptisch gegenüber, fußten sie doch auf den ein volles Jahrhundert früher angestellten Messungen mit Instrumenten, deren Unvollkommenheit einen Vergleich mit den Escherschen kaum zuließ;

„auch wurde in der That diese Arbeit lediglich unternommen — bemerkt er ausdrücklich — weil sie gerade die Höhenmessungen in dem Theile Bündens ergänzen würde, der auf der obigen neuern Bergreise unberührt blieb..." (nämlich auf der von 1806). Außer Scheuchzers „Itinera in alpes rheticas suscepta A° 1709" las Joh. Ulrich auch eingehend de Saussures „Voyages dans les Alpes – Neufchatel 1786" und legte sich ein ganzes Heft mit Tabellen an, nach Alexander v. Humboldts „Nivellement Barométrique" (Paris 1809); als eigentliche Fachliteratur benützte er namentlich Gehlers „Physikalisches Wörterbuch" (5 Bde. Lpz. 1787 bis 95) und Gilberts „Annalen der Physik".

Ebenfalls mit der Heimatkunde in enger Beziehung, und für die geistige Physiognomie Joh. Ulrichs und seines Kreises nicht ohne Bedeutung, ist der damals erwachende Durst, die verborgenen Quellen der Landessprachen zu erlauschen; in ihrem schönen Eifer gelang es freilich der wissenschaftlichen Nüchternheit des neuen Jahrhunderts nicht immer, sich von der Schwärmerei einer dahinwelkenden Romantik völlig frei zu halten.

Bei Joh. Ulrich war schon im Knabenalter, neben der Begabung für Musik, das Sprachtalent aufgefallen. Seit dem Badener Aufenthalt im Sommer 1801 hatte es Kirchhofer verstanden des Freundes Interesse für das Schweizerische Idiotikon wachzuhalten und er war es auch, der ihn bei den Mitarbeitern einführte. Diesen voran stand, neben Stalder, jener nämliche Gruner, der schon die botanischen Studien Joh. Ulrichs zu fördern trachtete; am 2. Februar 1803 schreibt er ihm aus Bern: „So wie ich nach Hause kommend ein Paquet von Ihnen mit den Idiotiken, einen neuen schönen Beytrag zu demselben, und Ihren lieben freundschaftlichen Brief lese, setze ich mich gleich hin, denselben zu beantworten... Für Ihre bisherigen und ferners vorhabenden Bemühungen wegen unsers Idiotikons bin ich Ihnen überaus dankbar. Erst heute schickte mir mein Mitarbeiter Herr Kammerer Stalder Beyliegendes für Sie und schrieb mir, diesen folgenden Sommer solle doch der erste Theil desselben druckfertig liegen. Zwar wenn ich ihm Ihre Nachricht von einem schon gesammelten Bündtner Idiotikon mittheile, dürfte ihm über der Hoffnung einer so viel größeren Vollständigkeit die Lust zum Eilen schon vergehen; und dann haben wir noch keinen Verleger, wenn es gleich druckfertig ist. Aber andererseits wird man einer solchen Beschäftigung doch endlich satt, denn ob er gleich nicht wie ich schon vor mehr als 20 Jahren daran angefangen, hat er doch ungleich mehr daran gearbeitet. Die mitkommende Dialectologie soll eine Art Einleitung zu der Wörtersammlung seyn... wenn Sie Muße und Neigung dazu hätten uns auch hierin behülflich zu seyn, so wäre uns Ihr Beistand der vorzüglich

erwünschteste und dann möchte ich Sie bitten diese Bogen entweder an Herrn Steinmüller in Gaiß oder Herrn Kirchhofer in Schaffhausen zu senden." Die Arbeit Stalders, von der hier die Rede ist, erschien denn tatsächlich erst 1812 in Aarau (bei Sauerländer) unter dem Titel: Versuch eines Schweizerischen Idiotikons; es enthält auch Joh. Ulrichs bündnerdeutsches Wörterbuch (Davoser Mundart); der Verfasser dieses letztern schreibt am 12. Mai nach Marschlins: „Sie erhalten hier ein Präsent der Herren Gruner und Stalder, das freylich nicht die allerangenehmste Lectüre gewährt, doch zuweilen — durch theils pedantische, theils komische Wendungen — lachen macht und mitunter brauchbare Sachen enthält. Ich finde mich, über allen Wunsch und Verdienst, à la tête der idiotischen Beyträger, obgleich manches als bündnerisch darin bezeichnet ist, wovon ich nichts weiß und hinwieder manches weggelassen wurde."

Auch für Stalders „Landessprachen der Schweiz" (1819) lieferte Joh. Ulrich mehrere Bausteine, so u. a. die Geschichte vom verlorenen Sohn (Luc. XV. 11—32) vergleichsweise wiedergegeben auf Rheinwalder Dialekt (S. 323), Brettigeuerisch (S. 326) usw... dann dieselbe Geschichte auf „Rumonsch" nach Luci Gabriels Übersetzung von 1648 (S. 350), auf „Romaunsch" nach Joann L. Gritti da Zuoz 1640 (S. 356) usw.; im Manuskript findet sich daneben noch der nämliche Text nach der italienischen Übersetzung des Bischofs von Pistoia aus dem Jahre 1784, mitgeteilt durch Herrn Tomas Frizzoni. Ferner liegt unter den diesbezüglichen Entwürfen ein Blatt mit der vierfachen Gegenüberstellung des Vater Unsers auf Unterengadiner Ladin, Oberengadiner Ladin, Domleschger Romansch und Oberländer Romansch.

Alle diese mehr kompilatorischen Beiträge gaben Anregung zu selbständiger Bearbeitung dieses Feldes, dem auch andere Landsleute damals erneute Aufmerksamkeit schenkten. So hatte der erste Jahrgang des Berner Literarischen Archivs (1807) eine Abhandlung von Pfarrer Truog gebracht: „Historisch grammatische Bemerkungen über die romanische Sprache und ihre Dialekte in Bünden"; um die nämliche Zeit beabsichtigte Magister Rösch die Herausgabe einer „Romanschen Gramatik mit Wörterbuch" und erregte damit ernste Besorgnis bei Carl Ulysses v. Salis-Marschlins, „da er vermuthlich sehr viel bei mir gesehener Notizen anbringen und so etwas halb geben wird..."; denn auch dieser arbeitete seit einiger Zeit an einer „Geschichte der Litteratur der Romanschen Sprache". Man sollte denken, diese kleine Gegnerschaft zwischen Rösch und Salis-Marschlins — beinahe so etwas wie eine literarische Eifersucht — hätte nicht lange währen können, da doch eine Grammatik gar wenig Berührungspunkte mit einer Literatur-

geschichte hat; doch den großen Namen Wilhelm von Humboldt hätten beide gerne in ihren Arbeiten leuchten lassen! Hierüber notiert Joh. Ulrich 1808 in sein Tagebuch: „Herr von Humboldt in Rom hat dem Pfarrer M. Conrad seine vermeinten romanschen Original Wörter etymologisiert und gefunden, daß fast die ganze Sprache aus dem Mittel-Latein herstamme; viele Wörter erklärt er aus dem Kymbrischen ..."; nun begehrte Magister Rösch diese Wörterverzeichnisse von Pfarrer Conrad, während Carl Ulysses meinte, dieselben würden ebensowohl in sein Werk dienen wie in das von Rösch; da aber sein Werk viel zu voluminös werden möchte, wenn alle diese Verzeichnisse (an die tausend Wörter) eingerückt würden, so wünscht Carl Ulyß „nur die etymologische Arbeit des Herrn Humboldt vollständig demselben einverleiben zu können". Über das Schicksal von Magister Röschs Grammatik und Wörterbuch wird nicht weiter berichtet; zahlreich aber sind Carl Ulyssens Mitteilungen über sein eigenes Werk; so schreibt er – leider undatiert – dem Schwager: „Sie haben mir mit ihrem Aufsatz über den Alemannischen Dialekt in Bünden desto mehr Freude gemacht, da ich ohnedem stets im Sinn hatte meinen Beiträgen zur Geschichte der Literatur der Romanschen Sprache – die bis an die Ausarbeitung fertig ist – eine Einleitung vorangehen zu lassen über die Geschichte der Deutschen Sprache in Bünden;" 1811 ist Salis-Marschlins mit den Verlegern in Unterhandlung, 1815 liegt das Werk bei Sauerländer; es war bereits angezeigt – und blieb doch ungedruckt.

Der von Carl Ulysses erwähnte Aufsatz Joh. Ulrichs ist nur zwei Seiten lang und befaßt sich, unter dem Titel „Über den sogenannt- alemanischen Dialekt in Bünden", lediglich mit der historischen Untersuchung über die wahrscheinliche Herkunft der bündnerischen Dialekte, einerseits aus Schwaben, anderseits aus dem Wallis.

Den Arbeiten Truogs, Röschs und Carl Ulyssens über die romanische Sprache stellte Joh. Ulrich ebenfalls eine gründliche Studie zur Seite: „Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der romanischen Sprache in Bünden" (beendet den 30. April 1810). In einem ersten Abschnitt gibt er „eine kurze Übersicht dessen, was bündnerische Schriftsteller von der romanschen Sprache und ihrer Geschichte melden" – Aegid Tschudi, Ulrich Campell, Johannes Guler, Sprecher, a Porta, Joseph Planta, Placidus Spescha. Im zweiten Abschnitt werden die drei Fragen untersucht: „1. Welche historischen Facta lassen uns auf Entstehung oder Veränderung der romanischen Sprache schließen? 2. Wie zeigt sich uns diese Sprache, ihrer jetzigen Beschaffenheit nach: a) als thuscisches Überbleibsel – b) als Zweig der lingua romana – c) in ihren ver-

schiedenen Dialecten betrachtet? 3. Seit wann wurde sie zur Schriftsprache?" Der Charakter dieser kurzen und klaren Arbeit ist durchaus nicht etymologisierend – wie es damals Mode war – sondern rein kritisch historisch; stellenweise aber wird sie auch zur temperamentvollen Streitschrift, so wenn es gilt die Behauptungen des Paters a Spescha zu widerlegen.

Die nämlichen Charakterzüge geben auch der Einleitung zu einer weiteren Arbeit Joh. Ulrichs das Gepräge: „Celtische Sprache"; in dieser polemisiert der Verfasser vorerst gegen Bullet – Mémoires sur la langue celtique, Besançon 1754/59, – sagt dann aber, es finde sich „doch in den drei Folianten vieles das den lebhaften Dank für des Verfassers große Bemühung verdient". Dann folgt die eigentliche Abhandlung, ein Versuch bündnerische Lokalnamen auf die von Bullet angegebenen Stammwurzeln zurückzuführen; „mein Verfahren wird dabei seyn, daß ich vorzüglich die älteste mir bekannte urkundliche Erwähnung der Localnamen zu Rathe ziehe". Die Unterabteilungen behandeln folgende Namen: 1. älteste rhätische Völkerschaften (nach Strabo, Plinius, Ptolemäus), 2. Gebirge (die ihm „gänzlich mangelnde Lokalkenntnis" empfindet der Verfasser hier, beim etymologisierenden Vergleichen der Gebirgsnamen, als besonders erschwerenden Umstand), 3. Benennung einiger Gewässer, 4. Benennung einiger Thäler; bei 5. Namen der Ortschaften, betont einleitend der Verfasser, „daß alles was in Bünden auf Kultur Bezug hat, weit natürlicher vom Lateinischen, Romanschen oder Deutschen hergeleitet wird. . ." läßt aber dennoch auch hier einige Vergleiche mit den keltischen Stammwurzeln folgen: a) älteste Erwähnungen, b) einige Namen aus Urkunden des VIII. und folgender Jahrhunderte, c) ein paar jetzige Ortsnamen. Der Schlußsatz dieser ganzen Untersuchung ist in seiner Skepsis bezeichnend: „Das Resultat mag immer beweisen, welch schwankendes Ding es um die Etymologien ist, und daß man vielleicht besser thut, sich nicht zu lang dabei aufzuhalten".

Was wir bisher von Joh. Ulrichs Beschäftigung auf künstlerischen, literarischen, und wissenschaftlichen Gebieten ausgeführt haben, zeigt uns eine jener vielseitigen Persönlichkeiten, wie man sie um die Wende des XVIII. zum XIX. Jahrhundert häufig trifft; nicht etwa „große Dilettanten" sind es – als welche sie einzuschätzen unser selbstgefälliges XX. Jahrhundert geneigt ist – vielmehr sympathische Zeugen des damaligen Strebens nach encyklopädischer Bildung. Bei aller Vielseitigkeit der Interessen verrät aber Joh. Ulrich immer ausgesprochener eine besondere Vorliebe für die historische Richtung; dem bündnerischen Geschichtsforscher seien daher die folgenden Blätter gewidmet.

Der Geschichtsforscher.

Wohl hatte Johann Ulrich schon im Jahre 1796, aus Marburg, berichtet „hauptsächlich beschäftige ich mich aber mit der helvetischen Geschichte"; noch jener Zeit sich erinnernd erzählt 1817 sein Studienfreund Kirchhofer ebenfalls: „das Studium der Geschichte lag ihm damals schon am Herzen". Doch scheint dieses Studium lediglich durch das Lesen anerkannter Geschichtswerke gefördert worden zu sein, und selbst dies nur soweit Zeit und Gelegenheit es zufällig nahelegten. Nach Johann Ulrichs eigenen Aufzeichnungen gewinnt man den Eindruck, als hätte er sich erst gegen Ende des Jahres 1804 mit einigem Fleiße der vaterländischen Geschichte zugewandt, ja mit wahrer Hingebung gar erst von 1809 an, in seinem 32sten Lebensjahre. Sollten nicht die, im vorigen Abschnitt geschilderten Hemmungen auf allen ihm nächstliegenden Gebieten diese schließliche Einstellung verursacht haben?

Als ein unsicheres Tasten, ein Suchen nach der günstigen Angriffsfläche, muten uns die folgenden Notizen der Jahre 1804 bis 1808 an:

„1804, October 13. ich fieng den Tschudi an" (wobei nicht etwa die bloße Lektüre gemeint ist, sondern ein Exzerpieren).

„1805, Juli 19. ich wurde fertig mit den Urkunden des Bundspräsidenten Andreas, deren 112 waren".

„1806, April 9. Nachmittags Andreas, der mir Bartholomäus Anhorns Bündnerkrieg (T. I und II) aus der Stadtbibliothek von St. Gallen, durch Baptist gesandt, brachte" (das Originalmanuskript).

„1808, November 16. ich bezahlte den kleinen Killias für den Rest der Abschrift von Campell" (im Auftrage Johannes v. Müllers).

„1809, Januar 6. Schwager Daniel, mit dem ich um diese Zeit an einem Register der Urkunden arbeitete" (Pergamente aus dem Archiv des alten Gebäus).

Daneben geschieht hie und da Erwähnung historischer Lektüre; so zwischen 1803 und 1807 mehrmals des Livius, wobei Johann Ulrich, mit Vetter Baptist lesend, ein Exzerptenheft führte; 1806 (in der Isis) die Selbstbiographie Johannes v. Müllers; 1807 (in der Jenenser Allgemeinen Litteratur Zeitung) Auszüge von Karl Dietrich Hüllmanns Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland.

Wir haben aber in früheren Kapiteln gesehen, wie in diesen fünf Jahren 1804—1808 die ökonomische Gesellschaft, namentlich die Tätigkeit als Redaktor des Neuen Sammlers und die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten während der ersten Jahre, Johann Ulrichs Arbeitskraft

reichlich in Anspruch nahmen; die nur so nebenher betriebenen geschichtlichen Studien scheinen ihn nun zu der Überzeugung geführt zu haben, daß nur ein methodisches Vorgehen Früchte zu zeitigen vermöchte; vorerst ein Zurückgreifen auf die früheste Geschichte des Landes und seiner Bewohner, ein Suchen nach den ältesten Nachrichten über Rhätien.

So sehen wir ihn im Frühjahr 1809, beinahe unvermittelt, an der emsigen Gewinnung und Verarbeitung der für dieses Fundament erforderlichen Grundsteine. Ende April stellt er erstmals eine summarische Monatsbilanz auf: „in diesem Monat Cassiodorus, Jordanes, Gregorius Turonicus, 13 Panegyriei veteres; und beendet zwei Volumen aus dem alten Gebäu, nämlich No. I und IV." Nun folgen – im ersten Eifer mit regelmäßiger Pünktlichkeit aufgezeichnet – die monatlichen Rechenschafts-Ablagen:

„30. May: geendet Sueton, Capitolin, Spartian, Vopiscus, Pollio, Lampridius; Ammian; Pomponius Laetus.

29. Juni: in diesem Monat Campell T. III geendet.

30. Juli: den ersten Theil Muratori durchgearbeitet; Procopius, Agathias; Paulus Diakonus.

31. August: in Urstisius den Hermannus Contractus und Bertholdus Constantiensis geendet; Bd. 19 und 20 von Leu; angefangen Dumont; und Muratori I, Pars 2."

Das systematische Vorgehen ist recht deutlich zu erkennen: im Mai Suetonius und – als Fortsetzung – die Scriptores historiae Augustae; also die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung; ferner der römische Grieche Ammianus Marcellius für das 4te Jahrhundert. Im Juli die Byzantiner Prokopius und Agathias aus dem 6ten, der Langobarde Paulus Diakonus aus dem 8ten Jahrhundert. Im August schließlich der schwäbische Chronist Hermann von Reichenau, der 1054 starb, und sein Schüler und geistiger Erbe Berthold von Konstanz. Daneben kommen Giulio Pomponio Leto und Lodovico Antonio Muratori als humanistische Geschichtsschreiber zu Worte, welche das römische Altertum und die früheste Geschichte Italiens bereits zusammenhängend bearbeitet haben. Die ersten Auszüge aus Campell, Dumont und Leu schließlich dürfen wir gleichsam nur als Vorarbeiten auf weite Sicht ansprechen, für welche sich wohl gerade günstige Gelegenheit bot; denn tatsächlich hatten Joh. Ulrichs Gedanken – durch diese im Sommer geleistete Arbeit – sich vornehmlich den römischen Militärstraßen zugewandt; und der Schritt der römischen Kohorten mag ihn auch durch die Stille der Winterabende geleitet haben... denn am 30. April 1810 verzeichnet sein Tagebuch: „ausgearbeitet die Eroberung Op. 6
Rhätiens durch Tiber und Drusus".

Im Sommer 1810 gedeihen die „Kollektaneen" aufs schönste; die diesbezüglichen Eintragungen ins Tagebuch werden zwar seltener — wohl ein Beweis, daß diese Arbeit nachgerade zur alltäglichen Beschäftigung geworden ist!

„30. April: Muratori T. II. Pars 2 geendet, Dumat T. III; Strabo, Vellejus; Hormayrs Geschichte.

31. May geendigt Polybius; Muratori III, Foliant II aus dem Gebäu; Pfisters Geschichte, Hormayrs Beiträge."

Im Juni erhält er von Albertini verschiedene Urkunden, im August bringt ihm Amstein Manuskripte aus dem Schloß Castels; am 9. Nov. bestätigt er Pater Bonifaz Flury vom Kloster Pfäfers den Empfang eines Pakets, enthaltend: erstens Copien von Urkunden 1261—1646, zweitens Abschriften wichtiger Archivschriften besorgt durch Abt Melchior A° 1656, drittens Auszug aller Freiheiten, Besitzungen, Rechte usw. des Stiftes in Bündten, und viertens die Chronik von Suiter. Schon Anfang Dezember hat Joh. Ulrichs Emsigkeit „die von Pfäfers erhaltenen Urkunden nebst Suiters Chronik geendigt", und — das zur Neige gehende Jahr überblickend — fügt er hinzu: „außerdem hatte ich diesen Sommer und Herbst Burglehners Rhätia Austriaca excerpirt und viele Urkunden abgeschrieben, ferner
Op. 41 ein Urkundenheft von Engel. Auch die Bemerkungen zu Müller gesammelt, welche mir sehr viel Nachsuchens verursachten; ferner Tyroler Almanach und dgl."

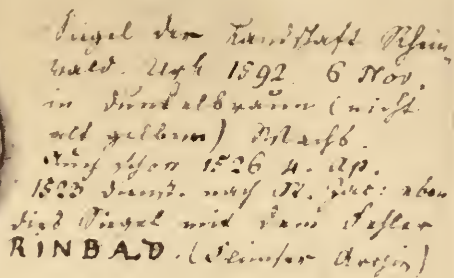
Die Aufzeichnungen betreffend Hormayr und Pfister bezeugen Joh. Ulrichs Interesse für die Veröffentlichungen zeitgenössischer Forscher; wesentlich weitergehend war seine Teilnahme bei Johannes v. Müllers Arbeiten, wie wir noch in anderm Zusammenhang sehen werden.

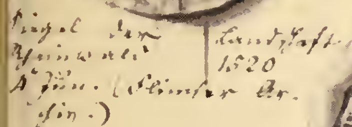
Wieder dürften die langen Winterabende der Verarbeitung jener im Sommer gesammelten Schätze gewidmet worden sein: Polybius und Strabo im April und Mai legen die Vermutung nahe, daß in den Winter 1810/11
Op. 7 die Entstehung einer größern Abhandlung fällt: „Nachrichten alter Geographen Rhätien und die Alpen betreffend".

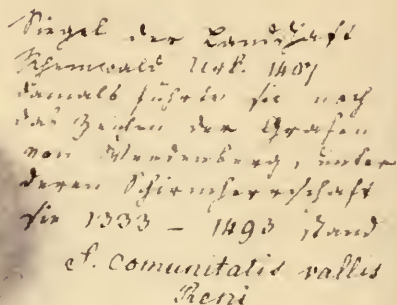
(Polybius — Strabo, Cäsar — Plinius, Mela — Ptolemaeus)
2. Jhdt. v. Chr. 1 v. Chr. 1. Jhdt. n. Chr. 2. Jhdt. n. Chr.

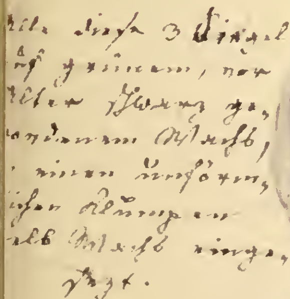
Ferner liegt, als Frucht der Korrespondenz mit Pfäfers, eine Unter-
Op. 24 suchung vor „über den Zustand der Pfäferser Leute und die Pfäferser Vogtei 1209—1257".

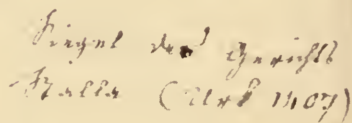
Hier, wo die Tagebuchaufzeichnungen über die in jedem Monat begonnenen oder beendigten Auszüge allmählig versiegen, sei auf die Beilage No. I verwiesen, mit einigen Angaben und Daten über jene Autoren, die



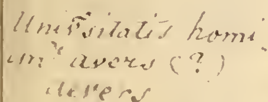








S. Communitatis
de Bivio



avers



Siegel des Gerichts Avers. Urk. 1407

1809, 1810 u. ff. von Joh. Ulrich exzerpiert wurden und aus deren Nach-
richten er seine verschiedenen Darstellungen zur frühesten Geschichte Rhä-
tiens verarbeitete; außer den oben erwähnten „Nachrichten alter Geographen"
und der „Eroberung durch Tiber und Drusus" — von welch letzterer
mehrere Bearbeitungen vorliegen — fällt die Entstehung einer Abhandlung
über die ältesten Bewohner Rhätiens wohl ebenfalls noch in die Op. 5
Wintermonate zu Beginn des Jahres 1811. Hingegen haben wir keinerlei
Anhaltspunkte, die uns irgendwie gestatten zu ermessen, wie weit Joh. Ulrich
bereits in der zusammenhängenden Darstellung dieses „ersten Zeitraumes"
der rhätischen Geschichte gelangt war, in der Schilderung der Ereignisse
bis zum Beginn der fränkischen Herrschaft.

Ein Spezialgebiet der historischen Forschung, die Numismatik, wurde
ihm nun gleichsam zur Brücke, die den Übergang vermittelte vom Römer-
tum zur fränkisch-alemannischen Kolonisierung; und es ist eigentümlich, daß
mehrere wertvolle Münzfunde ihm ausgerechnet im Jahre 1811 zu Gesicht
kommen mußten. Schon am 7. Mai 1810 hatte ihm Baptist Tscharner
eine goldene Münze gebracht, „welche auf Rathsherrn Anton Buolen Acker
gefunden worden"... im Jahr darauf, am 15. April 1811, bringt Herold
drei alte Münzen, die er im Fundament seines Hauses gefunden hatte; dazu
kam schließlich am 6. Mai der reiche Fund von Ilanz: „etwas unterhalb
dem Grüneck b. Ilanz war in den Felsen ein doppeltes Horn gesteckt, das
man beim Felssprengen entdeckte, mit mehr als 50 Loth Silbermünzen..."
Über diese drei Münzfunde berichtete Joh. Ulrich im Neuen Sammler
unter dem Titel: „Nachricht von einigen in Bünden kürzlich Op. 32
gefundenen Münzen", eine Veröffentlichung, die auch in der übrigen
Schweiz beachtet wurde, denn im folgenden Jahr erwähnt Joh. Ulrich, daß
in Zschokkes Miszellen der neuesten Weltkunde 1812 No. 37 ein wörtlicher
Auszug seiner Nachrichten über die bei Grüneck gefundenen Münzen stehe.

In eben diesen Nachrichten werden die Züge der Madscharen und Sara-
zenen erwähnt, und wir dürfen daher mutmaßen, daß um diese Zeit des
Jahres 1811 auch jener Aufsatz geschrieben wurde „über die streifen- Op. 11
den Völker, welche vom 7. bis 10. Jahrhundert Rhätien
verwüsteten"; als weitere Vorarbeiten zu diesem „zweiten Zeitraum"
der rhätischen Geschichte sind folgende Exkurse hier einzuschalten: „Wie Op. 8
Rhätien in die Hände der Barbaren fiel" — „Der Churwahlengau und Op. 9
die rhätischen Grafen" — „Unruhen in Oberitalien nach dem Erlöschen des Op. 10
carolingischen Mannsstammes". Das orellische Verzeichnis nennt ferner
den Titel „Straßen durch Rhätien und Reisen der Kaiser" eine Studie,
die offenbar auch noch zur Beleuchtung dieser Epoche diente.

Zweieinhalbjährige Arbeit konnte Joh. Ulrich bereits überblicken, als er sich nun im Laufe des Jahres 1811 der Geschichte der feudalen Herrschaften und der einzelnen Hochgerichte zuwandte, — dem „dritten Zeitraume", d. h. der Epoche der Reichsunmittelbarkeit und der Fehden, — sich von nun an auf das Gebiet von Hohen Rhätien beschränkend. Noch in diesem Jahre
Op. 18 erschien im Neuen Sammler die „Geschichte der Herrschaft Ho-
Op. 19 hentrins", 1812 folgte ebenda die „Geschichte der Gemeinde Flims und Herrschaft Belmont", sowie die historischen Notizen
Op. 20 über Avers; auf Ende des Jahres lag ferner das Manuskript über die
Op. 21 Geschichte des Bergells bereit; und wieder waren es die Wintermonate, welche die für diese Epoche wichtigste Abhandlung förderten, näm-
Op. 12 lich die „Nachrichten über das Geschlecht derer von Vatz", ein Manuskript das er am 19. Februar 1813 nach Bern sandte, zur Veröffentlichung im „Schweizerischen Geschichtsforscher". Die sehr einheitlich auf Folioformat ins Reine geschriebenen Monographien über Schloß und
Op. 13 bis 17 Geschlecht Tarasp, Mätsch, Remüß, Medezen usw., sowie die im
Op. 22 gleichen Format gesammelten Miscellen über Poschiavo, Safien, Thusis, sind — aller Wahrscheinlichkeit nach — im Jahre 1813 entstanden.

Wieder ist es eine Spanne von ungefähr zweieinhalb Jahren, in welcher dieser „dritte Zeitraum" der Bündner Geschichte vorbereitet und wohl auch schon mancher Entwurf für den vierten aufgesetzt wurde.

Op. 1 Als Plan für alle vier Teile lag schon lange eine „Chronologische Tabelle bis zum Jahre 1471" vor und, darauf aufgebaut, auch schon eine
Op. 2 vorläufige „Übersicht der Geschichte bis 1471"; während nun aus dieser Übersicht bereits eine zusammenhängende Darstellung bis 809 heraus-
Op. 3 geschält worden war, — ein fragmentarischer Entwurf der beiden ersten Teile, — ist die eigentliche Ausarbeitung unter dem Titel „Geschichte
Op. 4 Rhätiens" im Laufe dieser fünf Jahre vorerst nur bis 536 gediehen.

Da sollten die politischen Ereignisse des Jahres 1814 — wie sie im folgenden Kapitel dargestellt sind — die vielversprechende Arbeit unterbrechen. Denn wo eines jeden Tags Geschehen sogleich als Weltgeschichte kenntlich wird, da mögen Lust und Mut schwinden, der Väter Taten von vor dreihundert Jahren darzustellen; und zudem lebten in der vielverheißenden staatlichen Neugestaltung alte Hoffnungen wieder auf. Joh. Ulrich sah sich denn auch bald veranlaßt, den Schatz seiner historischen Kenntnisse und die Gewandtheit seiner Feder in den Dienst der wirtschaftlichen Interessen seines Hauses zu stellen: es handelte sich für die gesamte Familie Salis um die Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Entschädigung für die im Veltlin

konfiszierten reichen Güter. In vier, von urkundlichen Belegen gestützten Op. 36
Schriften der Jahre 14 und 15 behandelt Joh. Ulrich die „Confisca“; bis 39
sie führen die streitbaren Überschriften: Memorial, Beleuchtung, Verteidigung, Widerlegung, und wurden teilweise auch ins Französische übersetzt.

Das kritische Studium der Veltliner Angelegenheit brachte Johann Ulrich die Erkenntnis, welch große Bedeutung hier den Arbeiten des Ministers Ulysses v. Salis-Marschlins zukam, des gründlichsten Kenners und scharfsinnigen Bearbeiters der „Staatsgeschichte Veltlins“. Das tragische Schicksal dieses hervorragenden Mannes ließ in Johann Ulrich den Plan reifen, dem im Leben Verkannten in einer unvoreingenommenen Darstellung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Arbeit des Biographen war ihm nicht ungewohnt: schon 1809 hatte er im Neuen Sammler einen Aufsatz veröffentlicht: „Denkmal dem sel. Dr. Johann Georg Am Stein Op. 43
gewidmet“ — dem Schwager des Ministers Ulysses; 1811 hatte er sich mit dem Gedanken getragen, in der nämlichen Zeitschrift ein kurzes Lebensbild der Malerin Angelika Kaufmann zu entwerfen; in seinen hinterlassenen Schriften finden sich ferner Notizen über den Vicedecan Rosius a Porta, sowie einige spärliche Aufzeichnungen über Georg Jenatsch und über den Bundslandammann Johann Jeuch. Die Biographie des Ministers Op. 42
Ulysses v. Salis-Marschlins liegt druckfertig vor; sie konnte aber nicht veröffentlicht werden weil — wie der Verfasser auf dem Umschlag andeutet — des Ministers Freunde fanden, die hohen Eigenschaften des Verstorbenen seien darin noch zu wenig gewürdigt, seine Gegner jedoch der Meinung waren, es widerfahre ihm darin zu viel Ehre; bemerkenswert ist jedenfalls, daß Johann Ulrich des Ministers Bedeutung nicht sowohl in seiner staatsmännischen, politischen Tätigkeit sieht, als vielmehr die schriftstellerische Begabung hervorhebt und seine literarischen und historischen Werke ausführlich bespricht.

Noch eine kleinere Arbeit aus diesen beiden Jahren hinreißenden Miterlebens umwälzender Ereignisse und heftiger Parteikämpfe muß hier erwähnt werden, nämlich seine „Vorschläge zur Verfassung Grau- Op. 35
bündens“, Gedanken und Anregungen, die sicherlich von den intimen und zum größten Teil sehr einflußreichen Freunden des von selbstlosem Streben geleiteten Verfassers reichlich beachtet wurden.

Doch mit der endlichen Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes wandte sich Johann Ulrich von neuem seinem Lieblingswerke zu, der „Geschichte Rhätiens“.

Es ist nicht mehr nachzuweisen, wann eine der ausführlichsten und wichtigsten Abhandlungen zum „vierten Zeitraum“ entstanden ist; mög-

licherweise — und deshalb unbedenklich auch noch hier zu erwähnen — vor 1814/15. Es handelt sich hier um die in drei Quartheften enthaltene
Op. 25 Sammlung „Bündnisse“, das sind — nach Orellis etwas umständlicher aber bezeichnender Aufschrift — „raisonnierende Auszüge die Bündnisse betreffend, die von den drei Bünden und einzelnen Gemeinden theils unter sich, theils mit den Eidgenossen und auswärtigen Staaten geschlossen wurden“. In der Mohrschen Ausgabe ist zwar diese Epoche von 1390 bis 1471 bei weitem am ausführlichsten behandelt; das Originalmanuskript scheint verloren gegangen zu sein, doch beweisen schon die noch unverarbeiteten Fußnoten, welche in diesem Abschnitt mindestens ein Drittel der gesamten Darstellung ausmachen, daß hier nur eine erste Fassung vorliegt, keineswegs die endgültige, abgerundete Redaktion, wie sie dem Autor vorschwebte. Noch schwankte Joh. Ulrich vielleicht, ob dieser vierte Teil nicht bis 1499 weitergeführt werden sollte; über das Jahr 1471 hinaus geht nur eine ganz
Op. 26 knappe Untersuchung unter dem etwas eigentümlichen Titel „Lokal der Malserschlacht“; darin wird — nach sorgfältiger und klarer Abwägung der Ereignisse und der geographischen Verhältnisse — überzeugend nachgewiesen, daß die zutreffende Ortsbenennung nur „Schlacht an der Calven“ sein könne.

Nicht unerwähnt bleibe schließlich ein „Urkunden Verzeichnis bis 1500“; zwar ist die Reinschrift erst von 1816, doch es ist einleuchtend, daß diese nur die Frucht langjährigen Sammeleifers sein kann. Es bildet die eigentliche diplomatische Grundlage des Werkes; geplant ist dies Register als ein, steter Bereicherung fähiger Codex, auch schon späteren Forschern als wertvoller Wegweiser bestimmt. Die dazugehörige ungemein aufschlußreiche Ergänzung trägt die Überschrift „Quellen aus welchen das Urkunden-Verzeichnis bis 1500 geschöpft ist“; da sie einen Begriff der Schwierigkeiten vermittelt, welchen vor hundert Jahren der Geschichtsforscher auf der Suche nach authentischen Nachrichten begegnete, wird deren Inhalt in Beilage No. II wiedergegeben.

Joh. Ulrichs intensive Arbeit an einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte Rhätiens können wir heute nur dann richtig beurteilen, wenn wir dieses Unternehmen im Rahmen seiner Zeit betrachten. Im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts hatte Johannes v. Müller seine monumentale Schweizergeschichte begonnen; in drei Jahrzehnten (1780/1808) förderte er stetig sein Werk, gelangte aber nicht weiter als bis zum Jahre 1489. Sein Beispiel wirkte anspornend auf die jüngere Generation, und nach seinem Tode wagte vorerst der jugendliche Glutz-Blotzheim die Fortsetzung des Werkes und veröffentlichte 1816, erst dreißigjährig, den ersten

Band derselben.... Da ereilte ihn schon 1818 der Tod, und andere Forscher nahmen der Reihe nach die Weiterführung an die Hand. Doch wäre es Täuschung, wollte man behaupten, daß allein Müllers Beispiel die Wiedergeburt schweizerischer Geschichtsforschung veranlaßt habe; vielmehr muß diese ihren Impuls von den geistigen Zeitströmungen empfangen haben, deren Quellen in allen Kantonen zu fließen begonnen hatten. So brachte denn die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts zahlreiche Kantonalgeschichten, innerhalb welcher diejenige Graubündens wohl als eine der ersten erschienen wäre — haben wir doch gesehen, wie weit sie 1813 bereits gediehen war; bisher hatte erst der 1755 geborene Pater Ildefons von Arx in den Jahren 1810 bis 1813 seine dreibändige „Geschichte des Kantons St. Gallen" veröffentlicht; Unterwalden, Appenzell, Schwyz erhielten die ihrigen erst in den Jahren 1827, 1830 und 1832, wenn schon deren Verfasser ein bis zwei Jahrzehnte älter waren als Joh. Ulrich; Bern, Zürich und Luzern mußten auf ihre Kantonalgeschichte noch länger warten. Wir werden in einem späteren Kapitel bekräftigt finden, wie unser junger Bündner Gelehrter — stets von dieser mächtigen geistigen Welle vaterländischer Geschichtsbegeisterung getragen — in seiner engeren Heimat wegführend war: nach der 1811 in Bern erfolgten Gründung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft wurde 1816, in Joh. Ulrichs Arbeitszimmer, der Plan für eine der ersten Kantonalen Geschichtsforschenden Vereinigungen entworfen; Zürich erhielt seine Vaterländisch-historische Gesellschaft 1818, Basel erst 1836, die übrigen Kantone noch viel später.

Die Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten der historischen Wissenschaft förderte manche schon früher angeknüpfte Bekanntschaft und führte zu zahlreichen neuen Verbindungen; so war sicherlich für diese Studien ersprießlich — wenn nicht gar erst durch dieselben veranlaßt — der in den Jahren 1811 bis 1813 einsetzende rege persönliche Verkehr mit den „Herren vom Hof": Pater Superior, Pater Prediger, Hofregistrator Battaglia, und schließlich auch noch mit dem Regens Gottfried Purtscher.

Die an Joh. Ulrich v. Salis-Seewis adressierten Briefe beweisen einerseits, welchen Rufes sich der in der zweiten Hälfte der Dreißiger stehende junge bündnerische Gelehrte bereits erfreute, decken andererseits das Netz seiner fachwissenschaftlichen Beziehungen auf und geben ein anschauliches Bild der in der ganzen Schweiz erwachenden Begeisterung für vaterländische Geschichte. An Hand dieses Briefwechsels läßt sich vorerst feststellen, daß Carl Ulysses — über die Schätze des Marschlinser Archivs und eigene reiche Kenntnisse verfügend — dem jüngeren Schwager auch als Historiker besonders nahe stand; aber auch die übrige zahlreiche Vetternschaft in Chur

und im ganzen Kanton zeigte sich stets dienstbeflissen; und selbst ein weiterer Bekanntenkreis scheint — wohl in Ansehung der körperlichen Gebrechen des Forschers — zu größerem Entgegenkommen bereit gewesen zu sein, als es sonst in solchen Geschäften üblich ist.

Weit über die Grenzen des Kantons hinaus wurden die Fäden gesponnen: Professor Joh. Georg Müller in Schaffhausen — der einmal 1787 im Schloß Bothmar in Malans zu Besuch gewesen war — bewahrte dem jüngsten Sohne des Hauses treue Anhänglichkeit und stand seit 1807 mit ihm in reger Korrespondenz; anfänglich hatte er seinem Bruder Johannes von Müller die von Joh. Ulrich gesammelten Anmerkungen zu dessen Schweizergeschichte zu übermitteln; nach des großen Geschichtsforschers Tode im Jahre 1809 — als er sich die mühsame Herausgabe von dessen Nachlaß aufgebürdet hatte — fand er an Salis einen stets hilfsbereiten Mitarbeiter.

Aus Solothurn wandte sich im Juni 1812 Glutz-Blotzheim wegen der Fortsetzung von Müllers Schweizergeschichte an Joh. Ulrich, von seinem Freunde Luzius Hold in Aarau empfohlen; dieser hinwieder — kurz vor seiner Übersiedelung nach Chur, durch die Berufung an die dortige Kantonsschule der engern Heimat wiedergewonnen — übersandte ein Schreiben der historischen Klasse der Gesellschaft für vaterländische Kultur in Aarau, des Inhalts: „In der Sitzung vom 22. Julius 1813 wurde einmüthig von allen anwesenden Mitgliedern der Wunsch geäußert, Sie als unser auswärtiges Mitglied verehren, und zur Theilnahme an unsern Arbeiten einladen zu dürfen."

Schon einige Monate zuvor hatte ihn die Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft in Bern, in ihrer Hauptversammlung vom 6. März, einstimmig zum Mitglied ernannt; diese Ehrung verdankte er namentlich seiner Arbeit über die Freiherrn v. Vatz, welche ihm Friedrich v. Mülinen — Gründer und Präsident der Gesellschaft — ungemein herzlich verdankte, ihn gleichzeitig ermunternd, das verdienstvolle Werk unternehmen zu wollen, die Geschichte der Grafen v. Werdenberg darzustellen; (unter den unvollendeten Arbeiten finden sich umfangreiche diesbezügliche Materialien). Mülinen selber bat um Auskunft über die Grafen von Montfort und die Freiherrn v. Brandis und zeigte sich besonders erfreut über „Excerpte aus dem Haldensteiner Codex",[1] die Habsburg und Petermann v. Greifensee betreffend; er vermittelte die Bekanntschaft mit Pater Blasius Hauntinger, Kornherrn und Statthalter in Rheinau, sowie mit Franz Xaver Bernhard Göldlin von Tiefenau, Probst zu Beromünster; ersterer war in

---

[1] Vergl. Jahresbericht der hist. antiq. Ges. von Graubünden, Jahrg. 1917.

der Lage schätzbare Notizen und Urkundenabschriften über Disentis, die Grafen v. Werdenberg und die Freiherrn v. Sax zu liefern, Göldlin — der an einer Geschichte der Grafen v. Lenzburg arbeitete und um diesbezügliche Nachrichten bat — versprach seinerseits nähere Auskunft zu geben über Erzherzog Sigismund, seine Luzernischen Geheimräte und deren Verwendung für die X Gerichte A° 1478.

Verführerisch, aber vielleicht nicht ganz harmlos, ist noch ein Anliegen Mülinens: „Eine Bitte möchte ich, wenn sie nicht indiscret ist, vorlegen. Ich habe mir, nicht zur Bekanntmachung sondern einzig zur Befriedigung meiner persönlichen Wißbegierde, kurze genealogische Notizen über alle 1798 blühenden, durch Geburt, Ansehen und Verdienste ausgezeichneten Geschlechter der damaligen Schweiz gesammelt. Nicht nach ihren oft so fehlerhaften oder übertriebenen Anmaßungen, sondern ganz auf Wahrheit gegründet. Herkommen, Alterthum, Stand, Begangenschaft, Illustration im In- und Auslande, Standeserhöhungen usw. — Einige Worte über ihren Roman — jedes alte Haus hat den seinigen! — Jedes Haus hält höchstens eine eng geschriebene Quartseite; über die westliche Schweiz habe ich viele Notizen, die freylich oft dem Familiendünkel nicht schmeicheln; da es aber nicht in meinen Grundsätzen liegt, jemand, auch durch Wahrheit, ohne Grund zu schaden, so bleibt das Ganze in meinem Pult und Familienarchiv. Dürfte ich Sie um einige dergleichen Notizen über Ihre Bündnergeschlechter ansuchen?" — Ob solche Bündnerbeiträge je an Mülinen gelangten? der Mann, an den er sich gewendet, besaß Sinn für dergleichen knappe Skizzen, Freude an Anekdoten, und seine Stellung erlaubte ihm unbekümmerte Offenheit.... Bruchstücke, in zierlichster Schrift, geben einen schmackhaften Begriff seiner Befähigung hiefür — doch sie müssen „in Pult und Familienarchiv" bleiben!

Von den Bernern stellte auch Carl Ludwig v. Haller — der Restaurator — seines Vaters reiche Urkundensammlung zur Verfügung; des weitern seien auch noch Dr. Schnells Briefe erwähnt, namentlich ein Satz in einem Schreiben vom 8. Juni 1814, welcher eine sonst nirgends berührte Absicht Joh. Ulrichs enthüllt; Schnell sagt hier in einem längeren Postscriptum u. A.: „Ich bin überzeugt, daß unsere hiesigen Literaturfreunde auf die Memoiren des Marschalls pränumerieren werden"; demnach plante Joh. Ulrich auf dem Subscriptionswege die Veröffentlichung der umfangreichen, italienisch verfaßten Denkwürdigkeiten des Marschalls Ulysses v. Salis Marschlins, ein Vorhaben, das erst 44 Jahre später durch Conradin v. Mohr teilweise zur Ausführung kam. In einem früheren Briefe gibt der Berner Professor Auskunft über einen jungen Carisch, der bei ihm die Vorlesungen über Schweizergeschichte gehört und aus Lausanne von seiner

besondern Neigung für das Schulfach berichtet hatte; dieser junge Bündner war von Joh. Ulrich an Kirchhofer, Müller u. A. empfohlen und von ihm beauftragt worden, in Stettlers Chronik „über die Negotiationen wegen Veltlin und Abtretung desselben durch Max Sforza" nachzuschlagen; er übertrug diese Arbeit einem Studiengenossen aus dem Unterengadin, Theodosius Conradin Mohr, der sich am 18. Mai 1814 erstmals an Joh. Ulrich wandte, „im Namen eines Freundes, O. de Carisch, der seit mehrern Monaten in Bergamo sich aufhält".

Mohrs erster Brief an Salis verrät die seelische Verwandtschaft der beiden Bündner, sein zweiter beleuchtet vielversprechend das Verhältnis des geistigen Erben und Nachfolgers zu seinem vorbildlichen Lehrmeister und Führer! Dieser Brief lautet also:

Bern, den 11. November 1814.

Wohl späth, aber deßwegen gewiß nicht minder herzlich, danke ich Ihnen, hochzuverehrender Herr, für das ehrenvolle Zutrauen, welches Sie mir in Ihrem Letzten schenken, für die Winke und Lehren, welche Sie mir in ebendemselben in Hinsicht des Studiums der Geschichte überhaupt und insbesondere derjenigen unsers Vaterlandes geben. Ersteres zu verdienen, letztere aber mir so viel möglich zu Nutzen zu machen, ist die süße Pflicht, welche ich mir jetzt, welche ich mir auf mein ganzes Leben auferlegt habe.

Sie heben, zu Hervorbringung Etwas der Vollkommenheit Genähertes, zwey Hauptbedürfnisse aus:

1° die Verfertigung eines möglichst vollständigen Verzeichnisses aller Dokumente unserer Geschichte und zweytens, daß jeder einzelne Mitarbeiter, neben diesem allgemeinen Zwecke, noch ein besonderes Departement ins Auge fasse, dem er vorzugsweise seine Aufmerksamkeit wiedmen und über welches er sich zuweilen etwas ausarbeiten läßt. — Gestatten Sie mir, hochzuverehrender Herr, mich über beyde etwas näher mit Ihnen einzulassen und zu verständigen.

Was das Erstere anbetrifft, so fühlte ich das Bedürfnis eines solchen Verzeichnisses schon lange, und die Nothwendigkeit desselben haben Sie so bestimmt ausgesprochen, daß ich mich sogleich an die Arbeit setzte und alle mir bisher bekannten gedruckten und handschriftlichen Dokumente in ein Verzeichniß zusammentrug, das zwar durch seine Unvollständigkeit die eingeschränkten Kenntnisse und den ungeübten Blick seines Verfassers beurkundet, mich aber deßwegen noch keineswegs abzuschrecken vermochte. Bey Verfertigung desselben stieß mir ein Zweifel auf, welchen ich, gestützt auf Ihre gütige Gefälligkeit gegen mich, Ihnen vorzulegen mir die Freyheit nehme. Es betrifft nämlich die Form dieses Verzeichnisses, indem ich ungewiß bin, welches zweck-

mäßiger sey, die Documente chronologisch, oder nach ihrer Materie zu ordnen? — Neben diesem Verzeichnisse der Dokumente habe ich eigene Bücher, in welche ich die im Verzeichnisse angeführten Urkunden entweder ganz oder im Auszuge (je nachdem ihr Inhalt wichtig oder interessant ist) eintrage, natürlich immer mit Hinweisung auf den Ort, wo sie sich befinden. — So schreite ich zwar nur langsam, aber desto sicherer fort, und in etwa zwey Jahren, während welchen ich mich noch in Bern aufzuhalten gedenke, hoffe ich so ziemlich dasjenige benützen zu können, was in der Haller'schen Documenten-Sammlung, in den Archiven und in alten Chroniken für die Geschichte unsers Vaterlandes wichtiges sich befindet. — Herrn Lehens-Comissarius May von Schadau werde ich nächstens um die Erlaubniß ansprechen, die Archive benutzen zu dürfen und ich bin um so mehr berechtigt eine günstige Aufnahme meiner Bitte zu hoffen, da ich schon das Vergnügen habe ihn persönlich zu kennen. Und wenn ich es wagen darf, Ihre gütigen Anerbietungen, mir die Unterstützung der Herren Dr. Schnell und Schultheiß von Mülinen zu verschaffen, anzunehmen, so kann ich um so viel mehr des Gelingens meiner Bemühungen sicher seyn. Erstern habe ich in so fern die Ehre zu kennen, als ich sein vortreffliches Collegium über die Schweizergeschichte diesen Winter-Cursus anhöre. Letzterer möchte aber in diesem Zeitpunkte, wegen der politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, mit der Gegenwart und der Zukunft zu sehr beschäftigt seyn, als daß er einem fremden Jünglinge über die schönere Vergangenheit Aufschlüsse zu geben noch Zeit fände.

Was nun das Zweyte betrift, so fühle ich die Schwäche meiner Kräfte eben so innig als das Zweckmäßige Ihres Vorschlages. Ich fühle das Ehrenvolle Ihres Auftrages, und wenn ich Ihren Erwartungen in diesem Augenblicke auch nicht vollkommen Genüge leisten kann, so sollen doch künftig alle meine Bestrebungen dahin gehen, dieselben zu erfüllen und dadurch die Achtung an den Tag zu legen, welche ich, hochgeehrter Herr, für Sie hege.

A Porta's histor. reform. eccles. Rhaet. lese ich in diesem Augenblicke und excerpire sie zugleich ziemlich weitläufig.

Stettler's große Chronik werde ich, sobald mir die Erlaubniß der Benutzung der Archive zugestanden seyn wird, fleißig und genau excerpiren.

Für die wichtigsten Data unserer Geschichte danke ich Ihnen verbindlichst, und auf alles, was die Zeit vor 1570 betrift, werde ich vorzüglich meine Aufmerksamkeit richten.

Ich schließe mit dem wiederholten Danke für die gütige Gefälligkeit, mit welcher Sie mir Ihre Hülfe zu dem Studium unserer vaterländischen Geschichte anbieten...

Theodos. Conr. Mohr.

Die vom jungen Mohr verdankten „wichtigsten Data unserer Geschichte" beziehen sich wohl in erster Linie auf die allgemeine Einteilung in Epochen, so wie wir sie bereits früher angedeutet fanden:

1. bis 536, das ist die Zeit der Romanisierung;
2. 536 bis 1250, die Zeit der fränkisch-alemannischen Kolonisierung und der kirchlichen Machtentfaltung;
3. 1250 bis 1390, die Zeit der Reichsunmittelbarkeit und der dynastischen Fehden;
4. 1390 bis 1471, die Zeit der Bündnisse, d. h. der eigentlichen Entstehung des Freistaates.

Das in der Beilage No. III mitgeteilte (1923 neu aufgestellte) Verzeichnis der Werke Johann Ulrichs v. Salis-Seewis enthält nur die mehr oder minder abgerundeten Arbeiten, nicht aber die zahlreichen Notizen und Vorarbeiten, wie beispielsweise jene oben erwähnten Materialien zur Geschichte der Grafen von Werdenberg. Unter diesen Bruchstücken und Entwürfen ist auch eine schematische Übersicht der Geschichte Graubündens vom Schwabenkrieg bis zur Revolution, sowie eine Mappe mit Auszügen zur Fortsetzung des Urkundenverzeichnisses von 1500 an.

Die Ereignisse jener Jahrhunderte darzustellen, zu welchen die Werke der großen Bündner-Chronisten den reichen und malerischen Stoff liefern, war Joh. Ulrich nicht vergönnt; doch die leuchtenden Vorbilder — wie Anhorn, Sprecher, Juvalta, Salis-Marschlins usw. — lehrten ihn den Wert solch unmittelbarer Schilderungen schätzen, die noch nach Jahrhunderten die hinreißende Frische des Miterlebens atmen. So machte er denn — neben seinem Tagebuch und vorläufig im nämlichen Oktavformat wie dieses — Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1794 bis 1803 (mit einigen bis 1700 zurückgreifenden Vorbemerkungen). Aber die Frage, ob eine unvoreingenommene Darstellung der zeitgenössischen Geschichte überhaupt möglich sei, wurde ihm zu einer Gewissensangelegenheit, mit der er sich in einem Briefentwurf auseinandersetzt; seine Zweifel scheinen ihm insofern berechtigt, als ein jeder mittelbar oder unmittelbar dermaßen in die Ereignisse verwickelt sei, daß er — bei genauer Prüfung seines Innersten — wohl zuviel Parteilichkeit entdecken würde, um sich der gestellten Aufgabe noch gewachsen zu fühlen; da erwägt er denn, ob nicht wenigstens ein Sammeln aller „unbezweifelten Urkunden" der beteiligten Parteien zu empfehlen wäre; wenn auch eine solche Sammlung sicher ihren Wert hätte, so müßte sie doch — wie er meint — das Herz mit Wehmut erfüllen und den Glauben an gute Menschen erschüttern; denn „sind nicht die meisten officiellen Schriften freche Verdrehungen der Wahrheit? sind nicht sogar die meisten Briefe nur

das bessere Gewand, welches der Mensch sich vor dem Freund umzuhängen pflegt?" Wäre es nicht besser, dergleichen Schriften — als Dokumente menschlicher Verworfenheit — den Augen der Nachwelt zu entziehen? „Ich liebe den Mann — ruft Joh. Ulrich aus — dessen Seele stark genug ist, sie der Vergessenheit und Vergebung zu opfern!" — Schaden und Nutzen einer zeitgenössischen Darstellung abwägend kommt er zum Ergebnis, daß eine solche unvermeidlich die Gemüter verbittern würde, ohne doch ein gerechtes Urteil der Nachwelt zu verbürgen; demjenigen aber, der sich lediglich zur Sammlung der Dokumente entschlossen hätte, möchte Johann Ulrich nicht abraten, ihm jedoch nahelegen, deren Veröffentlichung erst fünfzig Jahre nach seinem Tode — oder noch später — zu gestatten.

Wenn wir nun im nächsten Kapitel die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 darstellen, so handelt es sich nicht etwa um eine Fortsetzung der hier erwähnten „Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1794 bis 1803", vielmehr durchblättern wir lediglich die Tagebuchseiten jener Jahre; und wir lernen darin die Gewährsmänner und die authentischen Quellen kennen, die dem Bewohner des Bothmar auf dem Sand zugänglich waren, und werden die Skepsis begreifen, mit der er von Unparteilichkeit spricht, wenn die schäumenden Wirbel des großen Weltgeschehens immerfort die Scholle unterspülen und bedrohen, auf welcher der harmlose Zuschauer steht.

Neugestaltung.

„Nachricht Bonaparte sei gefangen!" — dies war am 27. Oktober 1813 das freudige Stadtgespräch der Churer, war die erste — zudem unzutreffende — Kunde, welche von der Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18., 19. Oktober) in die Bündnertäler drang.

Von Zürich aus, wo die Berichte zwei Tage früher eingetroffen waren, wurde die Tagsatzung auf den 15. November einberufen; im Hinblick auf diese versammelte sich am 4. und 5. November die Standescommission in Chur zur Besprechung der außergewöhnlichen Lage. „Die heftigere Partei verlangte — so erzählt Johann Ulrich — daß der Deputierte zur Tagsatzung beauftragt werde, die Aufhebung des Colonialzolls und der Truppenstellung zu verlangen, und ferner die Räumung des Tessins"; die erste Forderung war gleichbedeutend mit einer Lossage von Bonapartes Kontinentalsystem, die zweite entsprach einer Kündigung der erzwungenen blutigen Allianz; was die letzte Forderung anbelangt, so konnte man in Chur natürlich nicht ahnen, daß die Italiener gerade an diesem 5. November ihre Beute bereits hatten fahren lassen! Noch erwähnt Johann Ulrich über den Verlauf der Sitzung:

„Bürgermeister Rudolf, La Tour und Graf Franz Simon protestierten, da die Mehrheit nicht nöthig fand, daß unser Canton sich in diesen Sachen vordränge."

Was nun geschah ist sattsam bekannt: die Tagsatzung beschließt am 18. November die bewaffnete Neutralität und sagt sich vom Kontinentalsystem los. Alliierte Minister kommen, in geheimer Sendung, nach Zürich: der russische Gesandte Capo d'Istria, der österreichische Ritter v. Lebzeltern; neben diesen entfalten noch andere Agenten eine lebhafte Tätigkeit, so die Herren v. Senft-Pilsach und Olry. Andrerseits gehen Reding und Staatsrath Escher als Gesandte der Tagsatzung ins alliierte Hauptquartier nach Frankfurt; aber auch neben diesen sind wieder andere Agenten tätig, z. B. der Berner Zeerleder, vor allen aber der scharfsinnige Graf Johann v. Salis-Soglio. Dieser erwirkt vorerst von Metternich die Erklärung, die Alliierten würden sich nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz einmischen; Reding und Escher erhalten die formelle Zusicherung der Neutralität.

Gerade jetzt aber verbietet Bern die Veröffentlichung der Tagsatzungs-Proklamation über die Neutralität, — die darin enthaltene Wendung über die Beibehaltung der Verfassung gab den Vorwand hiezu; doch das Bernerverbot seinerseits gab wieder den Alliierten einen Vorwand: Bern sei von der Neutralitätserklärung zurückgetreten, weshalb nun die Verbündeten ihrerseits das gegebene Wort zurückziehen und die Neutralität nicht anerkennen. Metternich hatte über Alexander gesiegt und in der Nacht vom 20./21. Dezember marschierten die verbündeten Heere in Basel ein...

Johann Ulrich erwähnt all dieser Schachzüge der Diplomaten mit keinem Worte in seinem Tagebuche; sicherlich aber drehte sich in diesen gewitterschwülen Wochen das Gespräch mit den zahlreichen Freunden des Hauses immer wieder um die Spannung und Ungewißheit, welche über der allernächsten politischen Entwicklung lagen. Die Namen der im Bothmar auf dem Sand ein- und ausgehenden scheinen namentlich um die Mitte des Monats Dezember auf besonders starke politische Schwingungen in diesem Hause zu deuten: Bundespräsident Albertini, Bundslandamma Sprecher, der Schwager Vinzens v. Salis-Sils, Bundslandamma Enderlin; die Brüder Johann Gaudenz und Gubert natürlich auch, und andere mehr.

Als nun am Christfest der Schwager von Sils zur Standesversammlung wieder eintraf, und am 26. Dezember auch noch Baron Heinrich von Zizers seinen Besuch abstattete, da hatte die Spannung ihr Höchstmaß erreicht: Johann Ulrich setzte sich hin und schrieb all die empfangenen Eindrücke nieder, ja er geriet förmlich in einen politischen Eifer, das herrschende Fieber steckte ihn an! Ganz unvermittelt beginnt er:

„Nach dem Einmarsch der Alliirten (ein Betragen das dem hohen Sinn ihrer sonstigen Äußerungen nicht sehr angemessen war) erschien eine Publication von Fürst Schwarzenberg; darin ließ sich zwar keine bestimmte Ansicht, hingegen wohl die völlige Unkunde dessen erkennen, was der Schweiz nöthig ist. In dieser Proclamation wird vorausgesetzt, daß die Schweiz Befreiung nöthig habe, daß man allgemein die alte Verfassung wünsche (auch Waadt, Aargau, St. Gallerland, etc?). Diese Schrift wird nun von einigen Aufwiglern so gedeutet, als machten die Alliierten die Einführung der alten Verfassung zu einem Bedingnis ihrer Freundschaft; (daher mehrten sogleich Igis und Zizers die alte Verfassung wieder einzuführen — Baron Heinrich war, mit Geldern versehen, angelangt).

Während die Gesandten der Alliierten in Zürich erklären, daß sich ihre Höfe in die innern Angelegenheiten der Schweiz nicht einmischen wollen, reist ein anderer (Senft-Pilsach) nach Bern und fordert den Rath auf, seine Stelle niederzulegen und die A° 1802 bestandenen Personen einzusetzen. Während Schwarzenberg nur von der alten Verfassung redet, geben die Gesandten jene Erklärung des Nichteinmischens. Während alliierte Gesandte nach Zürich kommen, und man den schweizerischen zu Frankfurt Audienz gibt, rücken die Truppen in die Schweiz ein!"

„Es scheint, — fährt das Tagebuch am 28. fort — daß im Hauptquartier sehr falsche Nachrichten in Gang gesetzt werden, nämlich die Ansicht, daß es in der Schweiz nur zwei Parteien gebe: die östreichische und die französische; jene wolle unbedingt das Alte; zu letzterer aber gehöre alles, was demselben nicht beistimme. Eine dritte Meinung: neben Beibehaltung der jetzigen Ordnung (bis zum allgemeinen Frieden), sich dennoch an die Alliirten anzuschließen, diese Meinung ist den Rathgebern der letztern ganz fremd, wiewohl diejenige der meisten Rechtschaffenen.

Daher rühren die schiefen Maßregeln, bei welchen den Worten nach die Einmischung (in die innern Verhältnisse) nicht stattfindet, der That nach aber wahrer Zwang."

Diese „dritte Meinung" zeigt offenbar Johann Ulrichs persönliche Einstellung zu jener Frage, die nunmehr der politische Kampf entscheiden sollte: jetzige oder alte Verfassung? er war also der Ansicht, es sei vorerst keine Verfassungsänderung angezeigt.

Folgen wir nun den Aufzeichnungen Johann Ulrichs, wie dieser Verfassungskampf in Graubünden einsetzte.

„Den 27. Dezember: diesen Vormittag war Standescommission, deren Mitglieder ohne Vorwissen des Herrn Bundspräsident berufen worden, in-

dem er es noch etwa acht Tage verschoben hätte; hierüber bezeigte er sich sehr ungehalten. (Überdies titulierte er sich selbst immer nur als Präsident des Gotteshausbundes und vermied jede Erwähnung des Kleinen Raths.) Graf Franz Simon soll nach dem Hauptquartier verreist seyn; er hinterließ ein Schreiben, er könne der Standescommission nicht beiwohnen, da seine Gemeinde die alte Verfassung angenommen; er schützte zugleich vor, die Allirten begehrten Herstellung der alten Verfassung — das Proclama Schwarzenbergs sage dies deutlich — außerdem fügten die Gesandten in Zürich hinzu, sie würden sich (in diesem Falle, meint er) nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz einmischen.

Die Standescommission wählte meinen Schwager von Sils und Herrn Vieli zur Tagsatzung nach Zürich. Albertini war schon 2 oder 3 Tage früher dahin gesandt worden, doch nur um sich zu erkundigen, da man ohne alle Berichte sey.

Den 28. In der heutigen Sitzung der Standescommission brachte Herr Bundspräsident vor, daß ein Antrag gemacht sey, das ganze erste Bataillon in alliirten Sold zu nehmen und uns alle Waffen, die der Canton besitze abzukaufen; ein wirksames Mittel — fügt Johann Ulrich hinzu — uns in den Krieg zu ziehen und von der Schweiz zu trennen! Es wurde auf den Großen Rath verschoben. Hierauf begehrte Baron Heinrich am 29. Auslieferung der Waffen, da man wisse, daß sie eigentlich gekauft worden seyen um für Frankreich zu dienen!" — Die von der Standeskommission schließlich angenommene Lösung war: „das erste Bataillon wird, nach seiner heute, den 29., erfolgten Entlassung aus dem eidgenössischen Sold, bis zum großen Rath im Cantonssold behalten, um Unordnungen zu verhüten."

Ließ denn die Volkserregung Unruhen befürchten? Auch auf diese Seite hin werfen Johann Ulrichs Aufzeichnungen einige Streiflichter. „Die Stimmung des Volks — so lesen wir unterm 28. — sogar in den Vier Dörfern, ist gar nicht allgemein fürs Alte; Lüge und Drohung (man werde Truppen bekommen) haben die revolutionäre Bewegung erzeugt. Selbst Ems wollte nichts vom Alten." Ergänzend steht am 30. vermerkt: „in Chur haben drei Zünfte dem Vorschlag des Großen Raths beigestimmt: wegen Änderung der Verfassung zu verschieben, und bei der Schweiz zu bleiben. Auch Davos soll nichts von Umwälzung wissen wollen. Die Brättigäuer haben einen Brief eingesandt, sie wünschten wieder die alte Verfassung; die bisherige wurde unter dem Volk als kostspieliger (in welchen Stücken?) verschrien. Ober-Engadin soll gar nicht für die alte seyn." — Bedeutungsvoll ist Johann Ulrichs Sylvester-Betrachtung zur Lage: „die Revolutionärs klagen,

man hemme die freie Äußerung des Volkswillens. Der General Langenau, der den Baron Heinrich bevollmächtigt hat Truppen in Bünden zu werben, ist — wie Herr v. Senft-Pilsach — ein ehemaliger sächsischer Beamter. Es scheint ein unter ihnen und den schweizerischen Flüchtlingen, ohne Willen der Monarchen, verabredeter Revolutionsplan zu bestehen."

Diese „Revolutionärs", die er mit den Emigranten identifizierte, charakterisiert Johann Ulrich folgendermaßen: „in ihrer blinden Einseitigkeit sehen diese Menschen nichts als Anhänger Östreichs oder Frankreichs. Aus ihrem Vaterland entfernt, oder nur mit ebenso einseitigen Parteimenschen in Verbindung, kennen sie seine Verhältnisse gar nicht; sie vergessen, daß Zeit und bisherige Erfahrung den Schweizer, der in seinem Vaterland treu ausharrte, auch das Gute der neuen Einrichtungen und die (zwar nicht zahlreichen) Vorzüge der Mediationsacte erkennen lehrte. Schon die gegenseitige Garantie der Cantone in Hinsicht ihrer Verfassung ist eine gegen Revolutionen gerichtete Maßregel, die den alten Bünden fehlte. — Doch den bündnerischen Emigrirten ist es nur darum zu thun, daß sie unter östreichischem Schutz im Lande herrschen!"

Wir ersehen aus diesen Äußerungen, daß Johann Ulrich selber der Mediations-Verfassung recht kühl gegenüber stand; unter den neuen Einrichtungen, deren Gutes er anerkannte, dürften namentlich die Kantonsschule, das Appellationsgericht, der Sanitätsrat, usw. gemeint sein; worauf es ihm aber in allererster Linie ankam war, daß Graubünden bei der Schweiz bleibe. Von diesem Standpunkte aus beurteilte er also auch die Nachrichten aus der Schweiz, die noch am 31. Dezember 1813 eintrafen: „Es kam Bericht, daß die Tagsatzung in Zürich einen neuen Bundesverein geschlossen, zu welchem Bünden als Canton eingeladen seyn soll; hingegen wolle man keine Zugewandten mehr; wenn wir also jenes Verhältnis nicht eingehen, so hören alle Bündnisse auf. Als Grundsatz wurde anerkannt, daß die Cantone keine Unterthanen haben können; schließt Bünden sich als Canton an, so will die Schweiz ihm zur Entschädigung wegen Veltlin helfen und einen Zug dahin mitmachen, doch scheine es jetzt noch nicht die angemessene Zeit. (Zugleich erfährt man aus dem Veltlin, daß daselbst die Stimmung sehr für Östreich und wider Bünden sey; also werden sich die Veltliner leicht erstern in die Arme werfen, und uns dürfte, wenn wir nicht zu der Schweiz halten, schlechter Ersatz werden.) — Alle Cantone außer Bern und Solothurn hatten Gesandte in Zürich; die Vermittlungsacte wurde aufgehoben, der Landammann als Bürgermeister des Vororts ersucht, die Geschäfte zu leiten. Dem großen Zweck der Alliirten wolle man beitreten. — Herr v. Albertini hatte lange Audienz bei Herr von

Lebzeltern, welcher sich äußerte, daß ihm selbst die Trennung Bündens von der Schweiz nicht unsere Convenienz scheine. Die alliirten Mächte seyen zwar gesonnen uns seiner Zeit zum Ersatz unsers Verlustes zu helfen, doch werde darüber manches ins Reine zu bringen seyn...."

So stand, unmittelbar, beinahe körperlich greifbar, die Verfassungsfrage auf der Schwelle des neuen Jahres; — in ungewissen Umrissen, beunruhigend, warf nun auch die Veltlinerfrage ihren dunkeln Schatten auf den Schnee der Sylvesternacht.

Vorerst aber hatten Baron Heinrich und die „Revolutionärs" einen Neujahrsgruß zu entbieten; folgen wir Johann Ulrichs ausführlicher Schilderung.

* *
*

„Am 4. Jänner 1814 war Versammlung des Großen Raths. Die Revolutionärs hatten durch Bestechung Bauern von Obervatz (etwa 200, welche sich in Malix eigenmächtig einquartiert), von Lenz, Alveneu, Ems, Vier Dörfer, Dissentis (d. h. Brigels) kommen lassen, etwa 1000 bis 1200 (eine andere Schätzung zählte 400) in allem. Da zwei der Häupter[1] mit ihnen einverstanden waren, so erfolgte kein regelmäßiger Schritt gegen ihre Ungebühr.

Zuerst begab sich die Versammlung — weil der Saal im Regierungsgebäude nicht gut heizbar, sagte man — auf das Rathhaus (wo der Gang Raum genug für die Tumultuanten bietet). Währenddessen nahm Israel Fifel (einer der berüchtigsten Taugenichtse in Chur, mit welchem herumzuspazieren Baron Heinrich sich erniedrigte) nebst ein paar Bauern das Wappen vom Regierungsgebäude ab.

Am Anfang der Sitzung zeigten sich nur wenige Bauern auf dem Rathhaus; als die Herren Häupter angefragt wurden ob die Session auch sicher sey, antwortete Herr Bundspräsident, es sey ihnen nur bekannt, daß einige Deputationen kommen würden.

Die Instructionen der meisten Boten lauteten auf Einführung der alten Verfassung, jedoch mit Beibehaltung des Vereins mit der Schweiz. Während man nun, unter Vorsitz des Herrn Bundslandammann Sprecher, über die Mehren in betreff der alten Verfassung deliberierte, füllte sich der Gang mit Bauern und man fand nöthig den Beschluß zu beschleunigen; die Versammlung erkannte, daß durch die Tagsatzung die Mediationsacte aufgehoben sey, folglich hebe man sie auch für unsern Canton auf und setze einstweilen die

[1] Bundspräsident Rudolf v. Salis und Landrichter La Tour.

alte Verfassung ein, doch auf Ratification der Gemeinden; dies solle durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werden.

Weil indessen die Menge des Pöbels wuchs fand man für nöthig, ihm diesen Beschluß bekannt zu machen, welcher anfangs mit Beifall aufgenommen wurde. Wegen des Vorbehalts der Ratification durch die Gemeinden erhob sich aber ein schändlicher Lärm der Anführer, Landamma Bläsi von Obervaz an der Spitze: dies sey nur eine Ausflucht, denn man werde unterdessen die Gemeinden bearbeiten, usw.; dann erfolgte ein wüthender Anfall gegen die Thür, sodaß die Bundsweibel sie mit Mühe schließen und verriegeln lassen konnten. Währenddessen entfernten sich einige Mitglieder (Andreas Sprecher, Bundslandamma Enderlin, der von einem Obervazer einen Schlag über den Rücken erhielt, u. A.) zur Hinterthür hinaus; und da die Bauern dies bemerkten, so stellten sie zwei Mann als Wache an dieselbe. Die Anführer verlangten also, daß die Ratification der Gemeinden nicht solle vorbehalten, sondern sogleich die Einsetzung der alten Verfassung erkannt werden; dies geschah. Außer diesem ertrozten sie noch, daß Graf Johann (wiewohl mit sehr schwachem Mehren von etwa drei Stimmen, durch Aufstehen und Niedersitzen erkannt) zu den Alliirten gesandt werde, sie um Schutz unsrer Freiheit und Unabhängigkeit anzusuchen. Endlich noch wurde, ohne Umfrage, beigefügt, es sollen alle Gesetze und Bündnisse, die seit 1792 gemacht worden, aufgehoben seyn.

Ein Theil der Emser Bauern war mit Äxten bewaffnet (es waren Flözer), die Obervazer mit Stutzern, viele heimlich mit Pistolen, öffentlich mit ungeheuren Knitteln; viele hatten Kerzen auf den Hüten — man weiß nicht wozu. Die Schlimmsten waren die Vier Dörfer, namentlich Untervazer. — (Der einem jeden versprochene Thaler sey ihnen übrigens nicht worden).

Die Dissentiser, eigentlich Brigelser, unter des Landrichters Vormundschaft, bestanden aus dasigen Rathsherren, wollten die Form einer Deputation wahren und suchten die andern vom Tumultuiren abzumahnen.

Auch persönliche Drohungen fanden statt, z. B. gegen Friedrich Tscharner, der noch am selben Abend, nach eingegebener schriftlicher Proteste, verreiste.

Baron Heinrich befand sich an der Spitze des tollen Haufens auf dem Rathhaus; sein Helfershelfer, der pensionierte kaiserliche Hauptmann Camichel (der sich seit mehrern Tagen in Drohungen ergossen hatte: man werde Truppen kommen lassen) lief in kaiserlicher Uniform herum, vermuthlich um das kaiserliche Wohlgefallen an diesen Szenen anzudeuten. (Camichel soll 1809 bei dem Vorarlberger Aufstand unter Advokat Schneider die Figur

eines kaiserlichen Commissärs gespielt haben und dann mit der Casse verschwunden seyn; er sey Bedienter beim Abt Columban von Dissentis gewesen). — Am Abend zogen sie mit der türkischen Musik durch die Straßen, ließen die alte Verfassung hochleben und den Baron, der das Schnupftuch zum Fenster hinaus schwang (ebenso sein Gefährte Fifel) und die Musik dann mit Wein tränkte.

So war die alte Verfassung auf eine ihrer würdige Art eingeführt."

Die unmittelbaren Folgen dieses künstlich hervorgerufenen Zerrbildes jener sattsam bekannten Temperaments-Ausbrüche des freien Bündnervolkes waren natürlich recht harmlos; lassen wir dem Tagebuchschreiber wieder das Wort, vorerst über die Eindrücke in Chur und über die Bewegung der nächsten Tage.

„Den 5. Jänner haben sich nur die Bundesversammlungen zusammengefunden um zu erklären, daß die gestrige Sitzung null und daß keine neue gehalten werde, bis man nicht völliger Sicherheit gewiß sey. — Die Mehrheit der Gemeinden zeigt sich gut.

Den 6. wurden die Milizen abgedankt und gaben die Waffen ohne Anstand ab.

Die Sitzung des abtretenden Großen Raths (als solchen sah sich die Versammlung an) wurde — nach einer Erklärung des Bundspräsidenten, daß die Stadt so viel möglich für die Sicherheit sorgen wolle — eröffnet, und es zeigte sich bald die Absurdität des Umsturzes. Es wurde ein Zuzug (also die Standescommission mutato nomine) verordnet und am 7. hiezu ernannt: Landrichter Riedi, Marchion und Caderas; Bürgermeister Baptista, Florian Planta und Graf Franz Simon; Bundslandamma Sprecher, mein Bruder Johann Gaudenz und Roffler.

Den 7. Jänner schloß Herr Bundslandamma Sprecher die Verhandlungen des Großen Raths mit einer Rede, worin das Gute, welches in der Mediationsacte enthalten war und besonders die Vortheile der Vereinigung mit der Schweiz bemerkt wurden. Es kamen so viele Proteste gegen die Beschlüsse vom 4. ein, daß der Landrichter sie nichtmehr admittieren wollte, weil dadurch erhellen würde, daß jene Beschlüsse nicht durch eine Mehrheit gemacht worden; verschiedene, die damals mitgestimmt, protestierten jetzt."

Die Hauptursachen dieser Revolution — die Bezeichnung wurde offenbar in der ersten Entrüstung angewendet! — sieht Johann Ulrich namentlich „in der Einwirkung der 2000 Louisdor, welche Baron Heinrich angeblich bei sich führte"; ferner „in den räthselhaften, doch für das Alte zu deutenden Willensäußerungen der Alliirten"; schließlich „in der geflissentlichen Unterlassung aller Vorbauungsmittel von Seiten der Executiv-Gewalt, welche dem

Unwesen freie Bahn öffnete." Und weiter urteilt er, es habe sich „vielleicht in keiner Revolution so sehr wie in dieser, der Geist der Mehrheit des Volks und der Gesamtheit der rechtlichen Personen ruhig und gesetzt bewiesen; auch ist die tiefste Indignation gegen die Ruhestörer herrschend."

Nachdem Johann Ulrich nebenbei festgestellt, daß sich Oberhalbstein, durch Peterelli gelenkt, vortrefflich gehalten und für festes Anschließen an die Schweiz gemehrt habe, und daß dies auch die Stimmung Brättigäus sei, fügt er mit Befriedigung hinzu: „Trotz aller unermüdlichen Aufstiftungen war das sonst leicht aufzustörende Brättigäuer Volk nicht in Aufstand zu bringen." Doch kurz darauf berichtet Bundslandamma Roffler — anläßlich eines Besuches bei Johann Ulrich — weniger erfreuliche Einzelheiten, so unter anderm: „in Klosters wollte die Anarchisten-Partei sogar auf Abschaffung der Kantonsschule dringen, und die Seewiser verlangen die Aufhebung des Sanitätsraths, der Landjäger und der Salzauflage." Und schließlich bewies ein völliger Umschwung im Brättigäu wie zutreffend Johann Ulrichs Urteil über dies „leicht aufzustörende Volk" war, und wie erfolgreich Baron Heinrichs Wühlarbeit daselbst gewesen; „seinen Umtrieben ist es gelungen — (mit welchem Verdruß und Spott stellt Johann Ulrich dies fest!) — die Brättigäuer gleichfalls in jacobinische Wuth gegen die Schweiz und alle bestehende Ordnung zu setzen, namentlich auch gegen die Cantonsschule; tolle Märchen haften beim Pöbel am besten: so verbreitete man im Brättigäu, die Regierung — gar nicht wissend wie sie genug Geld vergeuden solle — habe einen Cantonshund gehalten und mit f 72 jährlich verköstigt." Diese wilde Agitation gegen die Schweiz führt ihn zur Feststellung: „die Tendenz, uns von der Schweiz zu trennen und unter östreichische Schirmherrschaft zu setzen — wie ungefähr Neufchâtel unter preußischer — offenbart sich je länger je mehr."

Unterdessen war bereits am 5. Jänner Vieli aus Zürich zurückgekommen, und gleichzeitig der Bote mit Briefen vom Schwager Vinzens; dieser berichtete: „aus den Relationen der Gesandten ins alliirte Hauptquartier, Reding und Escher, erhelle, daß Kaiser Alexander stark die Neutralität der Schweiz unterstützte, daß aber der kaiserlich östreichische Minister ihm entgegen arbeitete (durch die ausgewanderten eraltierten Schweizer bewogen, an deren Spitze Graf Johann!). Jetzt spreche man mal vom Frieden und die alliirten Minister dringen darauf, daß die Schweiz sich vor dieser Epoche constituire; dazu habe die Tagsatzung ein Committé ernannt (worin Reinhard, Heer, Wyß, ... und Vinzens). Nach den Äußerungen dieser Gesandten wünschen die Alliirten — und zwar Rußland dringend — daß die Cantone beisammen bleiben. — Die revolutionären Bewegungen bei uns seyen ganz

ohne ihr Vorwissen angefangen worden und würden gemißbilligt . . so weit Vinzens' Briefe."

Einige Tage darauf berief der Große Rath die Deputierten von Zürich ab und beauftragte nur Herrn v. Salis-Sils daselbst zu bleiben um Bericht zu geben, während gleichzeitig Graf Johann – wie Johann Ulrich notiert – „eigentlich beauftragt ist, die Alliirten zu sondieren was ihre Absicht in Ansehung unsers Cantons sey."

Weitere Briefe aus Zürich melden: „Als Herr v. Lebzeltern die Umtriebe auf unsern Gemeinden gegen die Schweiz vernahm, sagte er: Vos Grisons font bien de folies; s'ils se perdent ce sera du moins par leur faute. Auch Kaiser Alexander habe sich kräftig gegen das Zerstücklungssystem erklärt; unsern Deputierten sprach er von dem système infernal de destruction, das in der Schweiz eingerissen sey und fügte hinzu, die östreichischen Minister seyen durch intrigants suisses verführt worden; nunmehr habe der russische Gesandte in Zürich die erste Rolle übernommen."

Doch die Separatisten in Bünden waren ihrer Sache scheinbar sicher: „Am 21. Jänner veröffentlichte der „Telegraph" einen Artikel, der Freistaat Graubünden werde nächstens von den alliirten Mächten anerkannt werden. Am selben Abend aber kam eine Aufforderung, daß Deputierte aller 19 Cantone nach Zürich kommen sollten; dies verbreitete große Consternation in dem Theil des Kleinen Raths der, auf des Grafen Johann Berichte hin, jenes Inserat verfügt hatte. Herr Landrichter La Tour reiste sogleich nach Obersar um den alten Riedi zu bearbeiten, und im Brättigäu wurde das Volk zu Deputationen gehetzt. Nachrichten aus der Schweiz besagen, daß Herr v. Lebzeltern bei seiner Reise nach Basel den Einfluß des Grafen Johann kennen gelernt hat und ihn nun bewundert; in seinem Brief, worin er die Häupter – les chefs formant le petit conseil du Canton des Grisons – zur Absendung einer Deputation nach Zürich auffordert, bemerkt er, sie könnten dem Grafen diesen Auftrag geben. (Mündlich will er glauben machen, er habe ihn lieber unter seinen Augen, als im Rücken zu Basel).

Den 28. Jänner wurden dann zu Deputierten nach Zürich gewählt, von Häuptern und Zuzug (wobei 5 von den 12 protestierten und gar keine schicken wollten, weil wir von der Schweiz getrennt seyen): Vinzens, Graf Johann, Sprecher, Vieli; unter den 7 wählenden waren 2, die nur die beiden ersten Deputierten wollten."

In diesen letzten Tagen Januar und anfangs Februar beweisen wieder die Namen der Besucher im Bothmar, wie kräftig in diesem Hause der politische Pulsschlag war; am Nachmittage des 27. kommen Sprecher und

Roffler, am 30. Bundspräsident Albertini, den 4. Februar Stadtvogt Tscharner — wir werden gleich sehen, wie sehr einzelne dieser Herren nicht nur im Vordergrunde der politischen Ereignisse standen, sondern auch heftigen Anfeindungen ausgesetzt erscheinen.

„Den 9. Februar sollte Großer Rath seyn; man hatte allgemein den Lärm ausgestreut, daß Bauern kommen würden; die Furcht war hier so groß, daß manche Personen ihre Coffern flüchteten! Es hieß, in Ems würden Morgensterne gerüstet, das Volk verlange drei Köpfe (Gengel, Stadtvogt Tscharner, Bundspräsident Albertini). — Das schlechte Wetter machte, daß die Boten erst am folgenden Tage, und da noch nicht vollzählig, eintrafen. Bei der guten Partei herrschte eine unglaubliche Niedergeschlagenheit und Schlaffheit. Am 10. kam Vinzens; die reformierten Bauern von Gruob, Trins usw. haben sich anerboten, solche Szenen wie die vom 4ten Jänner zu hintertreiben. Den 11ten war die erste Session, aber noch nicht vollständig.

Am vorigen Freitag oder Samstag waren Graf Johann nebst Herrn Tillier von Bern, Landrichter De la Tour, Graf Franz Simon und Baron Heinrich gegen Oberhalbstein geritten. Die Umtriebe auf den Gemeinden fiengen wieder an; man gab förmliche Trünke, z. B. im Unter Engadin; die Misoxer und Rheinwalder ließen den Wein stehen. In Stalla, wo das Mehren gut gewesen, versammelte Graf Johann hinterrücks dem Landamma die Gemeinde und stimmte sie so gänzlich um, daß der Landamma ein dem vorigen ganz entgegengesetztes Mehren zugesandt erhielt. Er reiste über Zuoz nach Bergell; auf dem Berg empfieng ihn ein Redner mit der Allegorie: wie Moses das göttliche Gesetz vom Berge gebracht, so bringe der Graf die alte Verfassung. In Obporta fanden seine Bestechungen und Vorspieglungen Eingang. Den Deputierten von Saas, dessen Instruction die Anschließung an die Schweiz enthielt, schickte Graf Johann zurück, er solle eine andere Instruction holen (man glaubt, daß dies mit dem gebührenden Händedruck geschah).

Zugleich setzte man zwei Druckschriften in Umlauf: die eine von Baron Heinrich, die andere — der Friedensengel betitelt — eine ehrlose Schmähschrift, ohne Zweifel von den drei Hauptursächern P., R. S. und L. T.[2] verfaßt; das würdige Ende dieses Pasquills ist die Blasphemie, die Drei Bünde mit der Heiligen Dreifaltigkeit zu vergleichen.

Am 14. Februar wählte sich der Gotteshausbund einen Präsidenten nach der alten Verfassung — wiewohl Herr Bürgermeister Rudolf v. Salis glaubte: sein Amt könne bis zur gewöhnlichen Besatzung am Bartholomäus-Bundstag fortdauern; er und Bürgermeister Baptista wurden Zweier und

[2] (?) Purtscher, Rudolf Salis, La Tour.

das Loos entschied für letztern. Der Obere und der X Grichte Bund, deren Besatzung an Georgi ist, haben ihre Häupter bis dahin bestätigt.

Den 15. ist die alte Verfassung ohne Modificationen durch ein Mehren von 31 gegen 30 Stimmen angenommen worden, indem Puschlav, welches gänzlich auf der bisherigen Verfassung beharrte, zu keiner Klasse gezählt wurde. — Am 17. wurde, mit 36 Stimmen gegen 27 die Deputation nach Zürich bestätigt (die am 28. Jänner gewählten: Vinzens, Graf Johann, Sprecher, Vieli), womit aber ihre Instruction noch nicht feststand, denn die Classification über die Frage unserer Vereinigung mit der Schweiz verursachte noch viele Debatten; über fast jedes Mehren entstand Umfrage und man endete in einer Sitzung nur den Gottesbausbund, wo 11 unbestimmte Mehren gefunden wurden. Hierauf veranstalteten mein Schwager Vinzens, Max v. Salis und Andere eine Conferenz mit dem Grafen Johann und seiner Partei, in welcher sie übereinkamen: die Deputierten nach Zürich sollen den Gesandten anzeigen, daß Bünden seine alte Verfassung als Freistaat wieder angenommen, daß es die Art wie es zur Eidgenossenschaft trete, ob als Canton oder Alliirter, erst nach beendeter Constituirung der Schweiz bestimmen werde. Mittlerweile sollen seine Gesandten die Verhandlungen hierüber mitanhören, aber erst dann in Berathung eintreten, wenn Bern etc. eingesessen seyen; auf letzterm Punct beharrte Graf Johann und gestand nachher privatim, er habe sich in solche Verpflichtungen mit den Bernern eingelassen, daß er — ohne eine schlechte Figur zu spielen — sich nicht von ihnen trennen könne. Nach diesem Concordat — über dessen Zustandekommen Max ausführlich berichtete, als er am 18. zum Essen kam — wurde die Classe der unbestimmten Mehren so vergrößert, daß sie mit 34 Stimmen den Sieg gewann (etliche und 20 waren nach des Grafen Formular ganz gleichlautend)."

Mit dieser Instruktion an die Deputierten zur Tagsatzung war die Verfassungsfrage also vorläufig bereinigt, noch unabgeklärt aber blieb die Frage des Anschlusses an die Schweiz. Wie stand es unterdessen um die Veltlinerangelegenheiten?

* *
*

Schon anfangs Januar hatte Vinzens aus Zürich berichtet, der kaiserliche Minister habe die Frage aufgeworfen, ob Veltlin nicht ein vierter Bund werden könne; wogegen ihm vorgeschlagen wurde, daß Cläven und St. Jacobsthal Bünden einverleibt, Veltlin aber ein eigener Canton würde. Mitte Jänner waren die unsichersten Gerüchte im Umlauf: erst kam Nachricht, in Cläven seien 6 Compagnien Franzosen eingerückt, im Veltlin seien

2000 Mann angesagt; dann hieß es dort seien gar keine Truppen; bald wieder, 500 Mann Franzosen hätten im Veltlin Verhaftungen vorgenommen. Graf Johann hatte in Basel die Alliirten auch über ihre Veltlinerabsichten sondiert: „Lord Aberdeen, welcher es billig fand uns Subsidien zu geben, hatte ihn an Castlereaph gewiesen; dieser hatte sich geäußert, er habe hier – in Basel – nicht Zeit, der Graf möchte ihm ins Hauptquartier folgen; doch sprach auch er davon, wir sollten den Veltlinern eine Repräsentanz geben." Graf Johann übernahm nun in der Februarsession auch in der Veltlinerfrage die Führung, und am 16. weiß Johann Ulrich hierüber zu berichten: „diesen Vormittag war die Besetzung des Veltlins deliberiert worden; den Anstoß gab eine Meldung von Puschlav, daß die italienischen Truppen sich an der Grenze verstärken. Der Obere Bund zeigte sich abgeneigt, Brättigäu hatte eher Sinn dafür; Bürgermeister Rudolf ist gegen die Expedition. Es wurde eine Commission ernannt (Graf Johann, Vinzens, Marchion, Bundslandamma Enderlin und Radig) ein Project zu machen. – Die vertraulichste Äußerung der Gesandten in Zürich über das Veltlin habe gelautet: wenn Mailand an Östreich komme, so könnten wir Veltlin leicht verlieren; allein jenes sey noch sehr ungewiß; auch die Gesandten sprachen davon, Veltlin mit Bünden zu vereinigen. – Nun sind einige für schnelle Besetzung, weil wir mehr das Zuvorkommen der Kaiserlichen als den Widerstand der schwachen und von Succurs entblößten Besatzung zu befürchten haben; andere finden einen solchen Zug mit nur 1000 Mann und ohne Kanonen sehr gewagt, wenn wir nicht wenigstens von der Schweiz Unterstützung haben." Solche Bedenken mußten gerechtfertigt erscheinen, als am 22. aus Puschlav gemeldet wurde, im Veltlin seien 600 Mann Infanterie und in Sonders 5 Kanonen, wozu noch 700 Mann Cavallerie angesagt; der Bundestag konnte sich denn auch zu keiner Tat aufraffen und endete am Nachmittage des 25. damit, daß vorläufig Baron Heinrich (mit 29 Stimmen) zum Commandierenden der eventuellen Expedition ernannt wurde.

Am 4. März kam Graf Johann zu Besuch; von der Veltlinerexpedition muß auch die Rede gewesen sein, denn bei dieser Gelegenheit stellt Johann Ulrich die Prognose: die Mehren werden dahin ausfallen, nicht ohne zugesicherte Hülfe der Alliirten auszuziehen; wiewohl es sich nun 14 Tage später tatsächlich erwies, „daß 40 oder 42 Stimmen der Gemeinden die Expedition bis auf Erklärung der Alliirten verschieben wollten, boten die Herren Häupter doch noch zwey Compagnien auf, weil Max diese Maßregel zur Besetzung Clävens anrieth." Über des Grafen Johann politische Ansichten bemerkt Johann Ulrich (eben bei Anlaß jenes Besuches): „in Hinsicht Bündens wäre er den bessern Einrichtungen nicht abgeneigt; er hat aber keine Kenntnis der alten und der neuen Verfassung".

Mittlerweile kehrten die Deputierten von Zürich zurück; am 19. März sind Oberst Sprecher, Bundslandamma Sprecher, der Schwager Vinzens und der Vetter Andreas im Bothmar zu Gast und haben manches zu berichten: „in Zürich war den Deputierten von Herrn v. Lebzeltern und andern erklärt worden, daß Bünden unwiderruflich Canton bleiben solle; die Minister benehmen sich ziemlich zurückhaltend, man glaubt sogar, sie haben auf verschiedene Fälle verschiedene Vollmachten in der Tasche; sie begehren, daß man die schweizerischen Truppen aus dem französischen Dienst zurückrufe und ein Contingent aufstelle zur Besetzung der Gränzen und derjenigen Länder, die mit der Schweiz vereinigt werden sollen."

Diese Zurückhaltung der Alliierten ist erklärlich; ein großes Ereignis stand nahe bevor: den Siegern in der gewaltigen Völkerschlacht des Oktobers sollte der Lorbeerkranz nicht versagt bleiben – am 31. März 1814 rückten die verbündeten Heere in Paris ein.

Welch frohe Osterbotschaft! Dieser siegreiche Vormarsch hatte für Joh. Ulrich auch noch ein persönliches Interesse, seine Gedanken begleiteten hier einen liebenswerten jungen Neffen, den ältesten Sohn seiner Schwester „im alten Gebäu". Joh. Ulrich Salis-Soglio – der spätere Sonderbundsgeneral – zog als forscher Reiteroffizier ins Feld; schon im November 1813 hatte er sich in der Schlacht bei Hanau hervorgetan und war mit dem Wladimirorden ausgezeichnet worden; jetzt meldete er den Seinen, unmittelbar vor dem Einzug in Paris, „daß er am 25. März im Treffen bei La Fère Champenoise einen Streifschuß am Backen erhalten, als sie ein Quarré chargierten." Und mit Stolz vermerkt der junge Oheim in Chur, die Allgemeine Zeitung erwähne dies im bayrischen Offizielbericht: „am 25. stießen S. K. Hoh. der Kronprinz von Württemberg auf die Corps von Mortier und Marmont, welche gänzlich gesprengt wurden. Bei einem der Cavallerieangriffe an diesem Tage wurde der Lieutenant v. Salis vom 3ten Chevauxlegers-Regiment Kronprinz verwundet..." – Als Erinnerung an jenes bayrische Regiment sind heute noch vier schmucke Uniformbildchen erhalten, von des Neffen Hand gezeichnet und gemalt; aber auch die Erinnerung an jene tiefe Streifwunde im Backenknochen ist noch lebendig, in welche die jungen Neffen des alternden Generals gelegentlich – als Zeichen besonderer Gunst und mit Andacht – einen ihrer zarten Knabenfinger legen durften.

*   *
*

Mit der Besetzung von Paris nahmen aber plötzlich die kleinen Schweizer- und Bündner-Angelegenheiten ein neues Gesicht an; die Verfassungs-

frage und die Veltlinerexpedition erschienen den Ministern nunmehr in einem ganz andern Lichte.

Johann Ulrich berichtet hierüber, wie schon anfangs April Herr von Lebzeltern in einer Note sich geäußert, „daß die Besetzung Veltlins für die Alliirten nun nicht mehr den Werth einer Diversion habe, den sie früher gehabt hätte. Bünden scheine sehr sicher gehen zu wollen; Veltlin gehöre unter die Länder, deren Schicksal nicht entschieden sey. Aber auf jeden Fall würden die Alliirten sich um Entschädigung wegen der Confisca verwenden."

Eindeutiger, und über das nunmehrige Vorgehen der Alliirten keinen Zweifel mehr zulassend, war eine Nachricht vom 2. Mai, „daß der östreichische General, der in Mailand eingerückt sey, Befehl habe das ganze Königreich Italien zu besetzen."

Die Bündner waren ratlos. Mitte Februar hatten sie noch geplant das ganze Veltlin zu besetzen; mitte März hatten die Gemeinden entschieden, erst eine Ermunterung seitens der hohen Alliirten abzuwarten, und die gleichfalls zaghaften Häupter hatten vorerst einmal ganze zwei Compagnien aufgeboten, um eventuell doch wenigstens die Grafschaft Cläven zu retten... als nun die Alliirten, statt die Bündner zur Expedition einzuladen es augenscheinlich vorzogen diese Länder, — „deren Schicksal nicht entschieden war", — vorläufig selber von Mailand aus zu besetzen, da faßten die bisher so vorsichtigen Häupter — wohl schon ahnend, daß der günstige Augenblick bereits verpaßt sei — den Entschluß zu handeln: außer den zwei an der Grenze liegenden Compagnien boten sie drei weitere auf, beschleunigten den Marsch ihrer schwachen Heeresmacht, und sandten gleichzeitig — offenbar um Zeit zu gewinnen — Bundspräsident Albertini nach Mailand.

Der „Kriegsbericht" in Johann Ulrichs Tagebuch ist sehr knapp, trotzdem sein Bruder Gubert, dessen Sohn Hans (genannt der Bothmar-Hans) und des Bruders Joh. Gaudenz Ältester an dieser Expedition beteiligt waren. Vom 4. bis 12. Mai lesen wir diesbezüglich in seinen Aufzeichnungen:

„den 4. verreiste Gubert als Oberstleutnant des aufgebotenen Bataillons nach Thusis und Hans als sein Adjutant, abends Joh. Ulrich, der als Unterlieutenant der Jäger-Compagnie nach Andeer zog. Die Compagnien Latour und Walser waren dem Mar untergeben und befanden sich schon geraume Zeit in Bergell und Puschlav; die Compagnien Casutt und Marchion gingen über Splügen und am 5. Mai folgten ihnen die Jäger Michel nach."

„den 8. Briefe von Gubert und Hans, daß sie am 5. in Cläven eingezogen.... den 10. Bericht, daß am 6. die Kaiserlichen, ein paar 1000 Mann, in Cläven eingerückt; von den Unsrigen blieb die halbe Compagnie Latour daselbst. — Die Tagsatzung hat sogleich einen Courier an General Bellegarde geschickt."

„den 12. Mai; der Zuzug ratificierte die von Max geschlossne Capitulation nicht"... mit dieser Feststellung schließt Johann Ulrich seine Bemerkungen zum letzten Clävnerzuge der Bündner[3]; dieser war kläglich im Sande verlaufen und die Kaiserlichen blieben nun einmal Herren in Veltlin, Cläven und Worms.

Wie mochte es die Bündner berühren, als am 12. Mai — nachdem schon alles verloren — das Zürcher Bataillon Holzhalb in den Vier Dörfern einrückte! „nebst einem andern war es bestimmt gewesen, um Veltlin etc. zu besetzen". Dieser verspätete Succurs erregte sogar das — vielleicht nicht ganz unbegründete — Mißtrauen des Volkes; „die Zizerser hatten, — so schreibt Johann Ulrich — in der Meinung die Schweizer Truppen seyen zur Execution gegen sie bestimmt, heftige Vorstellungen gemacht und auch das Brättigäu aufwiegeln wollen, aber kein Gehör gefunden; sie behaupteten durch ihren Deputierten — Herrn v. Blumenthal — daß der Wille unsers Volks sey, sich von der Schweiz zu trennen; und zur Besetzung Veltlins brauchten wir keine fremden Truppen"![4]

Am 12. Juni 1814 gab Bellegarde den Völkern der Lombardei, des Mantuanischen, Brescianischen und Bergamaskischen ihre Vereinigung mit dem östreichischen Kaiserstaate bekannt. Was nützte es die Bündner, wenn Kaiser Franz sich zu Schaffhausen Albertini gegenüber äußerte, er sei nicht Landesherr im Veltlin „und es sey ausgemacht, daß es zur Schweiz komme"? Und heuchlerisch fügte der Kaiser hinzu: die Bündner hätten sich mit den Veltlinern gerauft, die Veltliner sich gefürchtet und ihn gerufen, deswegen seyen seine Truppen gekommen; auch hätten die Bündner auf seine Truppen geschossen; jetzt rauften sich die Bündner untereinander. Was bedeutete es, wenn vor dem versammelten Zuzug eine Deputation von vier Wormsern erschien, mit der Bitte, daß man sie mit Bünden vereinige: „sie erinnern sich noch immer des ehemaligen dolce governo und wollen durch-

[3] Vergl. Bündnerisches Monatsblatt 1914.

[4] Dies Bataillon blieb nun auch merkwürdig lange — über einen Monat — im Lande; noch am 25. Juni erwähnt Joh. Ulrich seiner: „die Zürcher Truppen hatten sich wider ihre Offiziere aufgelehnt, als sie heute in die Casernen sollten; unter dem Landvolk in Schalfick haben sie viel revolutionäres aufgefaßt und meinen, sie seyen nur zum Schutze der Regierung hier".

aus nicht bei den Veltlinern seyn"? Auch im Veltlin gab es Anhänger Bündens, doch wurden diese rasch unschädlich gemacht: „die Östreicher haben den Grafen Paravicini, der Unterschriften für die Vereinigung mit Bünden sammelte, nach Mailand geführt."

Die Bündner selber, innerlich haltlos und noch immer ohne Verfassung, wußten sich wegen des Veltlins nicht zu einigen; noch anfangs Juli erzählt Johann Ulrich: „vor einigen Tagen, in einer evangelischen Session, zeigte sich Planta[5] noch sehr heftig für die Einverleibung Veltlins; er glaubte seine Gegner — wie er 1797 gethan — beschuldigen zu können; auch Sprecher[6] wäre, eher mit Beschränkungen, für dieselbe. Aber die große Mehrheit der reformierten Boten ist heftig dagegen." Und auch seitens führender schweizerischer Politiker hören wir Stimmen, die recht ablehnend sind: „Wie man es auch anstelle — schreibt Escher von der Linth — so ist die Vereinigung Veltlins mit der Schweiz, die in militärischer Hinsicht so wichtig ist, doch in politischer Hinsicht eine nie befriedigend zu lösende Aufgabe."

* * *

Wie konnte man denn an auswärtige Politik und an Eroberungen denken, solange der eigene Staatskörper noch vom Verfassungsfieber geschüttelt wurde? Der Clävnerzug scheint die Bündner dermaßen in Atem gehalten zu haben, daß sie weder für den im Mai geschlossenen Pariser-Frieden, noch für die eidgenössischen Angelegenheiten Zeit zum Nachdenken fanden. Schon am 6. April war die Tagsatzung in Zürich wieder zusammengetreten — die sogenannte „lange Tagsatzung" — und arbeitete mühselig an immer neuen Verfassungsentwürfen herum. Erst kurz vor deren Vertagung regen sich in Graubünden wieder Freunde und Gegner der Vereinigung mit der Schweiz.

„Am 30. Juni fieng der Bundstag an — notiert Joh. Ulrich im Tagebuch — die Katholiken, mit Ausnahme von Obersax und Misox, sind alle gegen die Föderal-Acte. Man solle den Grafen Johann an die Höfe senden um unsre alte Verfassung zu erhalten und die Erbeinigung[7] erneuern; den Bauern wird eingeflüstert, die Minister seyen gar nicht in Ansehung Bündens instruiert, deßwegen müsse man den Grafen persönlich senden. Das die Föderal-Acte verwerfende Formular, das in Rhäzüns, Ems, etc. herumgieng ist von — Herrn Vielis Hand geschrieben! Einige Mehren

[5] Gaudenz Planta.

[6] Jakob Ulrich Sprecher.

[7] Erbeinigung mit Österreich.

verwerfen die Allianz mit der Schweiz und nehmen doch Neufchatel an — so weit geht der Unsinn! Im Brättigäu wurde das Verwerfen dadurch gehindert, daß man vorstellte: es müsse doch mit Gründen belegt werden; als hierauf die Acte Punct vor Punct durchgangen wurde, ergab sich eine Zahl von Einwendungen, und das Übrige wurde genehmigt."

Während nun der souveräne Bundstag die mehr oder weniger gefälschten Mehren der freien Hochgerichte wog — und je nach Bedürfnis deutete oder einfach ausschaltete — schielte er ängstlich nach den fremden Ministern, deren Machtwort schließlich doch allein maßgebend sein mußte; dies zeigte sich bereits in der Sitzung vom 4. Juli, über welche wir im Tagebuch lesen: „Vom 30. Juni datiert waren zwei fulminante Schreiben der alliirten Minister angekommen; das eine erklärt, es solle kein Gedanke an Trennung Bündens von der Schweiz mehr sein. Unruhestifter, welche dergleichen Gerüchte herumtragen, soll man verhaften und züchtigen. Von Bündens Benehmen werde die Wiedervereinigung der Länder abhangen, die ihm zwar unrechtmäßig entrissen worden, die es aber durch eigene Kraft nie wieder erlangt hätte. — Im zweiten wird auf die Verbesserung der Constitution gedrungen und bemerkt, daß die Alliirten ihre Garantie nicht an eine Verfassung entheiligen werden, die nur den Volkstumulten und der Gesetzlosigkeit freies Spiel giebt.

Eben hatten der fromme Herr und der Friedensengel, samt Blasius,[8] die Motion gemacht, eine Untersuchung zu veranstalten: wer und warum man die schweizerischen Truppen habe kommen lassen, nebst Erklärung man wolle sie nicht mehr... als diese zwei Briefe vorgelesen wurden. Das Kleeblatt veränderte die Farbe gewaltig; der fromme Mann ergriff sogleich das Wort zur excusatio non petita und sämtlich waren sie froh, ihre Motion unterdrückend, daß erkannt wurde: man wolle alles seit dem 4. Januar vorgefallene unter Amnestie vergraben, hingegen auf künftige Ruhestörungen desto schärfer seyn. — Die Briefe sollen den Gemeinden, aber nur handschriftlich, mitgetheilt werden.

41 Stimmen nahmen die Bundesacte an."

Dieses schöne Ergebnis der Sitzung vom 4. Juli, die Annahme der Föderal-Acte mit einer zweidrittel Mehrheit, ist lediglich der „fulminanten" Wirkung jenes ersten Briefes der fremden Minister zuzuschreiben; dieser Blitz aus heiterm Himmel erleuchtete offenbar die Abgeordneten bei der Klassifikation der Mehren! — Getreu der im zweiten Briefe gegebenen Weisung widmete sich der Bundstag nun noch der Verbesserung der Constitution, wobei in letzter Stunde — am 12. Juli — das gesamte Corpus

[8] Wohl Purischer, Bürgermeister Rudolf Salis und La Tour?

catholicus mit der Erklärung abtrat, den Beratungen nicht mehr beiwohnen zu können; – es handelte sich um die Festsetzung des Stimmenverhältnisses der beiden Confessionen in den drei Bünden; – doch endete die Scission bereits am 16. mit einer die Katholiken stark begünstigenden Abmachung.

Die für zweieinhalb Wochen unterbrochene Tagsatzung sollte nun wieder zusammentreten: am 22. Juli verreisten der Schwager Vinzens, Sprecher und der jüngere Rüedi, als Deputierte zur Tagsatzung nach Zürich; am 24. folgten ihnen der Bruder Joh. Gaudenz, Castelberg und Friedrich Tscharner als Überbringer der Constitution. Nun ging ein großes Loben an: „die Gesandten rühmten unsern Canton, daß er sich so einverstanden (d. h. geeinigt) – Mousson hat den Vorschlag als einen klugen Mittelweg anerkannt, als welcher er auch beim Landammann und bei den Ministern Beifall gewann...“ usw. – Durch so viel Lob ermuntert durften die Vertreter des Bündnervolkes zuversichtlich wieder an die Arbeit gehen: „am 17. August begann die Standesversammlung ihre Sitzungen, um die neuen Einrichtungen zu vollenden; die vorgeschlagene Verfassung war, zu gleicher Zeit wie an die fremden Minister, auch an die Gemeinden – um Bemerkungen, nicht Mehren! – geschickt worden.“ Mit Eifer war man in Chur bestrebt, sich des in Zürich geernteten Lobes würdig zu erweisen und das Wohlwollen der hohen Minister nicht wieder zu verscherzen; denn diese fremden Herren standen im Vordergrunde der nationalen Bühne, und ihre Tätigkeit charakterisiert Bundslandamma Sprecher, bei seiner Rückkehr aus Zürich, folgendermaßen: (19. August) „Seit der englische Gesandte die Berner begünstigt und auch aus London die Berner Abgeordneten gute Hoffnung gemeldet und zur Beharrlichkeit ermahnt haben, ist das Verhältnis offenbar geändert. Der östreichische und französische Gesandte scheinen sehr freundschaftlich (beide Mächte, oder die eine von beiden, haben die desorganisierte Schweiz zur Disposition, sobald sie von den andern Mächten verlassen wird). Der russisische Gesandte giebt nur Ratschläge zur Vereinigung, ohne Nachdruck; er versichert, Kaiser Alexanders Rath sey der beste gewesen: daß die Schweiz 50000 Mann organisiere, andernfalls sie beim ersten Krieg das Theater desselben abgeben würde.“ Am Tage nach Sprechers Besuch ergänzt Albertini diese Schilderung dahin: „Rußland ist dafür, daß die Schweiz sich offensiv und defensiv mit dem Deutschen Reich verbünde um dem französischen Einfluß zu entgehen. Daher ist es, so wie England, der französischen Truppen-Werbung eher zu wider (d. h. abgeneigt). Würtemberg und Baiern dringen auch auf jenes Bündnis; die armen Schlucker möchten ein Vorwerk gegen Frankreich haben. – Aber was ist denn das Reich? – fragt nun Johann Ulrich; – eine Sammlung despotisierter Ländchen ohne

Haltpunkt fürs Ganze. Die mehr von außen eingepeitschte als von innen hervorgegangene Energie, dies Kind der Verzweiflung und nicht der Grundsätze, hat zwar augenblickliche Wärme gegen Frankreich (nachdem Rußland die Bahn gebrochen) — aber noch keine Verfassung, keine Reichsfreiheit hervorgebracht. Der Fürstenbund lebt nur in Johannes v. Müllers unsterblicher Schrift!" Und wieder einen Tag später (21. August) weiß Friedrich Tscharner zu erzählen: „Die Minister sowie der Landammann behandelten die Verfassungsfrage sehr oberflächlich; theils waren sie (wenigstens der englische) nicht einmal orientiert, theils so übertäubt von dem Constitutionsgewirre aus allen Ecken, daß sie sich herzlich erleichtert und uns lobenswerth fanden als es hieß, wir hätten uns verglichen. In Particular-Gespräche war nicht zu kommen; alles hätte demnach in den Conferenzen geschehen müssen, die noch sehr sparsam und kurz waren; eine neue Idee in diesen vorbringen wäre nur neuer Stoff zur Verwirrung gewesen."

Am 2. September verreiste der Schwager Vinzenz wieder nach Zürich zur Tagsatzung, wo endlich am 8. September 1814 „der neue Bund der Eydgenossen" geschlossen wurde, — „aber welch ein Bund!" meinte Escher v. d. Linth, während wohl die meisten Schweizer, und namentlich unsere Bündner, recht stolz auf die neue Verfassung waren — wurde diese doch selbst von den fremden Ministern gelobt!

Ja welch ein Bund! Gut genug nach außen — für die fremden Minister und für den Congreß in Wien; aber innen gährte es noch arg: „für einmal haben Schwyz und Nidwalden beschlossen unsern Bund nicht anzunehmen... im Tessin ist erbärmliche Unordnung... die Unruhen im Berneroberland waren eine unerwartete Erscheinung..." so klagt Escher seinem Bündner Freunde am 15. September. Im Oktober kam es weiterhin zu Unruhen im Kanton St. Gallen und im Bündner Oberland. Immer sehen wir Johann Ulrich in enger Fühlung mit den handelnden Persönlichkeiten; mit lebhaftem Interesse verfolgt er die Ereignisse: „im Tessin sind die Unruhen so stark, daß die Truppen sich retirieren mußten. Im Oberland wird bei den Katholiken eine Vereinigung mit Uri betrieben; wiewohl das Volk zum Theil vernünftig wäre, hat der Friedensengel, im Einverständnis mit den Pfaffen, den größern Einfluß" — so lesen wir im Tagebuch unterm 18. September, nach einem Besuche von Landrichter Caprez; und am 2. Oktober erzählt Vinzens v. Salis-Sils: „Das Mißvergnügen unserer Jägercompagnie im Canton Tessin (wo Vinzens als Commissär der Tagsatzung gewesen) rührte zum Theil daher, daß Oberst Sonnenberg sie 16 Stunden lang unter dem Gewehr ließ ohne ihnen anders als ein wenig Brandtwein und Brot geben zu lassen. Übrigens waren auch

mehrere schweizer Compagnien so gestimmt, daß sie beim geringsten Widerstand heimgezogen und lieber die Waffen gegen ihre eigene Regierung ergriffen hätten, namentlich die St. Galler. Vinzens hatte alles durch die Aufbrausungen des Obersten Sonnenberg verwildert angetroffen... In Ansehung der Schweiz waren die Gesinnungen im Tessin gut, und nur einzelne Particularen samt einer Gemeinde hatten geäußert, daß wenn die Verfassung nicht geändert werde, man um Einverleibung mit Mailand ansuchen wolle.

Als Vinzens kam wurde er vom Volk sehr freudig empfangen; seine Instruction lautete: die vorige Regierung und Verfassung, soweit möglich, wieder einzusetzen; er glaubte also umso eher dem Volk die Aussicht auf eine Möglichkeit von Modificationen lassen zu dürfen; damit wurde es beruhigt. Ohne sein Wissen publicierte der Rebellenchef Airoldi (ein brotlos gewordener Wachtmeister (?) der italienischen Garde, der sich wichtig zu machen suchte und dem das Volk blindlings gehorchte) eine Proclamation worin er sagt: der Zweck ihrer Bewaffnung sey jetzt erreicht. Die aristokratischen Tagsatzungsdeputierten, — besonders die welche sich in ihren Kantonen nicht sicher fühlen, — befürchteten, daß diese Nachgiebigkeit ihnen gefährlich werde. Die Luzerner machten den Anfang; wahrscheinlich hatte Sonnenberg, neidisch über das Lob welches Vinzens sich im Tessin erworben, diesen verläumdet; es wurde beantragt, alles was er gethan zu desavouiren. Der englische Gesandte, — der sich gar zu eifrig in die Geschäfte mengt und sich von einigen wie Rüttimann, Gasser und andern einflüstern läßt, — drang besonders darauf und wollte eine Note dieses Zwecks eingeben. Die Tagsatzung beauftragte nun die dermaligen Deputierten, Albertini und Hirzel, mit Wiedereinführung der Verfassung ohne Modificationen.

Es möchte die Frage seyn, ob das System der Tagsatzung: die bestehende Verfassung ohne alle Modificationen hartnäckig behaupten zu wollen, in einem Augenblick paßt, der das Volk zur Äußerung seiner Wünsche berechtigt und ihm das Unzulängliche der Zwangsmittel bei dermaliger Desorganisation vor Augen stellte.

Im St. Gallischen, wo die Regierung wegen ihres kostspieligen, fast bonapartischen Höhensinns verhaßt ist, hatten Escher und Zellweger die Unruhen beigelegt; aber im Sargansischen, das sich durchaus von St. Gallen trennen und wieder unter Glarus will, wurden sie letzten Sonntag, den 9. Oktober, beschimpft, Escher an der Brust gepackt usw. (Zu Anfang des Jahres hatten die Sarganserländer bei unsern heraufreisenden Deputierten, Vinzens und Sprecher, angefragt: ob man sie nicht, weil sie mit St. Gallen so sehr verworfen, als Bündner annehmen wolle? es wurde ihnen wenig

Aussicht gegeben). Der Aufstand im Sarganſiſchen war in Hoffnung auf Hülfe von Bünden unternommen; die dortigen Rebellen erwarteten 2000 Oberländer; Baron Heinrich machte nächtliche Reiſen von Balzers nach Zizers, Camichel ließ ſich auch wieder ſehen! Doch wurden (am 18. Oktober) Maßregeln gegen die Zuſammenrottungen der Katholiken im Obern Bund getroffen; die Standescommiſſion ſandte nach Zürich; auch ließ ſie, überall wo man Umtriebe bemerkte, zur Ruhe mahnen; die Stadt Chur ſuchte Anſtalten für innere Sicherheit zu treffen."

So gährte es noch allenthalben im ſchwachen Staatskörper der neuen Eidgenoſſenſchaft; noch am 14. November — nachdem ſich am 11. die bisher mit „Bundstag" bezeichnete Verſammlung als „Großer Rath" konſtituiert hatte — verbreiteten ſich tolle „Gerüchte daß Bünden öſtreichiſch werde"; ſo feſt gefügt war dieſer Bund!

*   *
*

Unterdeſſen hatte im September der impoſante Wienerkongreß begonnen. Die Verfaſſungskämpfe in der Schweiz waren ja nur im Hinblick auf dieſen Kongreß ſo leidenſchaftlich geführt worden; Graubünden mußte nun — nach dem Scheitern des Clävnerzuges, der die Alliierten vor ein fait accompli hätte ſtellen ſollen — neben ſeiner kantonalen Verfaſſung auch noch ſeine Stellungnahme in den Veltliner Angelegenheiten genauer umſchreiben, wobei vorerſt die folgenden prinzipiellen Fragen zu beantworten waren:

1. ſollen Veltlin, Cläven und Worms wieder an Graubünden kommen, eventuell nur die beiden letztern?
2. ſoll Veltlin in irgend einer andern Form wenigſtens an die Schweiz fallen, oder will man lieber ganz auf dieſes Land verzichten?
3. wer hat jene durch die bonapartiſche „Confisca" beraubten und ruinierten Particularen zu entſchädigen?

Mit allen dieſen drei Fragen hatte Johann Ulrich ſich eingehend beſchäftigt und ſeine diesbezüglichen Tagebuchaufzeichnungen werden immer leidenſchaftlicher, je hoffnungsloſer ſeines Schwagers Berichte aus Wien ſind; ſie mögen hier auszugsweiſe folgen.

25. Auguſt 1814. „Im Veltlin hat die Mehrheit der Gerichtsvorſteher beſchloſſen: dem Kaiſer für die Beſetzung zu danken, den Wunſch zu äußern öſtreichiſch zu bleiben, könne dies aber wegen höherer Staatsgründe nicht ſeyn, doch ſo lang beſetzt zu bleiben, bis das Confisca-Geſchäft erledigt iſt.

Eine andere Partei hatte 400 Unterschriften für Vereinigung mit der Schweiz zusammengebracht, dies wurde entdeckt und der hauptsächliche Beförderer nach Mailand beschieden, wo man ihm verbot wieder ins Veltlin zurückzukehren. — Das St. Jacobsthal überhaupt, und dann insbesondere die bündnerisch gesinnten Familien, werden mit starken Einquartierungen belegt (à la Turreau).

Aus allem erhellet, daß die veltlinischen Chefs mit denjenigen Mailändern einverstanden sind, die — in der Hoffnung dereinst ein lombardisches Reich zu gründen — die bisherigen italienischen Staaten beisammen behalten möchten.

Unterdessen hat der Verkauf der confiscierten Güter wieder angefangen (Vicar Planta berichtete dies der Standescommission als zuverlässig), ohne Zweifel damit man keine in Natura vindicieren könne und sich mit einem Spottgeld müsse abfinden lassen."

Den 1. September. „Die Standes Commission (4 aus jedem Bund und die Häupter) hatte — auf Verlangen des Landammann Reinhard — statistische Notizen von Veltlin eingesandt; Vicari Planta lieferte dazu das meiste; das Estimo datiert von 1531 und wird so berechnet, daß die Einheit — der Soldo — gleich dem Werth von 1 Brenta Wein oder 1 Star Froment oder 1½ Star Roggen gesetzt wird; so oft dann dieser Werth berechnet werden soll, nimmt man den Durchschnitt aus den 10 letzten Jahren.

In dieser Standes Commission wurden die verschiedenen Auswege, die mit Veltlin vorgeschlagen werden könnten, erörtert; so wurde vorgeschlagen, es als eine Rode — entweder ⅓ oder ¼ von Bünden — einzurichten.

Als von der Confisca die Rede war, erwähnte man auch in der Versammlung meines Aufsatzes; Herr Vicar Planta eilte sogleich ihn zu holen und vorzulesen; als er an die Stelle kam: „der französische Obergeneral fand sich durch den mündlichen Vortrag des Deputierten zur Vermittlung aufgerufen", bemerkte Planta: er müsse hier eine Einwendung machen, indem er nichts vorgebracht, als was ihm aufgetragen war. Eine andre Stelle, wo von denen „welche von der Confisca ausgenommen" die Rede ist, zog ihm Blicke der Anwesenden zu, die ihn — wie es schien — ein wenig beschämten. Er trug dann darauf an, daß der Aufsatz auf Kosten des Cantons gedruckt werde; eine Commission untersuchte ihn nachher und erkannte eben dies, französisch und deutsch, auch daß dem Verfasser gedankt werde. (Wegen jener ersten Stelle ließ ich durch Andreas Herrn Vicari Planta den Brief Bonapartes und seine eigne Relation mittheilen; diese

machte ihn stutzen, er suchte sich, mittelst des nachfolgenden Satzes, herauszuwinden und nahm gerne meinen Vorschlag an, die Worte „wie er sagt" einzuschalten.)

Worms hat wieder dringend um Befreiung vom Veltlin und Aufnahme zu Bünden geschrieben. In den Berathungen, wieviele Stimmen den etwa einzuverleibenden Grafschaften Cläven und Worms zu geben seyen, stimmten Planta und die Katholiken auf Gleichhaltung mit den übrigen; es wurde gut erachtet."

Die Frage der Vertretung dieser Täler wirkte auch schon bei den Besprechungen über die Verfassung Graubündens gelegentlich hemmend; so berichtet Johann Ulrich 14 Tage vorher: „gegen die Aufhebung der Bünde war vornehmlich Rofler, sowie die Mitglieder des X Grichte Bunds. Um nicht die Stimmen der kleinen Hochgerichte aufzuheben hatte Planta die Vermehrung der großen angerathen: es sey nämlich nicht mehr von einem Föderativ-Staat die Rede, in welchem jeder Theil gleiche Rechte habe; also müsse man die Repräsentanz – wonicht durchaus, so doch im Auffallendsten – ausgleichen. Vinzens wollte diesen Ausgleich verschoben wissen, bis er durch neuen Zuwachs nöthig würde." (Die Hochgerichte sollten nicht mehr, wie bisher, jedes eine gleichberechtigte Stimme haben, sondern annähernd nach der Bevölkerungszahl vertreten sein; die Grundlage der Verhältniswahl mußte natürlich ganz verschieden bestimmt werden, je nachdem es sich nur um die Vertretung der Hochgerichte in den drei Bünden handelte, oder auch noch die beiden Grafschaften in Betracht kamen, oder schließlich gar noch das Veltlin mit seiner zahlreichen Bevölkerung in die Wage fiel.)

Die endgültige Stellungnahme der Standeskommission ging dahin:

1° Vereinigung von Kläfen und Worms mit dem Kanton Graubünden und

2° Vereinigung Veltlins mit der Eidgenossenschaft als neuer Kanton.

Vom bündnerischen Standpunkte aus war dies wohl auch die einzig annehmbare Lösung.

Einstweilen wurden schon vor dem Wienerkongreß die fremden Minister sondiert: „Vinzens hat Lord Castlereaph auf dessen Durchreise in Schaffhausen aufgesucht, ist ihm von Sekretär Planta[9] vorgestellt und ¼ Stunde angehört worden, worauf der Lord sagte: j'examinerai l'affaire, vu qu'il vous a été fait un grand tort. – Capodistria hat sich geäußert: quant à la Valtelline c'est un intérêt particulier de l'Autriche – obgleich es

[9] Joseph Planta jun. 1787—1847.

uns versprochen sey." Und noch anfangs Oktober kommt Johann Ulrichs Bekannter aus Bormio, Silvestri, von Zürich zurück, „wo ihm Canning Unterstützung versprochen hatte, damit Worms zur Schweiz komme".

Unterdessen wurden auch die verschiedenen Abordnungen nach Wien bestellt: „die lombardischen Städte haben durch ihre Municipalräthe dem Feldmarschall Bellegarde zwei Ernennungslisten übergeben, woraus er Deputierte nach Wien erwählte. – Im Departement Adda versammelte man den vorigen Departementalrath, welcher – ohne Bellegardes Intervention – den Diego und Stampa nach Wien beorderte. – Die Tagsatzung erwählte den Landammann Reinhard, Wieland und Montenach. – Und am 5. Oktober verreiste Vinzens mit Daniel nach Wien."

Ende November und anfangs Dezember kommen die ersten ausführlichen Berichte aus Wien, wo vorerst die heikle Liquidation der Confisca zur Sprache kam: „Unsere beiden Deputierten haben bei einem Herrn Pirovani eine Zusammenkunft mit den beiden veltlinischen Deputierten, Guicciardi und Stampa gehabt, die über die Confisca mit ihnen sprachen und behaupteten: Bonaparte habe die Confisca verordnet, doch nicht schriftlich und habe sich auch nicht dazu bekannt, weil er nicht wußte ob das Directorium sie billigen würde. Er habe sie auch nur auf die Salis und ihre Anhänger beschränken wollen, aber Comeyras habe ihn von diesem Project abgebracht. Hätten die Bündner 1797 die Einverleibung der Rebellen mit Cisalpinien anerkannt, so wären die Güter zurückgegeben worden; jetzt könnten wir nur von Italien Ersatz begehren. Auch im Fall ihrer Incorporation mit der Schweiz würden sie den Abzug der kaiserlichen Truppen hindern, bis die Confiscationssache entschieden sey.

Diego soll gespottet haben: daß man Genua, welches frei seyn wolle, unterthan – und Veltlin, wiewohl es Unterthan zu seyn wünsche, frei machen wolle!

Kaiser Franz aber erklärte: er verlange nicht das Veltlin, aber diese Leute wollten durchaus unter ihm seyn. – Der König von Baiern versprach seinen Beistand und bemerkte: wir hätten an Guicciardi einen bösen Gegner. – Die Minister schließlich äußerten: es sey Grundsatz, der Schweiz ihre vorigen Gränzen wiederzugeben; aber das Veltlin müsse zu Bünden, denn man wolle nicht die Zahl der kleinen Cantone vermehren. – Die nicht verkauften Güter würden zurückkommen und wegen der übrigen von Entschädigung geredet werden; auch Wessenberg läßt eine Entschädigung der Confisca hoffen."

Zu Weihnachten kam von Wien Bericht, „daß Östreich in einer Note das Veltlin begehre, als Entschädigung für Frickthal und Anderes – man glaubt Constanz –, und weil Bünden es nicht einverleiben wolle". Und

am 11. Jänner 1815 berichtet Vinzens: „Östreich hat die neue Note der Provinzen, unter ihm zu stehen, unterstützt; und da dies Widerstand fand, hat es ihr Begehren beisammen zu bleiben befürwortet." Bereits am 15. scheint die Anschlußfrage völlig aussichtslos: „Canning hat Vinzens gesagt, die Veltliner Angelegenheit sey mit größern Gegenständen in Verbindung gebracht und man könne also hierin nicht so handeln wie man es sonst der Gerechtigkeit angemessen finden würde."

So geht also vorerst England auf Östreichs Wünsche ein; noch sind Frankreichs und Rußlands Pläne in dieser Angelegenheit unklar. Auf die russische Stellungnahme ist Laharpes Einfluß maßgebend; seiner jakobinischen Anschauungsweise getreu sucht er vorerst jede Entschädigung für die geraubten Güter zu hintertreiben, doch möchte er die drei Provinzen der Schweiz zuhalten: „das Begehren unseres Standes um Entschädigung wurde von ihm bei den russischen Behörden so ausgelegt, als wollten wir nur den Bernern den Weg zu ähnlichen Forderungen bahnen; auch meinen sie — die russischen Behörden — es sey eine östreichische Einflüsterung, um den Provinzen Anlaß zu geben, sich von der Schweiz zu trennen."

Da tritt Mitte Februar eine Mächtegruppierung in Erscheinung, welche auch auf die Veltlinerangelegenheiten von bestimmendem Einfluß wird: „eine Trippelallianz zwischen Östreich, England und Frankreich, wozu Rußland und Preußen ihr gutes Einverständnis versprochen haben sollen! Sobald dieses Verhältnis der drei Höfe festgesetzt war — berichtet Vinzens weiter in einem Briefe vom 18. Februar — begehrte Östreich das Veltlin für sich unter dem Vorwand, diese Völker verlangten es und sie lebten ganz von der Lombardei (284 Jahre lang von ihr getrennt!). Frankreichs Mitglied in der Commission — der Herzog von Dalberg — sagte unsern Deputierten: man werde dies nicht verweigern können, denn man müsse — wegen Rußlands Übergewicht — Östreich schonen; Rußlands Einfluß in der Schweiz — nur um Herrn Laharpe zu begünstigen — könne man nicht dulden. Hingegen werde Frankreich darauf dringen, daß uns Cläven und Worms erhalten und die Entschädigung wegen der Confisca von dem Congreß entschieden werde.

In einer Audienz von ½ Stunde Dauer bei Kaiser Franz setzten unsre Deputierten die Rechte des Cantons auseinander, worauf er nur mit jenen zwei kahlen Ausflüchten antwortete und hinzusetzte: wenn der Congreß ihm Veltlin schenken wolle, so begriffen sie wohl, daß man ein solches Geschenk nicht ausschlage. (In Schaffhausen — erinnert Johann Ulrich — wollte er nichts, als was ihm gehöre!) Wegen Cläven und Worms wisse er nichts und sie sollten deswegen mit Metternich reden; er selbst erstrebe nur

die Sicherheit seiner Gränzen. — Wenn Veltlin an ihn komme, würde es ihm lieb sein, daß wir die Confiscationssache nicht weiter vor dem Congreß betrieben; er wolle sie untersuchen und uns dann Gerechtigkeit widerfahren lassen — (wovon er eben die Probe gibt!) — sollte es auch auf den Ausspruch eines Tribunals — (vor den östreichischen bewahre uns Gott!) — oder einer Universität ankommen. Da unsere Deputierten etwas von Rhäzüns fallen ließen hieß es: das sey ein alter Besitz, gebe ihm etwas Einfluß und es sey gut behalten was man habe — (und andern nehmen was ihnen gehört)."

So sehen wir jetzt auch noch Frankreich — wenn auch nicht in bezug auf Cläven und Worms — ganz auf Östreichs Seite... und einigermaßen merkwürdig mag es erscheinen, daß nun die Bündner — als die Aussichten völlig trostlos waren — sich plötzlich gebärdeten, als hätten sie stets auch die Rückgabe des Veltlins erstrebt und erhofft!

Da störte plötzlich ein unerwartetes Ereignis die Verhandlungen: Bonapartes Landung in Antibes am 1. März.

Am 6. März nachmittags traf der Schwager Daniel in Chur ein, der mit Albertini und Toggenburg von Wien zurückgekommen war; am 23. abends kam auch Vinzens an. Die mündlichen Erzählungen der beiden Schwäger steigerten begreiflicherweise Johann Ulrichs leidenschaftliche Entrüstung ins Maßlose: „Die Schurkenpolitik Östreichs gegen die Schweiz — so drückt er sich im Tagebuch aus — war in ihrem ganzen Umfang sichtbar geworden! Kaiser Franz plauderte wie ein Papagei wörtlich nach, was am Tag vorher Diego gesagt. Metternich und Talleyrand, als Erzschurken, wären zur Theilung der Schweiz sehr bereit gewesen. Alexander blieb immer dabei, daß der Schweiz das gegebene Wort wegen Veltlins gehalten werde; Laharpes Einfluß war aber so stark bei ihm, daß England auch deswegen den russischen Einfluß aus der Schweiz zu verdrängen suchte. Preußen hätte, um Sachsen zu erhalten, in alle Pläne wider die Schweiz gewilligt.

Östreich hatte anfänglich eine Note eingegeben um die Unterthanenlande zu erhalten, aber auf die Vorstellung der andern Mächte: man habe der Schweiz ein Versprechen diesfalls gegeben, stand es davon ab. Erst nachdem die elende Jalousie gegen Rußland das englische und französische Interesse mit dem östreichischen vereinigt hatte, erschien eine zweite östreichische Note, vom 11. März, worin jene Länder verlangt wurden. Die französische Gesandtschaft wollte zuerst auf Cläven für uns beharren, aber der früher von Östreich aufgestellte Grundsatz der Untrennbarkeit dieser Länder drang durch.

Lord Wellington war eine der Hauptursachen dieses, für die Alliierten, die sich selbst zu Lügnern machen, so wenig ehrenvollen Ausgangs

der Sache. Als er ankam war es noch unentschieden; er fand aber, daß — militärisch genommen — das Veltlin, als ein wichtiger Eingang nach Italien, besser in den Händen einer starken Macht sey, die ihn vertheidigen könne; (also auf den Fall, wenn etwa Frankreich durch die Schweiz nach Italien dringen wollte? dem edeln Lord scheint also nur an der Sicherheit Italiens, nicht der Schweiz, gelegen gewesen zu seyn). Auch der englische Gesandte in Zürich sagt jedem der es hören will, daß Wellington wirklich eine Hauptursache der Wortbrüchigkeit des Congresses gewesen, indem er sich über seine schiefen militärischen Ansichten wegen Veltlins gar nicht belehren lassen wollte, obgleich Canning ihm die Karten und Gegengründe vorlegte. (Wellington war in Wien äußerst schmeichelhaft behandelt worden und wollte vermuthlich die Zeche auf Kosten anderer bezahlen).

Herr v. Schraut mißbilligte das Benehmen Östreichs in der Veltlinersache indem er versicherte, keinen Antheil an dieser „Sauerei" gehabt zu haben. Fürst Schwarzenberg soll auch gegen diesen Raub gewesen seyn, wodurch Östreich geringe Vortheile gewinne, aber einen schlechten Eindruck auf die Schweiz mache."

Einige Tage darauf ist Vinzens abermals beim Schwager und verursacht einen weitern Erguß grimmiger Polemik: „Man erfuhr, daß Östreich alle Unterthanenlande stiehlt, uns großmüthig Rhäzüns schenken will und wegen der Particularen (Confisca) Deputierte nach Mailand begehrt.

Mit den für Wiederherstellung des Rechts etc hochtönenden Proclamationen der Alliierten contrastiert sonderbar, daß sie erstens den Raub billigen (die Nationalgüter) und das heiligste Eigenthumsrecht mit Füßen treten; zweitens, daß sie sich in Hinsicht Bündens nicht geschämt, das napoleonische Räuberstückchen noch einmal — jedoch auf eine noch schändlichere Art — zu wiederholen; denn Napoleon hatte nicht (wie Östreich) einen Tractat[10] beschworen, der unsre Oberherrschaft sicherte; er hatte nicht (wie Kaiser Franz) erklärt: er verlange nichts was ihm nicht gehöre; auch hatte er nicht (wie die Alliierten) versprochen, die Integrität der Schweiz herzustellen. Seine Gewaltthat ist daher durch diejenige der Alliierten übertroffen worden, die sich nach so vielem Gewäsch von der Heiligkeit der Verträge soweit erniedrigten, ganz in seine Fußstapfen zu treten. — Sonderbar, daß die Wiederhersteller des Gleichgewichts nicht eher schwache Staaten stärken, sondern starke bis zur Übermacht vergrößern wollen."

---

[10] Die Erbeinigung

Etwas ruhigeren Sinnes macht Johann Ulrich auch schon sachliche Notizen über die Wiener Verhandlungen, so die folgenden:

„In dem Protocoll der schweizerischen Congressual-Commission in Wien findet sich — d. h. in dem Auszuge, den die schweizerische Gesandtschaft davon erhielt:

1. das Project Capo d'Istrias vom 20. Februar (?), Veltlin etc. als vierten Bund anzunehmen und die Forderung der Bündner, durch Erstattung des Vorhandenen und durch Verwandlung des Rests in eine Nationalschuld der Veltliner, zu begleichen;

2. das Protocoll woraus ersichtlich, daß schon am 5. März Östreich eine Einlage muß gemacht haben, die Provinzen zu stehlen; denn es macht sich verbindlich, mit Zuziehung einer Deputation des Congresses, den Bündner Particularen eine Entschädigung zu bestimmen. Frankreichs Deputierter erklärte hierauf, er sey nicht autorisiert eine veränderte Bestimmung betreffend Veltlin *in dieser Commission* definitiv zu billigen;

3. *am 13. März* trägt Lord Steward, namens des unpäßlichen östreichischen Gesandten vor: erstens, daß Veltlin etc den Mailändischen Staaten einverleibt werde; zweitens, Rhäzüns an Bünden komme; drittens, Östreich — mit Zuzug einer schweizerischen Deputation — den Particularen eine Entschädigung bestimme. — Preußen, England und Rußland treten dem Project bei.

Der *französische Gesandte* begehrt, nach eingeholter Instruction von Talleyrand, daß — (der Verabredung zwischen Metternich und Talleyrand gemäß) — diese Sache *nicht im schweizerischen Comitte* entschieden werde (wo man durch ein gegebenes Wort gebunden war), sondern in demjenigen, welches auch die Anstände wegen Hetrurien und Parma behandle (und über dessen Verhandlungen man der Schweiz nicht Rechenschaft schuldig war). Man sieht, daß Talleyrand — damit er nicht das der Schweiz gegebene Wort zu brechen scheine — diese Wendung mit seinem Spießgesellen Metternich verabredete."

Nach einer Unterhaltung mit Bundslandamma Sprecher sieht Johann Ulrich das entscheidende Moment darin, „daß in dem Augenblick wo dieser Gegenstand verhandelt wurde, Napoleon sich wieder auf dem festen Lande zeigte. England und die andern Mächte suchten daher Östreich fester an ihr Interesse gegen Napoleon zu knüpfen und gaben ihm auch diesen Diebstahl zu, da sie Pläne für den König von Rom fürchteten."

Wenden wir uns nun den unmittelbaren Folgen zu, welche Napoleons Landung für die Schweiz hatte, und sehen wir wie sich dieselben dem Auge des Bündners zeigten.

„den 11. April wurden die vier marschfertigen Compagnien beeidigt und zogen in die Schweiz; Daniel (Sohn) als Adjutant des Oberstleutenants Pestaluz.

Im Großen Rath, der die letzte Woche beendigt worden, hatte die napoleonische Partei vieles zu verwirren gewußt, damit Bünden nur zu Neutralitäts-Maßregeln stimme. Freilich mußte die gerechte Entrüstung über das infame wortbrüchige Betragen des Congresses gegen Bünden diese Stimmung sehr befördern!"

Nachdem am 20. Mai die drei eidgenössischen Herren Commissäre die berühmte „Convention" mit den Alliierten geschlossen hatten — d. h. ein Offensivbündnis gegen Bonaparte — berichtete am 1. Juni Escher v. d. Linth seinem Freunde, der Große Rath in Zürich habe diese Convention mit 109 Stimmen gegen 52 angenommen; Escher selber hatte sich der Ratifikation energisch widersetzt. Und als es in Graubünden zur Abstimmung kommen sollte, da eröffnete am 7. Juni Herr Vicari Planta den Großen Rath „mit einer ganz napoleonischen Rede" und wäre damit beinahe durchgedrungen: am 12. wurde die ominöse Convention, also die Aufgabe der Neutralität, mit nur 32 Stimmen angenommen. — „Canning und die übrigen Gesandten — schreibt Johann Ulrich nachdem er den Besuch von Bundspräsident Tscharner empfangen — dürften es übel nehmen, daß Bünden die Convention nicht schneller genehmigt und keinen Eifer für einen Krieg bewiesen, den doch nur die Alliierten verursacht, indem sie die Bewachung Bonapartes versäumt hatten; als wäre die zu Wien gegen Bünden begangene Infamie geeignet, ihm eine Dankbarkeit für die Alliierten aufzulegen!"

Nachdem im Juni die eigentliche Entscheidung bei Belle-Alliance bereits gefallen war, trafen am 25. Juli Berichte von der eidgenössischen Armee ein, über die „ersten Schlachten dieses Feldzugs", (15. und 18. Juli), den Escher von der Linth einen „zwecklosen Streifzug in Hochburgund" nennt. Ein etwas ironisches Sonntagsblättchen aus Joh. Ulrichs Tagebuch erzählt einige Tage zuvor, am 16.: „Abends war ein Gastmahl der Casinogesellschaft mit Beleuchtung (die der Wind ausblies) und Kanonendonner, dem bevorstehenden Frieden zu Ehren."

Und dann folgt im Tagebuch, als Gegenstück dieser kriegerischen und siegesstolzen Kundgebung, der Vermerk: „Bericht von dem Aufstand, der unter mehrern Bataillons der Brigade Schmiel ausgebrochen, als sie über die Gränze sollten; Aargauer, Appenzeller und St. Galler waren die Urheber; im Bataillon Toggenburg war auch Unordnung und 72 Mann desertierten. Die Folgen dieses schändlichen Auftritts können unermeßlich seyn,

denn nach solchen Beispielen kann die Miliz dem Ausland keine Gewähr mehr bieten, sondern es bekommt Vorwand die Schweiz, so oft sie verteidigt werden soll, zu besetzen; und ebensowenig können die Regierungen sich auf solche Truppen für die Handhabung im Innern verlassen."

Der Feldzug, welcher für die Verbündeten mit dem abermaligen Einzuge in Paris endete, brachte denn auch den Schweizern wenig Lorbeeren ein; wie im Jahr zuvor über die Heimkehr von Cläven, so berichtet Johann Ulrich nun über den schlichten Einzug der Heldensöhne: „den 7. September zog das Bataillon Pestaluz ein, das — ohne mindesten kriegerischen Auftritt — den Zug nach Frankreich bis Ornans[11] mitgemacht und dann auch 2 Compagnien nach Nidwalden detachiert hatte; es wurde, mit Bezeugung der Zufriedenheit über sein gutes Benehmen, feierlich in der Quader abgedankt. — Abends kam Daniel, der als Adjutant bei diesem Bataillon gewesen; seine Beschreibung von der unaussprechlichen Verwirrung, die im eidgenössischen Generalquartier (unter Finsler) geherrscht, und der fast in allen Brigaden bemerklichen Parteilichkeit für Cantone[12], gab keinen guten Begriff von dem, was eine eidgenössische Armee leisten würde." — Am 3. Oktober wurden schließlich auch noch die drei Compagnien des Bataillons Toggenburg abgedankt.

Zur richtigen Einschätzung von Johann Ulrichs Aufzeichnungen und Urteilen aus dieser widerspruchsvollen und zwiespältigen Zeit des Jahres 1815 ist es nicht gleichgültig, wenn wir bemerken, wie gerade in diesen Monaten zwei Besucher sich wieder häufiger bei ihm einstellen — neben Sprecher, Tscharner, Rosler u. A. — es sind dies nämlich: der hochkonservative Staatsmann Graf Johann Salis-Soglio einerseits, der liberale Professor Mirer — später Bischof von St. Gallen — andrerseits.

* * *

Der letzte Akt des Napoleonischen Weltkrieges war zu Ende; die hohen Alliierten frohlockten. Die neuerstandene Schweiz aber empfand gemischte Gefühle: selbst Napoleons Gegner hatten erprobt, wie manch ein guter Baustein aus der Mediations-Verfassung noch verwendbar war; und jedermann schmeckte den bittern Wermuth, welchen die hohen Alliierten in den Becher der Befreiung geträufelt hatten.

Graubünden war, nicht allein durch freien Willen sondern durch die Gewalt der Umstände, gerettet worden: fortan durfte es endgültig das Schicksal seiner natürlichen Verbündeten teilen.

---

[11] Ornans, arrondt. de Besançon, dépt. Doubs.

[12] „Kantönligeist."

Die Familie Salis stand wohl noch – vielleicht veralteter Pflichtauffassung getreu – mit fähigen Köpfen in der Politik auf ihrem Posten: Graf Johann von Bondo, Vinzens von Sils, Max in Chur, der Dichter Joh. Gandenz, u. A. m. Doch nun hieß es, alles aufbieten, um sich vom gewaltigen Verlust ihres Veltliner-Vermögens zu erholen; jetzt mußten alle diplomatischen, juristischen und historischen Kräfte eingesetzt werden im Millionenprozeß gegen Östreich um die Confisca! – Schon am 16. Oktober sehen wir Daniel aus dem alten Gebäu und Max nach Feldkirch fahren, um dort den spießbürgerlichen, kleinlichen und beschränkten Kaiser Franz zu treffen.... „er selbst erstatte nicht gerne, was er nicht bekommen habe." – Es begann ein zäher und langwieriger Kampf, der erst nach Jahren durch einen schließlichen Kompromiß beigelegt wurde.

Totenglocken.

Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in Seewis war Graf Johann Ulrich am 4. August 1815 nach Chur zurückgekehrt; er fühlte sich unpäßlich. Der Hausarzt, Dr. Rascher, stellte eine ungewöhnliche Erschlaffung fest und war äußerst besorgt da er eine innere Blutung befürchtete; doch war der Kranke geistig völlig frisch. Man ließ Dr. Amstein kommen, der eine Woche lang im Haus blieb und eine so rasche Besserung erzielte, daß der Patient schon nach acht Tagen das Bett wieder verlassen durfte. Der jüngste Sohn saß meistens am Krankenbett und las dem Vater vor, oder dann empfieng er die zahlreichen Besuche, die sich nach des Grafen Befinden erkundigen kamen.

Gegen Ende des Monats war bereits eine solch merkliche Besserung eingetreten, daß Vater und Sohn an sonnigen Nachmittagen im Wagen die reizvolle Churergegend genießen konnten. Welchen der beiden Gefährten, die seit über fünfzehn Jahren durch stetes Beisammensein sich fast unentbehrlich geworden waren, mögen diese Septembertage hoffnungsfreudiger gestimmt haben? Abendröte lag über der letzten Wegstunde der gemeinsamen Fahrt.

Am 24. Oktober wurde der 75jährige Vater abermals unpäßlich und hatte in der Nacht vom 25./26. anhaltendes Erbrechen. Wieder keimte einige Hoffnung als der Arzt ihm am 28. erlaubte ein wenig aufzustehen; doch in der Nacht des 3. Novembers steigerten sich die Schmerzen dermaßen, daß der Kranke am Samstag Abend, den 4. November, erschöpft dem erlösenden Tod in die Arme sank.

Die tägliche Gemeinschaft von Vater und Sohn war eine so ständige, daß die Lebensgeschichte des einen ohne eine biographische Skizze des andern unvollständig bliebe; ein zeitgenössischer Nachruf ist hier um so wertvoller, als er möglicherweise von des Sohnes Hand stammt.

Kurze biographische Nachrichten,
von dem am 4ten November 1815,
selig verstorbenen
Herrn Alt-Landshauptmann Joh. Ulrich von Salis-Seewis.

Herr Johann Ulrich von Salis-Seewis, der jüngste von drey Geschwistern, wurde den 25ten Dezember[1] 1740 zu Flims geboren. Seine Eltern waren Herr Joh. Gaudenz von Salis-Seewis, gewesener Bunds-Landamman der zehn Gerichte, und Frau Catharina von Clerig, von Chur. Der seit früher Jugend durch Fleiß und Anlagen sich auszeichnende Knabe, erhielt in dem väterlichen Haus sowohl zu Seewis als zu Flims unter verschiedenen Hauslehrern einen Unterricht, der zwar mehr auf Anfüllung des Gedächtnisses als auf Entwiklung der Begriffe gerichtet und nicht selten, nach damaliger Methode, mit körperlichen Zuchtmitteln durchwürzt war, Ihm jedoch frühzeitig eine mehr als gewöhnliche Geläufigkeit in der lateinischen und französischen Sprache nebst andern Kenntnissen beybrachte, und sein ohnehin glückliches Gedächtnis zu einer Stärke ausbildete, die sogar in den Jahren des Greisenalters noch Bewunderung erregte. Sehr bleibend und wohlthätig wirkte auf Ihn der Umgang mit seiner wahrhaft religiösen und äußerst liebevollen Mutter.

Im Jahre 1754 nahm Ihr Vater, Herr Major Joh. Ulrich von Clerig, den zärtlich geliebten Enkel zu sich nach Chur, und verschafte Ihm dadurch Gelegenheit, den Unterricht zu genießen, welchen der berühmte Lambert einigen ältern Zöglingen in dem Haus des Bundes-Präsidenten, Anton von Salis, ertheilte. Der lichtvolle Vortrag eines solchen Lehrers, der in allen Fächern den Verstand mehr als das Gedächtnis in Anspruch nahm, erleichterte dem neuen Schüler die Erlernung der philosophischen und mathematischen Wissenschaften. Zugleich halfen öftere Übungen in der Beredsamkeit nach römischen und französischen Mustern, dem frühern Versäumnis der Muttersprache nach, auf eine der Bildung eines künftigen republikanischen Staatsmannes sehr angemessene Weise.

---

[1] Im Tagebuch erwähnt der Sohn den 6. Oktober als Geburtstag seines Vaters, desgl. steht auf dem von Richter gemalten Porträt: 25. Sept./6. Okt. 1740.

Als jedoch im Jahr 1756 Lambert mit zweyen seiner Zöglinge eine deutsche Universität bezog, erfüllte Herr Johann Gaudenz von Salis den Wunsch seines Sohnes nicht, sie begleiten zu dürfen, sondern sandte Ihn im folgenden Jahr nach Lausanne, wo Er zwar Vorlesungen über Rechte, Philosophie und Geschichte anhörte, im Ganzen aber mehr Anlaß zu gesellschaftlicher als zu wissenschaftlicher Ausbildung fand. Sein der Freundschaft sehr geöffnetes Herz schloß hier mit mehrern jungen Schweizern aus den einflußreichsten Familien Verbindungen, die Ihm auch im höhern Alter noch theuer blieben.

Ein Aufenthalt von einigen Monaten in Paris bey seinem Bruder (1759 Jänner bis April) war freylich zur Befriedigung seiner stets regen Wißbegierde nicht hinreichend, erweiterte indessen seine Menschenkenntnisse und brachte Ihn mit manchen ausgezeichneten Männern in nähere Verhältnisse.

Die Rückkehr ins väterliche Haus, (1759 im May) endete seine Studienjahre, und Er vollzog 1760 am 1sten Februar die schon früher entworfene eheliche Verbindung mit Frl. Jacobea von Salis, Tochter, und nachhin einzige Erbin des Herrn Bundes-Landammann Gubert Abraham von Salis-Bothmar, in dessen Wohnung zu Malans der Neuvermählte nun die doppelt arbeitsvolle Laufbahn eines bündnerischen Güterbesitzers und Staatsmannes betrat. Was seine Thätigkeit und weise Umsicht in beyden Fächern leistete, würde die Gränzen einer kurzen Notiz überschreiten. Unterstützt von seiner Gattin, die mit vielen andern vorzüglichen Eigenschaften diejenigen einer eben so verständigen als arbeitssamen Hausmutter verband, gelang es Ihm eine in Bündten ungewöhnlich große und überdies sehr zerstreut liegende Gütermasse mit vieler, zum Theil erst durch Ihn gestifteter, Ordnung zu verwalten, wobey auf die Erziehung von sieben noch lebenden Kindern beträchtliche Summen verwendet wurden.

Als Staatsmann widmete Er zwar ämsig treue Vorsorge denjenigen Gemeinden, denen Er als Gemeinsmann anhörte, (1762 hatte Er sich zu Malans und 1764 zu Bergün als solchen angekauft,) wußte aber diese Pflicht mit der Beförderung dessen was dem Ganzen frommte, in Einklang zu bringen. Die Erbauung einer Chaussée von der deutschen Gränze bis Chur, und entworfene allgemeine Straßenverbesserung (1780) war z. B. eine der von Ihm vorzüglich betriebenen Angelegenheiten, bey welcher Er manche drohende Äußerung eines vorurtheilsvollen Volkssinnes nicht achtete.

Unabhängigkeit des Vaterlandes ward der Hauptzweck seines politischen Strebens, eine Ansicht welcher Er auch späterhin mitten unter den zwischen Extremen wechselnden Ereignissen und Meinungen der politischen Welt,

getreu blieb. Er war von Herzen einer freyen, doch nicht zügellosen Verfassung zugethan, wünschte daher derjenigen seines Vaterlandes festere Bande für die Handhabung gesetzlicher Ordnung, und hätte aus diesem Grund schon weit früher als sie durch die Zeitbegebenheiten wirklich herbeygeführt wurde, eine engere Verbindung mit den Kantonen der Schweiz gewünscht. Vielleicht durch zu scharf abwägende Klugheit nicht zum schnellen Ergreifen kräftig entscheidender Maaßregeln geneigt, fand Er es der innern Verhältnisse seines Vaterlandes vorzüglich angemessen, daß kein Unternehmen anders als nach bedächtlicher Erwägung aller Umstände und mit vorbereitender Verabredung der einwirken-könnenden Personen gewagt werde. Wirklich hatte sein an Hülfsmitteln reicher Geist, in der Kunst die jedesmalige Lage der Dinge zu beurtheilen, die Gemüther zu seinem Zwecke zu lenken und die Schwierigkeiten mit rastloser doch sanfter Hand hinwegzuräumen, eine seltene Stärke erlangt. Auf die Masse des Volkes wirkte die fließende Beredsamkeit seiner gehaltvollen öffentlichen Vorträge; und der Glaube an die Reinheit seiner Absichten, (in Populärstaaten so schwer zu begründen,) war doch im allgemeinen als die Frucht seiner Handlungen herrschend geworden.

Die von Ihm bekleideten öffentlichen Ämter waren, (ohne der oft wiederholten Ernennung zum Landammann des Gerichts Seewis und Richter von Malans zu gedenken,) 1761 die Landvogtey der Herrschaft Meyenfeld; 1766, 1782 und 1792 die Bundeslandammannschaft der Zehngerichte, und 1769 die Syndicatur in den Unterthanen-Landen. Die Stelle eines Landeshauptmanns derselben verwaltete Er von 1789 mit gleich viel Würde und Klugheit auf eine Art, daß Er, ohne den Herrschaftsrechten Bündens etwas zu vergeben, die schon damals von Ruhestörern bearbeiteten Unterthanen mit Güte in den Schranken des Gehorsams erhielt. — Nur widerstrebend unterzog Er sich im Jahre 1792 der durch eben diese Unruhen veranlaßten Bündnerischen Gesandtschaft nach Mailand, deren fruchtloses Resultat sein den Zusammenhang politischer Machinationen durchblickendes Auge vorausgesehen hatte.

Ermüdet von drey und dreyßigjährigen dem Staate treugeleisteten Diensten, glaubte Er im Jahr 1793 sich aller Ämter entledigen, und damit dem unmittelbaren Ankämpfen gegen die immer drohender aufsteigenden Stürme ausbeugen zu dürfen. Nachdem Er früher seine geliebten Geschwister, und im Dezember 1791 seine treue Gattin durch den Tod verloren hatte, zog er sich, nach der Verheirathung der mehrsten seiner Kinder, 1793, auf einen Landsitz bey Chur zurück, aus welchem Ihn im Spätjahr 1797 nur der Wunsch verdrängte, nicht neuerdings Augenzeuge der innern Zwistigkeiten in seinem Vaterlande werden zu müssen. Diesen und den darauf

folgenden Kriegsereignissen entging Er durch einen anfänglich bey Zürich, dann in Augsburg und Ludwigsburg gewählten Aufenthalt. Später bewog Ihn die, seinem Herzen äußerst schmerzliche, Deportation zweyer seiner Söhne und Schwiegersöhne nach Frankreich, den verwaiseten Familien im Sommer 1799 seine hülfreiche Gegenwart wieder zu schenken, und seitdem beharrte Er, ungeachtet des Wechsels kriegerischer Auftritte, im Vaterland, wies jedoch alle Zumuthungen zum Wiedereintreten in Staatsämter beharrlich ab.

Erst die von Ihm wesentlich beförderte Errichtung einer Kantonsschule in Bündten (1804) vermochte so vieles über Ihn, daß Er Mitglied des Schulrathes und Directoriums wurde; Stellen deren Obliegenheiten Er bis an seinen Tod mit unermüdlicher Hingebung erfüllte. Die Erfahrungen seiner politischen Laufbahn beseelten Ihn mit Wärme für ein Institut, von dem Er bessernde Einwirkung auf künftige Geschlechter hoffte. In diesem Sinn war Er schon seit frühern Jahren mehrern jungen Studierenden mit Beyträgen zu ihren Universitätskosten behülflich gewesen. Aus seiner Schulraths-Besoldung bildete Er einen Fond, dessen Zinsen, nach hinlänglichem Anwachs des Capitals, dereinst dürftigen Schülern zu gut kommen sollen.

Wie wohl Er in seinem öffentlichen Leben die Mißkennung und das Fehlschlagen der besten Absichten mehr als ein Mahl erfahren hatte, so tadelte Er es doch lebhaft, wenn junge Männer aus Mißmuth über mißlungene Geschäfte, oder gar aus Kaltsinn sich dem Dienst des Vaterlandes entzogen. Das Gute, (so glaubte Er), müsse immer wieder mit neuem Muthe gewagt und an seinem endlichen Gelingen nicht verzweifelt werden. Er selbst verweigerte sich keinem, dessen Zutrauen seinen Rath suchte, und so wurde Er noch als Greis vielen nützlich. — Heitere Lebhaftigkeit, theilnehmendes Wohlwollen und eine vollendete Kunst des Umgangs machten auch im hohen Alter seine Gesellschaft für Junge und Alte anziehend. Was Er seinen Kindern und zahlreichen Enkeln war, wird Ihre innigste Dankbarkeit Ihm nie vergelten können. An seinem Grabe flossen die Thränen der Armuth, als bereite Zeugen der verborgenen Wohltaten, die Er in reichem Maße ertheilte. Hierin folgte Er nicht nur dem natürlichen Zuge seines Herzens, sondern vorzüglich den Grundsätzen eines werkthätigen Christenthums, das Ihm, aus dem unverkünstelten Inhalt der heiligen Schriften geschöpft, schon von Jugend her über alles theuer war. In den letzten Jahren füllte es die Stunden seiner angelegensten Betrachtungen, und wie wenig Er dabey die unbefangene Prüfung vermied, bewies eine mit Eifer fortgesetzte Lecture der Kirchengeschichte, an deren Vollendung Ihn nur der Tod hinderte.

Diesen verursachte der auf den Magen zurückgetretene Gichtstoff, verbunden mit einer Rückwirkung unvollkommener Hämorrhoiden. In einigen

frühern Jahren, und noch im August 1815 hatte seine glückliche Constitution, die davon herrührenden heftigen Magenschmerzen kraftvoll überwunden; in der letzten Hälfte des Octobers fühlte Er sich sogar wie von jugendlicher Gesundheit neu belebt. Allein nach allmählig wieder eingetretener Unpäßlichkeit, stieg plötzlich in der Nacht des 3ten Novembers, der Magenschmerz auf eine solche Höhe, daß nach 2½ Stunden peinlicher Leiden, die Natur erlag. Der Morgen fand den Kranken schmerz- und kraftlos, der mit stündlich hinschwindender Lebenskraft, ohne allen Todeskampf, betend und bey völliger Besinnung, Abends zwischen 9 und 10 Uhr, das sanfte Ende seines wohlthätigen Lebens erreichte.

* *
*

Zum einsamen Joh. Ulrich zog, gleich nach des Vaters Tod, die Nichte Bäbele von Marschlins; sie kam am 9. November in den Bothmar auf dem Sand und blieb, auf den Tag genau vier Monate, bis zum 9. März 1816 beim Oheim. Noch im gleichen Monat November wurden in Baptist Tscharners Gegenwart des Vaters Schriften gesichtet; die eigentliche Teilung der Erbschaft aber erst im Sommer 1816 bereinigt; diese nahm Joh. Ulrichs Zeit reichlich in Anspruch: Mitte März werden die Silbergeräthe gewogen, acht Tage darauf das Seewiser Silber; Ende Mai kamen Frau Schwester Pestaluzzin und Frau Schwester Gubertin „wegen Theilung der Kleider", anfangs Juni teilen dieselben das Tischzeug, im August das Bettzeug und später noch das Bergüner Geschirr; endlich wird am 31. August das Zinn — nicht etwa geteilt — sondern verkauft.

Doch nach der großen Trauer um des Vaters Tod brachte das nämliche Jahr auch zwei freudige Familienereignisse: am 17. März wurde in Marschlins die Hochzeit der Nichte Bäbele mit Carl Pestaluz — einem Bruder der Ursina — gefeiert; und am 3. November in Malans die Hochzeit des Neffen Johann Ulrich aus dem Gebäu mit seiner Base Meta, der Tochter des Dichters; dieser hatte sich im Sommer von einer vierwöchigen, schweren Krankheit glücklich erholt.

Neben der Verwaltung der Erbmasse und den Geschäften der Erbteilung fand Joh. Ulrich auch wieder Muße seine historischen Forschungen und Pläne zu fördern. Schon am 4. Jänner 1816 versammelten sich bei ihm Bundspräsident v. Tscharner, Albertini, Professor Hold, Joh. Kaspar v. Orelli, Mirer und Dr. Raschär, „wegen der Geschichtsforschenden Vereinigung" — aber der Führer fiel, ehe noch sein Nachfolger von den übrigen Mitarbeitern als der würdige Erbe erkannt werden konnte! und die geplante Gründung dieser Gesellschaft sollte erst 1826 zustande

kommen. Am 25. Juni empfing er zwei junge Freunde, denen wir in einem früheren Kapitel bereits begegnet sind: Mohr und Decarisch, auf welche er große und — was Mohr anbetraf — wahrlich berechtigte Hoffnungen setzte: dieser sollte zu Ende führen, was er selbst begonnen.

Nach des Vaters Tode hatte Joh. Ulrich neue Pflichten sich aufgebürdet, die seine Zeit ebenfalls reichlich beanspruchten: die von ihm übernommenen Stellen in Schulrat und Directorium zwangen ihn, im März, April und Mai den Versammlungen und Conferenzen derselben beizuwohnen, desgleichen auch wieder nach den Ferien, anfangs Oktober und im November. Gegen Ende des Jahres schreibt er: „December 2. und folgende ließ ich mich ins Examen tragen und aß im Gebäu zu Mittag. . . .“ es ist dies die letzte Eintragung in seinem Tagebuch.

Mitte Dezember mußte er sich mit leichtem Fieber hinlegen; der Arzt schenkte dieser Unpäßlichkeit keine übertriebene Beachtung, man schrieb sie vielmehr einer Erkältung zu oder auch bloßer Übermüdung infolge der winterlichen Schulbesuche; nach einigen Tagen zeigte er auch wieder einige Eßlust und durfte das Bett verlassen. Nun aber traten allabendlich Fieberanfälle ein mit heftigem, die ganze Nacht anhaltendem Husten; statt erfrischt und ausgeruht fand ihn der Morgen jeweils matt und erschöpft. Während der Kranke keinerlei Besorgnis zeigte und vertrauensvoll eine baldige Besserung erwartete, waren seine Nächsten eher beängstigt, vollends gar als ihnen der Arzt seine Befürchtungen anvertraute; er vermutete ein Lungengeschwür, und der durch das schleichende Fieber geschwächte Körper ließ wenig Hoffnung, daß er dem zu erwartenden innern Erguß die nötige Widerstandskraft entgegensetzen werde.

Nach einer ausnahmsweise recht ruhig verlaufenen Nacht, fühlte sich Joh. Ulrich am Morgen des 15. Januars in der Lage eigenhändig einige Notanden über ökonomische Gegenstände in seinen Schreibkalender einzutragen; während der Unterhaltung mit seinem Bruder Johann Gaudenz mußte dieser, einem Wink des Kranken folgend, ihm aus Herders Terpsichore „Die sterbende Nachtigall“ vorlesen; die Brüder unterhielten sich über dieses Gedicht, wobei der ältere meinte, die Nachtigall habe als Symbol einer harmonisch gestimmten Seele ein höheres Interesse, als es das unscheinbare Singvögelchen biete, dessen Gesang zwar auch schon fähig sei unser Gemüt zu erheben....

Gegen 10 Uhr vormittags hatte Joh. Ulrich nochmals einen äußerst heftigen Hustenanfall, der seinen schwachen Körper dermaßen angriff, daß er noch um Mittag — als sich ein Gleiches wiederholte — kraft- und willenlos dalag; dann legte ein leiser Schlummer seine Schleier über den Er-

schöpften, dessen Seele sich endlich von dem schwachen Leibe leichten Fluges befreite.

„Wir wollen nicht klagen – schrieb der Bruder Johann Gaudenz einem Freunde – sondern die ewige Güte preisen, die seinem Geist – in einer gebrechlichen Hülle – die Kraft gab, sein Schicksal gelassen zu tragen und die – bey dem frühen Hinwelken seiner körperlichen Kräfte – seinen Geist stets höher und reiner bildete. Sein früher Tod darf uns nicht befremden, denn: NEC ULTIMUM TEMPUS EXSPECTANT, QUAE IN PRIMO MATUERERUNT."

Nachlaß.

Unmittelbar unter dem ergreifenden Eindruck des erlittenen Verlustes, in der noch ungewohnten Empfindung trostloser Leere im väterlichen Heim zu Chur, war es dem ältesten Sohne des Hauses Bedürfnis seines Bruders kurzes und hingebendes Leben für dessen zahlreiche Freunde in Wort und Schrift darzustellen. Doch die bürgerlichen Pflichten, welche ihm täglich in Form zahlreicher ernster Aufgaben oder auch kleinlicher Geschäfte aufgebürdet wurden, gestatteten ihm dies nicht leicht; und zudem war der Dichter Johann Gaudenz v. Salis kein Mann der Prosa – schon ein jeder Brief verursachte ihm mühsame Arbeit, Entwurf über Entwurf und unendliche Korrekturen. So gedieh denn diese kaum keimende Blüte brüderlicher Verehrung nicht weiter als zu einer Folioseite über die Jugendjahre des Verstorbenen und auf der folgenden Seite noch zu einer mageren schematischen Übersicht in Stichworten; daneben sind noch auf drei losen Quartblättern einige weitere – meist sich wiederholende – Notizen gesammelt, welche jedoch nirgends weiter führen als bis zur Marburger Studentenzeit; beigelegt sind ferner die „Auszüge aus Kirchhofers Correspondenz mit J. U. von Salis"; wenig sorgfältig geschrieben und kaum leserlich, suchen sie religiöse Überzeugungen, politische Ansichten und dergleichen persönliche Noten festzuhalten.

Kirchhofer, der treue und intime Jugendfreund Johann Ulrichs, ist auch die Quelle, an die sich der Schwager Carl Ulysses von Marschlins wandte, um über die Studienjahre ausführlichere Nachricht zu erhalten; denn auch er beabsichtigte eine Biographie zu verfassen. Im Mai 1817 antwortet ihm Kirchhofer: „Ihr Entschluß dem Vollendeten, der Ihnen soviel war, ein Denkmal zu stiften wird alle die ihn kannten zur wahren Dankbarkeit verpflichten. Herr Professor Müller hat mir seine Briefe an ihn und seinen Bruder versprochen; auch meine Briefe, von denen leider die

früheren auf einem meiner Auszüge verlohren gegangen sind, stehen Ihnen zu Diensten." Dann folgen liebevoll aufgefrischte Erinnerungen aus Marburg, und der weitläufige Brief schließt mit dem Wunsche, Salis-Marschlins möge die Muße finden, sein Vorhaben auszuführen. Aber auch in Marschlins hinderten aufreibende Amtspflichten und häusliche Sorge den Spuren des Frühverstorbenen nachzugehen und dem im Herzen noch so lebendigen Bilde Gestalt und Farbe zu geben; und zudem pochte der Tod auch hier schon unerbittlich an das Tor, und Carl Ulysses folgte bereits im Januar 1818 dem Schwager in ein besseres Jenseits. Noch im Herbst 1817 hatte Joh. Kaspar von Orelli die Sichtung des literarischen Nachlasses Johann Ulrichs v. Salis übernommen; sein vom 1. August datiertes „Verzeichnis" ordnet denselben in sechs Kategorien, nämlich:

A. Auszüge aus gedruckten Werken	(10 Hauptnummern)
B. Auszüge aus handschriftlichen Werken	(7 ")
C. Abschriften und Auszüge von Urkunden, Protokollen und Abschieden	(9 ")
D. Eigene Arbeiten und Entwürfe des Herrn Johann Ulrich von Salis-Seewis	(14 ")
E. Papiere welche für den Neuen Bündnerischen Sammler bereits benutzt wurden, oder bei dessen vorgehabter Fortsetzung benutzt werden sollten.	(21 ")
F. Historische Manuskripte von fremder Hand	(18 ")

Dann folgt ein Anhang: „Aufsätze des H. Joh. Ulrich von Salis-Seewis im N. Bündnerischen Sammler" (12 Stück).

Dieses Verzeichnis dürfte ziemlich vollständig sein; innerhalb der einzelnen Kategorien — namentlich bei den „eignen Arbeiten" — sind die Hauptnummern aber rein zufällig geordnet, weder nach Inhalt noch nach Entstehungszeit; es stellt lediglich eine erste Inventarisierung des Nachlasses dar und umfaßt 16 geheftete Folioseiten.

Zwei Jahre später befaßte sich, als Orellis Mitarbeiter, auch noch Professor Lucius Hold, der hervorragende Rektor der Kantonsschule, mit dem Nachlasse und dessen Veröffentlichung; „Chur, 1. August 1819" datiert er seinen „Vorschlag zur Ausgabe der hinterlassenen Schriften Johann Ulrichs von Salis-Seewis", den er an Herrn Professor v. Orelli, im Hause, adressierte. Mit H bezeichnete er darin jene Arbeiten, deren Herausgabe er sich selber vorbehielt, mit O die weniger zahlreichen, welche Orelli übernehmen sollte. Hold sah die Einteilung in drei Bändchen vor, ein jedes 20 Bogen stark, das erste mit „Notizen vom Leben des Verfassers" eröffnet,

die Hold selber zu bearbeiten gedachte; seinen Vorschlag schließt er mit folgenden allgemeinen Bemerkungen über den Plan:

„Nöthige Vorerinnerungen der Herausgeber schicken sich vielleicht am besten vor jede einzelne Salissche Arbeit, sofern sie dieselbe unmittelbar betreffen, mit Unterschrift desjenigen Herausgebers, welcher ein Stück bearbeitete oder revidiert und Vorerinnerung nöthig gefunden hat.

Orthographie, dächte ich, sollte durchwegs die Salissche beibehalten werden. Sprachmengerei könnte in Schriften, die umzuarbeiten sind, vermieden werden; aber es dürfte darauf zu achten sein, daß Salissche Ausdrücke und Wendungen möglichst blieben. Berichtigungen wären, meine ich, allerdings beizufügen, aber in Noten unter des Herausgebers Namen; freilich: Citate unter den Text, Noten aber hinter dem Texte.

Erst wenn das Material zum Drucke fertig, wäre mit Otto oder einem andern Buchhändler über Druck und Verlag einzutreten. Die Serie der für jedes Bändchen bestimmten Arbeiten kann vor dem Drucke beliebig geändert werden.

Was allenfalls den Herausgebern für ihre Mühe zu Theil würde, sollte der Kantonsschulbibliothek zufließen."

Aber von diesen beiden Herausgebern folgte der eine, Orelli, noch im selben Jahre 1819 einem Rufe als Professor der Eloquenz und Hermeneutik nach Zürich; Hold aber — von seinem Schulamt ohnehin reichlich in Anspruch genommen — war kaum in der Lage ganz allein diese mühevolle Herausgeberarbeit zu leisten, umsoweniger, als er wohl noch nicht wie Orelli einen so gründlichen Einblick in den Nachlaß gewonnen hatte.

So hatte es denn den Anschein, als müßte der reiche Nachlaß allmählig der Vergessenheit anheimfallen; er wäre auch vermutlich in irgendeinem Archivkasten vermodert, hätte nicht die Gründung der Bündnerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft am 21. Mai 1826 das Andenken an den zu früh verstorbenen Forscher neu belebt — denn es ist wohl kein Zufall, daß in eben diesem Jahre endlich ein bescheidenes Doppelbändchen im Druck erschien:

„Johann Ulrich von Salis hinterlassene Schriften. Chur, bei Andreas Traugott Otto. 1826". (Dies das Titelblatt der Zweiten Abteilung) — ca 242 Seiten.

Die „Erste Abtheilung" enthält auf 114 Seiten (das Exemplar der Kantonsbibliothek ist defekt) eine Übersicht der Geschichte Graubündens bis 1471; es ist dies nur eine skizzenhafte Vorarbeit. Die 43 Seiten, auf welchen die ersten drei Zeiträume (bis 1390) rein schematisch rekapituliert werden, sind eigentlich nicht viel mehr als eine Inhaltsangabe

der Geschichte Rhätiens";[1] der vierte Zeitraum ist dann etwas weitläufiger skizziert; dann folgen noch „Beigaben". — Die „Zweite Abtheilung" enthält auf 128 Seiten drei Monographien: vorerst die „Nachrichten über das Geschlecht derer von Vatz",[2] dann als „Kleine historische Aufsätze" (aus dem Neuen Sammler Bd. VI u. VII):

I. Einiges über die Geschichte der Herrschaft Hohentrins,

II. Notizen über die Geschichte der Gemeinde Flims und der Herrschaft Belmont; beide mit Anmerkungen usw.

Vielleicht ist diese erste Ausgabe noch der Initiative von Rektor Hold zu danken, wenn auch darin von seinem ersten Vorschlag kaum der dritte Teil zur Ausführung gelangte.

Als acht Jahre später eine Neuausgabe erwogen wurde, da war der Drucksatz von der ersten noch intakt erhalten, sodaß nun 1834 — dem Todesjahr des Bruders Joh. Gaudenz — diese zweite Auflage einfach als Neudruck erscheinen konnte; nur die beiden Titelblätter wurden leicht verändert:

„Hinterlassene Schriften von Johann Ulrich von Salis-Seewis.

Chur, 1834. Verlag der S. Kellenberger'schen Buchhandlung."

Auf die „Beigaben" ab S. 93 im ersten Bändchen und die „Anmerkungen" ab S. 126 im zweiten wurde diesmal verzichtet; hingegen ist bei dieser zweiten Auflage eine kurze biographische Notiz möglicherweise erst neu hinzugekommen: sie findet sich in einzelnen Exemplaren, während sie in anderen fehlt (die Kantonsbibliothek besitzt von beiden Ausgaben nur defekte Exemplare).

Ein Vierteljahrhundert später — im nämlichen Jahre wie die Denkwürdigkeiten des Marschalls Ulysses v. Salis-Marschlins — erschien eine dritte erweiterte Ausgabe, die sich in der Anlage vollständig an die beiden ersten anlehnt:

„Gesammelte Schriften von J. U. v. Salis-Seewis.

Durch Einschaltung jüngst vorgefundener Ergänzungen und Zusäze des Verfassers, vermehrt und verbessert herausgegeben von Conradin v. Mohr. Chur. Druck von J. Ant. Pradella. 1858." (386 Seiten).

In einem knappen „Vorwort des Herausgebers" erwähnt dieser nur die Ausgabe von 1834, dann sagt er: „Schon Röder und Tscharner bemerken (Kanton Graubünden S. 8, St. Gallen Huber u. Comp. 1838), daß

---

[1] Mscr. Op. 4: erster Zeitraum allein schon 53 Folioseiten — in obiger Übersicht hingegen 11 Oktavdruckseiten.

[2] Eine Neuauflage des Beitrages für den Schweizerischen Geschichtsforscher Bd. I 1813, mit Anmerkungen, Beilagen usw. im Ganzen 82 Seiten.

1825 nur der eine Theil erschien;" — so selten und meist uneingebunden scheinen bereits nach wenigen Jahren die beiden Bändchen gewesen zu sein.

Dann folgen „Biographische Notizen" — drei Druckseiten — die aber heute ebenfalls in den meisten Exemplaren fehlen.

Was nun die neu eingeschalteten Ergänzungen und Zusätze anbelangt, so ist vorerst die „Übersicht" von 1420 an mit immer umfangreicher werdenden Fußnoten belastet — es sind dies unverarbeitete Bausteine, die der Forscher gesammelt und vorläufig nur bereitgestellt hatte; dann veröffentlicht Mohr auf 40 Seiten auch noch „Erläuterungen und Citate"; und schließlich — als wertvollsten Beitrag zur Ersten Abtheilung — eine der frühesten Arbeiten: „Römische Züge gegen Rhätien." (Dieser Haupttitel ist dünn gedruckt; statt Rhätien steht zudem Italien) — auch hier wieder Anmerkungen: „Über die Quellen zur Geschichte des rhätischen Kriegs" und „Verschiedene Bemerkungen über den rhätischen Krieg"; leider ist hievon dies und jenes in den Erläuterungen und Citaten schon vorweggenommen, so namentlich — wie es z. T. schon die Untertitel zeigen — in: „Quellen über den rhätischen Krieg", „Vermuthungen zu näherer Bestimmung dieses Feldzugs", „Rhätiens Eroberung durch die Römer. Quellen." — Mohr war sich scheinbar dieser etwas ungeschickten Anordnung bewußt, meinte aber, diese kleinen Mängel seiner Ausgabe seien nur äußerlich; doch dürfte der Leser diese unkritische und ungesichtete Auswahl schon strenger beurteilen.

Die Zweite Abtheilung — „Kleinere historische Aufsätze" — wird nunmehr eröffnet mit der bis anhin noch ungedruckten Abhandlung „Über die streifenden Völker, welche vom siebenten bis zehnten Jahrhundert Rhätien verwüsteten"; dann folgen die drei Arbeiten aus den früheren Auflagen und schließlich die Aufsätze V. bis X. sämtliche aus dem Neuen Sammler abgedruckt: Landstraßen — Juliersäulen — Bergamasker Schafhirten — Münzen — Höhenmessungen — Dr. Johann Georg Am Stein.

Ein Orts- und Namensverzeichnis leistet wertvolle Dienste, umso auffallender ist das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses, das vielleicht nur verloren gegangen ist.

Trotz mancher Mängel hat diese letzte Ausgabe von 1858 ihren besonderen Wert, indem sie doch im ganzen zwölf voneinander unabhängige Arbeiten bringt, wodurch ihr der Charakter eines recht reichhaltigen „Sammelbandes" zukommt, der immerhin ein gewisses Bild von der schriftstellerischen Tätigkeit des bündnerischen Geschichtsforschers Johann Ulrich v. Salis-Seewis bietet.

Beilage Nr. I.

„Collectaneen."

Auszüge aus gedruckten Werken zur frühesten Geschichte Rhätiens.

I. Scriptores Antiquitatis.

Wyß:		Tagebuch:	Orelli:
	Polybius (210 bis 127 v. Ch.)	Mai 1810	
S. 7.	Strabo (63 bis 29 v. Ch.) griechischer Geograph in Rom	April 10.	A 1 a)
S. 7, 189	Pomponius Mela (1. Jahrhdt. n. Ch.) röm. Geogr. aus Spanien		A 1 b)
	Anonimus Ravennatis, Geograph vom Ende des 1. Jahrhdt.		A 1 b)
S. 7	Livius* (59 v. bis 17. n. Ch.), daneben: Sallust (87	*1803 07	A 1 b)
	bis ca. 35 v. Ch.), Virgil (70 bis 19 v. Ch.), Horaz		A 1 b)
	(65 bis 8 v. Ch.), Dionysius Halicarnassus (31		A 1 a)
	v. Ch.), Vellejus* (30 n. Ch.), Tacitus (55 bis	*April 10	A 1 b)
	ca. 117 n. Ch.), Plinius (63 bis ca. 114 n. Ch.)		A 1 b)
S. 7	Sueton (70 bis 150) und die Scriptores historiae		A 1 b)
	Augustae (117 bis 284): Spartian, Pollio, Vopiscus, Lampridius, Capitolin.	Mai 09	
	Appian, aus Alexandrien, ein Zeitgenosse Suetons		A 1 a)
S. 7	Dio Cassius (156 bis 235)		
	Herodian (170 bis 240)		A 1 a)
S. 7	Ptolemaeos (um 130), Geograph		
S. 7	Itineraria Antonini und die Tabula Peutingeriane (um 230)		A 6 c)
S. 10	Ammianus Marcellinus (ca. 330 bis 400) aus Antiochia	Mai 09	
S. 11	Panegyrici veteres Latini (3./4. Jahrht)	}	A 1 b)
S. 19	Gregorius Turonicus (ca. 540 bis 594), Bischof von Tours, „Historiae Francorum libri X"	} April 09	
S. 20	Cassiodor (ca. 480 bis 1570/75), Ostgothe	}	A 1 b)
S. 21	Jordanis (551), in Anlehnung an Cassiodor	}	
S. 21	Prokopios (6. Jahrht.), byzant. Geschichtsschreiber aus Caesarea	}	
S. 21	Agathias (ca. 536 bis 582), in Alexandrien und Byzanz, anschließend an Prokop.	} Juli 09	A 1 a)
	Paulus Diakonus (ca. 720 bis nach 787), der einzige namhafte langobardische Historiker	}	

II. Scriptores rerum italicarum.

Wyß:		Tagebuch:	Orelli:
	Laeto, Julius Pomponius (1425 bis 1498)	Mai 1809	
	Muratori, Lodovico Antonio (1672 bis 1750)	Juli, Aug. 09 Apr., Mai 10	A 2 a) b)
S. 174	Corio, Bernardino (1459 bis ....): „Storia di Milano" (1503)		A 4 a)
S. 174	Jovio Commensis (Benedetto Giovio, Bruder des 1483 zu Como geb. und 1552 gest. Geschichtsschreibers Paolo Giovio): „Historia Patriae"		A 4 b)
	Tatti: „Annali Sacri di Como", 1663 und 1734 (siehe auch Quellen V. C. 3)		A 4 c)
	Maffei: „Verona illustrata"		A 2 c)

III. Scriptores rerum alemannicarum, suevicarum etc.

S. 208	Urstisius (Christian Wursteisen, 1544 bis 1588): „Germaniae historicorum Tom. I & II" (1585): darin namentlich:		
S. 51	Hermannus Contractus von Reichenau (1013—54),	Aug. 1809	A 3 b)
S. 55	Bertholdi Constantiensis: „Chronici Herimanni continuatio" (gest. 1088)		
S. 243/44	Goldast, Melchior gen. von Haimisfeld (1578 bis 1635): „Rerum Alamannicarum scriptores" (s. auch Quellen I)		A 3 a)
S. 298	Gerbert, Martin, Fürstabt von St. Blasien O. S. B. (1720 bis 1793): „De Rudolpho Suevico" (s. auch Quellen V. B. 10)		A 3 c)
S. 299	Neugart, Trudbert in St. Blasien (1742 bis 1825): „Codex diplomaticus Alemanniae etc." (s. auch Quellen I)		
	Pfister: „Geschichte von Schwaben"	Mai 1810	A 8 a)
	Roschmann: „Geschichte von Tirol" (s. auch Quellen V. B. 2)		A 8 d)
	v. Hormayr: „Geschichte Tirols" u. A. (s. auch Quellen V. B. 3 bis 6)	Apr., Mai 10	A 8 e)

Diejenigen gedruckten oder handschriftlichen Werke, welche Joh. Ulrich v. Salis im Hinblick auf die weitere Ausarbeitung seiner Geschichte Rhätiens exzerpierte, sind größtenteils in der folgenden Beilage erwähnt und zum Teil auch von ihm selber kritisch beleuchtet.

Beilage Nr. II.

Quellen

aus welchen das Urkunden-Verzeichnis bis 1500 geschöpft ist.

I. Allgemeine diplomatische Werke.

Dumont Corps universel diplomatique du droit des gens.

Die bündnerischen Urkunden dieses Werks sind nicht immer aus guten Quellen geschöpft und Mangel an diplomatischer Kritik herrscht im Ganzen. Der Verfasser benuzte die Graubündn. Deduction und andere Druckschriften. Manuscripte scheinen ihm vorzüglich aus Mailand und Berlin zugekommen zu seyn.

Goldast Rerum Alamanicarum Scriptores etc.[1] 3 T. besonders im 2. T. die Centuria chartarum. (Das Werk erlebte verschiedene Auflagen.)

Durch Neugarts Cod. dipl. ist zwar ein großer Theil dieser Urkunden überflüssig geworden; doch fanden in jenem gerade die rhätischen Urkunden nicht alle eine Aufnahme. Goldasts Berechnung der Jahre ist nicht immer richtig.

Trutp. Neugart Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae transjuranae etc. San Blas. T I 1791, T II 1795.[1]

Eine durch Correctheit, gründliche Kritik und sehr belehrende Anmerkungen ausgezeichnete Sammlung.

II. Handschriftliche bündnerische Urkunden-Sammlungen von größerm Umfang.

a) Diejenige der Erben des Hrn. Prsdt. Peter v. Salis in Chur, im alten Gebäud. Ich bezeichne sie mit A, sie hat 21 Theile f°.

b) Diejenige zu Marschlins, welche Hr. Minister U. v. Salis angefangen und sein Sohn C. U. fortgesezt hat.
Ich habe diese beiden Sammlungen bei weitem noch nicht ganz durchgegangen, und da die darüber vorhandenen Verzeichnisse gar nicht genau sind, sondern die oft fehlerhaften Überschriften der Urkunden beibehalten haben, so konnte dies manchen Fehler veranlassen.

c) Die sogenannte Scandolerische Sammlung, welche gleichsam die Grundlage aller bündnerischen Collectaneen dieser Art ausmacht. Sie rührt von dem sehr achtungswürdigen Dr. Joh. de Scandolera (lebte um die Mitte des 17. Jhdts.) her und ist durch sehr viele Abschriften vervielfältigt, wobei aber, nach Willkühr des jedesmaligen Verfertigers, bald weggelassen, bald zugesezt wurde. Ob und

---

[1] Siehe Beilage I.

wo die eigentliche Urschrift vorhanden sey, weiß ich nicht, wiewohl zu wünschen wäre, daß sie sich vorfände, indem die Copien zum Theil sehr fehlerhaft sind. Die meinige wurde 1664 gemacht und hat 446 Folioblätter. Da mir das von Haller (VI. 1714) citierte Register der Scandolerischen Sammlung unbekannt ist, so kann ich nicht sagen, ob mein Exemplar vollständig sey. Bei Vergleichung mit andern Exemplaren fand ich Gelegenheit manche bemerkenswerthe Varianten beizuschreiben. Man muß bedauern, daß Scandolera nirgends angibt von wo er seine Copien genommen hat.

(Angeführt Haller Bibl. VI. 1713.) Ich bezeichne sie Sc.

d) Pündtnussen, Verträg etc zu Nutz meiner und meiner Söhne etc durch mich Joh. de Cadunau & ersagter Söhne Joh. & Jac. geschrieben 1740 zu Waltenspurg. Folio, gegen 850 S. stark. In Händen des Hrn. Bdstttl. J. de Cadonau zu Malans. Enthält meistens die Scandolerischen Urkunden und überdies viele andere, zwar meistens von Localbezug auf Waltensburg, doch zum Theil nicht uninteressant, weil die Urkunden des Oberlands bisher noch (wenigstens mir) so wenig bekannt sind. Die mehrern sind in die Marschlinser Sammlung copiert worden.

e) Sammlung des Hrn. Bdslda. J. Th. Enderlin v. Monswic in Maienfeld. Ich kenne bis jetzt nur den ersten Theil derselben, muß aber gestehen, daß die Zuverlässigkeit der Abschriften, die jedesmalige Angabe ihrer Quelle und der Umstand daß sie fast durchgängig unmittelbar von den Originalien selbst genommen sind, ihr in meinen Augen den Rang vor allen ähnlichen Sammlungen gibt, die ich in Bünden gesehen habe. Sie bezieht sich nur auf Maienfelder Urkunden.

III. Bündnerische Archive & Sammlungen von Original-Urkunden und einzelnen Copien.

a) Originalien b) Copien c) bloße Verzeichnisse.

a) Originalien.

1) Aus dem Archiv der Landschaft Rheinwald, das sehr wohl erhalten ist, wurde mir eine Anzahl Documente mitgetheilt; andere sind in der Marschlinser Sammlung (doch, wie ich an verschiedenen bemerken konnte, nicht mit größter Genauigkeit) abgeschrieben.

2) Das Archiv der Gmde. Flims wurde mir ganz mitgetheilt. Es ist sehr wohl erhalten, aber an Urkunden von höherm Alter und allgemeinem Interesse sehr arm.

3) Aus dem Archiv von Safien erhielt ich einige lateinische Originalien, Kirchen-Angelegenheiten betreffend, und von anderm Inhalt ein paar durch Hrn. Prof. Tester genommene Abschriften. Das Archiv sollte überhaupt noch durchsucht und geordnet werden.

4) Von den Urkunden des Archivs zu Soglio wurden mir einige zugesandt, aber von geringem Belang. Aus dem Verzeichniß erhellet daß verschiedene Stücke abhanden gekommen sind.

5) Hr. Bundsprsdt. Andreas v. Salis (in Chur) sel. besaß eine große Anzahl Documente, meistens von der Familie v. Marmels herrührend. Großentheils sind es unbedeutende Kaufbriefe etc woraus jedoch genealogische Notizen zu schöpfen sind; sie reichen aber nicht in die erste Hälfte des 14. Jhdts. hinauf. Die in den Fragmenten der Staatsgesch. Veltlins T. IV. Lit. V. aus dieser Sammlung copierte Urkunde findet sich nicht mehr vor. In zwei Folianten sind theils Abschriften von Urkunden, theils ganz unbedeutende Originalbriefe eingebunden.

6) Hr. J. Fr. Jeklin v. Hohenrealta zu Rotels theilte mir die Documente seines Hauses mit, unter welchen ich vorzüglich einige von Lehmann in der v. Jeklinschen Genealogie gepriesene interessante Urkunden zu finden hoffte, mich aber sehr betrog. Diese Stücke waren nicht mehr vorhanden, und Hr. von Jeklin muthmaßte hieraus: sie müßten sich unter Hrn. Lehmanns Händen verloren haben.

7) Hrn. Heinr. Gugelberg v. Moos in Maienfeld verdanke ich die Einsicht verschiedener Particular-Urkunden, die nicht ohne Werth für Genealogie etc sind.

Einzelne Originalien kamen mir zu Gesicht ohne daß ich den Besitzer zu nennen wüßte, bei andern habe ich ihn im Verzeichniß angegeben.

b) Copien.

1) Aus dem bischöfl. Archiv zu Chur wurden 1526. 30 Jun. 18 Urkunden auf Veranstaltung Bisch. Paulus durch einen Notar, unter Aufsicht Abt Theodor Schlegels, transsumiert. Eine Copie dieses Transsumts besaß Joh. Guler, sie ist nun Eigenthum Hrn. Bdspfdt. J. F. v. Tscharners. Eine andere ist in der Sammlung A enthalten. Der Notar scheint die alte Schrift nicht durchgehens richtig gelesen zu haben, wie man aus ihrer Vergleichung mit 9 Abschriften schließen muß, die von ebendenselben Originalien durch Hrn. Minister v. Salis Marschl. genommen und in den Veltl. Fragmenten abgedruckt worden sind.

2) Aus dem Churer Stadt-Archiv kenne ich nur einen Pack von 28 Numern, Schriften, die Klöster St. Luzi und St. Nicolai betreffend und ein paar dahin gehörige Originalien.

3) Vom Kloster Dissentis hat sich eine beträchtliche Zahl Copien im Kloster Rheinau erhalten, die der gelehrte Pater Moriz Hohenbaum van der Meer verfertigte. Diese Collectaneen sind in verschiedenen Folianten zerstreut; es kommen zwar Lappalien darunter vor, z. B. Dissertationen über des h. Placidus Kopfträgerei etc., doch verdiente das Ganze von einem Bündner durchlesen und excerpiert zu werden. Die besondere Gefälligkeit des jetzigen Kornherrn und Statthalters Blasius Hauntinger zu Rheinau verschaffte mir Abschriften von folgenden Theilen der Sammlung . . .

4) Das Kloster Churwalden besizt ein sehr schönes Copienbuch, dessen Urkunden Stück vor Stück von einem Notar vidimiert sind. Sie reichen bis 1464 und die Handschrift ist aus eben diesen Zeiten, dem kleinern sogenannten gothischen Character der ältesten Drucke ähnlich. Es hat 76 Fol. Blätter und auf dem Titelblatt steht: Est ille liber . . . etc. Dieses Buch

nebst einigen Originalien hatte ich durch Gefälligkeit des Hrn. Regens Gottfr. Purtscher einige Tage in Händen und copierte oder excerpierte daraus so viel die Kürze der Zeit mir gestattete. Über Geschlechter und Ortschaften ist es sehr reichhaltig. Ähnliche Ausbeute wäre aus dem Archiv von Bendern zu hoffen, wenn dessen Zugang geöffnet würde.

5) Das Urbar der Herrschaft Haldenstein unter Peter v. Greifensee und Heinrich Ammann. Ein defectes Original oder doch sehr alte Copie ohne Titel, jetzt in Händen Hn. Heinr Gugelbergs v. Moos. Außer den Haldensteiner Urkunden enthält es auch andere über Besitzungen Peters v. Greifensee in der Schweiz.

6) „Urbar oder Abschriften der Lehenbriefe der Herrschaft Maienfeld". Ein Foliant, der mir von Hrn. Bdslda. J. U. Sprecher v. Bernegg mitgetheilt wurde. Ungef $^{1}/_{3}$ des Buchs, von hinten gerechnet, fängt eine paginierte Abteilung f° 1 bis 44 an: „Zinse welche gm. 3 Bünde 1540 von Valentin Comper erkauft haben". Dies ist der interessantere Theil des Ganzen und enthält viele Urkunden derer v. Sigberg und Schlandersberg, nämlich Lehenbriefe und Kaufbriefe. Der vordere unpaginierte Theil zeigt Maienfelder etc. Lehenbriefe derer v. Toggenburg und Brandis an, wobei der Copist häufig den groben Fehler begangen hat, die Jahreszahl wegzulassen.

7) Copien von Hrn. Lda. Engel in Fidris od. St. Antönien. Aus dem sehr großen Vorrath dieses fleißigen Sammlers erhielt ich ein Heft, worin Urkunden derer v. Toggenburg, Werdenberg, Mätsch und der östr. Vögte von Castels enthalten sind. Sie scheinen directe von den Originalien genommen und diese leztern gehören zu denen die beim Auskauf der VI Gerichte in die Hände der Käufer übergingen.

8) Castelser Copien. Mit diesem Namen bezeichne ich eine Anzahl Copien welche, nebst zieml. vielen aber schlechten Protocollen, mir von Hrn. Hptm. Amstein zur Einsicht verschafft wurden. Die Copien, worunter auch einige Originalbriefe, schreiben sich von den östr. Vögten zu Castels her.

9) Bergünner Copienbuch. Mein Urgroßvater Gubert v. Salis ließ sich diese Sammlung durch den Pfarrer von Bergün, Peter Juvalta, abschreiben. Sie befindet sich in meinen Händen, enthält aber Weniges von allgemeinerm Interesse.

10) Urkunden etc. welche im Hause des Jacob Meilers zu Fidaz aufbewahrt sind, treulich abcopiert von Christian Parli (Pfarrer in Flims) 1794. 29. Juli. Auf 72 S. 4° sind 27 ganz locale Urkunden copiert. Besitzer ist noch dermalen der obgenannte Hr. Pfarrer.

11) Aus Soglio erhielt ich verschiedene Copien von Hrn. Podest. Friedr v. Salis Soglio.

c) bloße Verzeichnisse von Archiven.

1) Ein Band der Sammlung A (ohne Nummer) enthält, unter andern Miscellen, die Angabe der Documente die sich (wann wird nicht gesagt) im alten und im neuen Archiv der Stadt Chur befanden.

2) Verzeichnis des Archivs der Landschaft Rheinwald (in Marschlins befindlich). Die Urkunden sind alle vorhanden.

3) Inventari der in dem Archiv des löbl. Obern Bunds zu Jlanz befindlichen Schriften, formiert auf Befehl des Bunds von J. W. Hrn. Oberst und Landr. J. L. v. Castelberg, Hrn. Ldr. Riedi und Hrn. Lda. Christoffel Gabriel. März 1748; unterschrieben Conradin Andrea v. Castelberg Bdschrbr. (in Marschlins befindl.). Dieses Archiv enthält mehrere unbekannte Urkunden und von andern die Originale, deren Einsicht interessant wäre. Meine wiederholten Versuche, etwas daraus zu erhalten, sind bis jezt fruchtlos geblieben. Bald hieß es: der Schlüssel sey verloren, bald: es werde alles in so großer Unordnung seyn, daß Niemand sich die gewünschten Documente zu finden getraue.

4) Verzeichnis der Schriften welche bei Lebzeiten des Hrn. Lda. J. Bapt. Danz (um 1740) im Archiv des Hochgerichts Ober-Engadin (in Zuz) sich befunden haben. Ein sehr ungenügendes Verzeichnis, woran oft die Jahreszahlen mangeln und der Inhalt vieler Urkunden sehr unbestimmt angegeben ist. Die Schwierigkeit etwas aus diesem Archiv zu erhalten, soll sehr groß seyn, weil dazu die Einwilligung jeder einzelnen Gemeinde erfordert wird. Man zweifelt übrigens ob alle aufgezeichneten Documente noch vorhanden seyen.

5) Verzeichnis des Gemeinds Archivs zu Soglio (in Marschlins).

IV. Werke über die Geschichte Graubündens.

a) worin Urkunden enhalten sind b) worin Urkunden angeführt werden.

a) worin Urkunden enthalten sind.

α Gedruckte.

1) Gilg Tschudi, Die warhafftig Alpisch Rhetia etc[1] Basel 1538 kl. 4° ohne Seitenzahlen 67 Blätter. Dieses seltene Werkchen verdient noch immer gelesen zu werden, obgleich der Verfasser es in erneuerter Gestalt seiner Gallia comata einverleibt hat, denn in lezterer ließ er nicht nur mehrere Particularitäten, sondern auch die etlichen in extenso abgedruckt gewesenen Urkunden weg.

2) Joh. Guler v. Weinegg, Raetia etc.[2] Zürich b. Wolf. 1616. Enthält nur zwei Urkunden in extenso, ist aber in seinen meisten Angaben auf urkundliche Nachrichten gegründet.

3) (J. Guler) Pündtnerischer Handlungen widerholt und vermehrte Deduction etc. 1622. — 117 S. 4°. Diese an und für sich vortreffliche Schrift enthält 29 Urkunden wobei zu bedauern daß sie nicht alle in extenso und einige nicht fehlerfrei abgedruckt sind. Als den Verfasser nenne ich Gulern, weil sein Zeitgenosse und vertrauter Correspondent Barth. Anhorn ihn als solchen angibt. Der Gegenstand dieser Deduction war nämlich zuerst in einem kleinern Tractätchen behandelt worden . . . (31 S. 4° in Anhorns Orig. T. IV vorn). Dieses Tractätchen, so wie die nachherige wiederholte

[1] (1505—1572) Wyß S. 196—202. [2] (1567—1637) Wyß S. 267—268.

Deduction, sandte Guler an Anhorn (wiewohl ohne sich als den Vf. zu nennen), der sie, nebst beiden gulerschen Briefen, seinem Werke einverleibte, mit der Bemerkung: wer Verfasser beider Druckschriften sey, habe man aus den zwei Briefen zu vernehmen.

4) P. D. R. a Porta, Historia Reformationis ecclesiarum rhaeticarum (1772—1774—1777)[1]. Eine handschriftliche Fortsetzung von nicht großem Umfang war zum Druck bereit, und der Vf. hätte in seinen letzten Jahren gerne dieses Ende seines Werks publiciert, wozu ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen ließ, den er aber wie es scheint ganz misverstand und ablehnte. Nach seinem Tod hat sich das Mſ. nicht mehr gefunden; vielleicht liegt es unter denen, welche Hr. Oberst Fr. Ant. v. Salis Soglio sel. dem Vf. abgekauft haben soll. Diplomatische Kenntniß besaß a Porta nicht, weswegen er auch die Prevostische Urkunde gläubig aufnahm. Sehr groß war hingegen seine Genauigkeit im Copieren, so daß man sich auf seine theils ganz, theils auszugsweise beigebrachten Urkunden verlassen könnte, wären sie nur correcter gedruckt.

5) Desselben Compendio della Storia della Rezia 1787 (Verlagsort Chiavenna) enthält 2 Urkunden die man, in Vergleichung mit dem, von Druckfehlern wimmelnden Text, ziemlich correct nennen kann. Das Werkchen zeichnet sich nicht eben durch historische Anordnung aus, ist aber für Kenntnis der Thatsachen reichhaltiger als neuere in jener Hinsicht besser behandelte Compendien.

6) Ulysses v. Salis Marschlins, Fragmente der Staatsgeschichte Veltlins etc.[2] 4 Thle. 1792. Der 4te Theil dieses Werks von ausgezeichnetem historisch-diplomatischem Werthe, enthält 28 Numern mit urkundlichen Belegen, worunter mehrere von den Originalien copiert sind. Der Druck ist nicht fehlerfrei.

7) H. L. Lehmann, patriotisches Magazin von und für Bünden. Bern 1790.

8) Desselben: Die Republik Graubünden. Th. I Magdb. 1797; Th. II Brandenbg. 1799.

Beide Werke enthalten ein paar abgedruckte Urkunden. Des Verfassers bekannte Unzuverlässigkeit erlaubt sogar da, wo er sich auf Urkunden beruft, kaum ihm zu glauben. Sein Grundriß der politischen Geschichte des Bündnerlandes, womit er das letztgenannte Werk eröffnet, ist bis zum Jahr 1471 ein, oft wörtliches Plagiat aus der unausgearbeitet gebliebenen Handschrift des Hrn. Ministers U. v. Salis Marschlins „Geschichte der Einwohner Rhätiens, als eine Quelle des Nationalgeistes, der Gesetze und Staatsverfassung der Rhätier". Der Rest, von da an wo dieser Leitfaden ihn verließ, ist Hrn. Lehmanns Arbeit, und dem gemäß ausgefallen.

9) Episcopatus Curiensis in Rhaetia etc. chronologice ac diplomatice illustratus opera et studio P. Ambrosii Eichhorn. S. Blas. 1797. 4°.[3] Ist ein Theil der S. Blasischen Germania Sacra und als

[1] Wyß S. 294 (1732—1808). [2] (1728—1800). [3] Wyß S. 299 (1758—1820).

Urkundenwerk (der Cod. probation enthält 161 Numern) eine Hauptquelle bündnerischer Geschichte. Genauigkeit des Drucks und der Citate ist bei den S. Blasischen Werken untadelhaft. Auch diplomatische Kritik wurde vom Vf. nicht hintangesetzt, wobei jedoch einige seiner Urkunden ergänzt werden könnten. Bei genauerer Kenntnis der Bündnergeschichte würde er das selten zugängliche bischöfl. Archiv, das ihm offen stand, auf eine fürs Ganze gewinnvollere Art haben benutzen können. In denjenigen Angaben die er nur mit dem Citat „Archiv. cur." belegt, scheinen manche erhebliche Verstöße obzuwalten, sey es daß er im Archiv schlechte Abschriften oder statt der Documente nur fehlerhaft ausgezogene Notizen vorfand.

10) Der Neue Sammler, oder gemeinnütziges Archiv für Graubünden. 7 Jahrgänge 1805/12. Wiewohl das historische Fach nicht in der eigentlichen Bestimmung dieser Zeitschrift lag, so wurden ihr doch theils ganz, theils in Auszug, 15 Urkunden einverleibt, deren Verzeichnis im Jahrg. VII S. 393 zu finden ist.

11) Hieher gehörten auch noch manche politische Gelegenheits- und Streitschriften, in deren einigen Urkunden als Belege abgedruckt stehen, da sie aber meistens in den Zeitraum des 16. und der folgenden Jahrhunderte gehören, so bemerke ich hier nur daß bei der Sammlung A und bei derjenigen in Marschlins sich ein abgesonderter großer Vorrath solcher Schriften befindet.

β. Handschriften.

1) Barthol. Anhorn, Graupünter Krieg[1]. Das Original ist auf der Stadtbiblioth. zu St. Gallen, wohin des Vfs. Enkel, Bartholom., es schenkte. Es besteht aus 9 Bänden 4°, worin theils Handschrift des Verfassers, welche manche Spuren eines nicht umgearbeiteten Entwurfs trägt, theils Copien von Urkunden und Briefen, theils Original-Briefe, theils Druckschriften (auch Kupferstiche etc.) z. B. ganze Jahrgänge damaliger Zeitungen und Journale, enthalten sind. In den spätern Bänden machen letztere den Hauptbestandtheil aus, und finden sich nur sparsame Notizen von des Vfs. Hand. Sie reichen bis 1639.

Unter dem langen Titel welchen Haller Bibl. V. 737 angibt, war — wie ich glaube — vom Vf. selbst eine neue Umarbeitung des Werks angefangen worden. Ich hatte von dieser ein dem Hrn. Gugelberg v. Moos in Maienfeld gehöriges Exemplar vor mir, aber erst mehrere Jahre nachdem ich das von St. Gallen mir gefälligst anvertraute Originalwerk schon zurückgesandt. Nach Erinnerung und Excerpten scheint mir letzteres im Anfang weniger Text zu enthalten, als die Umarbeitung, welche hingegen nur bis 1627 August reicht, in den letzten Jahren unvollständiger ist und der vielen Beilagen ermangelt, die dem Originalwerk ein so großes Interesse für Bünden geben, daß dessen Acquisition dem Lande sehr zu wünschen wäre; nicht als wären neue historische Data darin enthalten, sondern weil diese Überbleibsel die damalige Zeit anschaulicher machen.

---

[1] Wyß S. 266—267 (1566—1640).

Die Umarbeitung beruft sich öfters auf einen ersten Theil von pündtnerischen Sachen, welcher eine Urkunden-Sammlung gewesen zu seyn scheint.

2) Historische nnd geographische Beschreibung der Reichsfreiherrschaft Haldenstein. (Verfasser ist Bar. Rud. v. Salis Haldenstein sel.; jetziger Besitzer sein Sohn). Dieser starke Foliant, sehr rein geschrieben, auch mit gemalten Wappen versehen, enthält eine große Menge Urkunden, nebst Verzeichnissen sowohl derjenigen die im Schloß-Archiv seyn sollten, als auch der ums J. 1710 zu Augsburg deponiert gewesenen, deren ferneres Schicksal mir unbekannt ist.

b) Bündnerische Werke worin Urkunden bloß angeführt werden.

1) Huldrici Campelli de Rhaetia ac Rhaetis[1]. Lib. I, die Topographie enthaltend. Das defecte Original ist unter der Verlassenschaft meines s. Vaters vorhanden. Eine (bis an den allenthalben mangelnden Schluß) vollständige Abschrift im alten Gebäu.

Ejusd. L. II, die Geschichte enthaltend. Die Urschrift der ersten 40 Capitel ist verloren. Vicedecan P. D. R. a Porta hatte sie 1767 gefunden, sie war Eigenthum des Pfr. Cellarius in Brüs. Nachher soll sie in eine Bibliothek (ich weiß nicht ob Perinische od. Plantische zu Cernez) des Engadins gekommen seyn. Die letzte Nachricht von ihrer Existenz gab Hr. Oberst Friedr. A. v. Salis Soglio sel., der, als man ihn 1799 im Frühjahr nach Frankreich deportieren wollte, dies Original bei dem franz. Commandanten (ich glaube zu Samaden) gesehen haben soll. Die beste Abschrift ist die von a Porta selbst verfertigte, welche der Canton an sich gekauft hat; sie umfaßt auf 825 S. fol° die 45 ersten Capitel. Eine weit schlechtere, nicht von ihm selbst verfertigte Abschrift der 40 ersten Cap. hat a Porta meinem s. Vater um 3 Ldr. verkauft.

Die Urschrift der Cap. 41 bis 82 wurde gleichfalls von a Porta, wiewohl defect, aufgefunden und aus einer bewährten Abschrift ergänzt. Seine Erben haben sie dem Canton verkauft.

Im alten Gebäu ist eine gute Abschrift des ganzen zweiten Buchs in zwei Folianten vorhanden.

Es wäre interessant zu untersuchen ob das Ms. de Rhaetia ac Rhaetis 3 T. fol°, bis 1380 reichend, welches Lehmann (Rep. Grbd. I p. 337) aus der Firmianischen Bibliothek zu Mailand will in Händen gehabt haben, nicht eine Abschrift aus Campell ist (Baron Rud. v. Salis Haldenstein in seiner Rhaetia literata führt es wirkl. als solche an); die Firmianische Bibliothek ist jetzt theils an die von S. Ambrogio, theils an die von Brera übergegangen. Vielleicht befindet sich auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien auch etwas ähnliches, wenigstens vermuthe ich es aus einer Notiz über ein dasiges Mſ. unter der Rubrik Historia helvetica.

Campell hat von einigen verloren gegangenen Urkunden ziemlich ausführliche Auszüge in seinem Werke aufbewahrt.

---

[1] Wyß S. 205—208 (ca 1509—1582).

2) Joannis Guleri ex Huldrici Campelli Historia Rhaetica Lib. II, Tutii 1586[1]. Diese Handschrift ist hin und wieder vorfindlich. Die beste Copie möchte die von a Porta verfertigte dem Canton gehörige seyn. Vom Original habe ich keine Kenntnis. — Wer den Campell genugsam benützen will,[!] darf nicht bei diesem Auszug stehen bleiben, worin sowohl die Topographie als in der Geschichte einige interessante Angaben mangeln. Hingegen fügte Guler manche bemerkenswerthe Notiz (auch Angabe von Urkunden) hinzu.

NB. Der Gulerische Auszug aus Campell, welchen Haller IV. 806, als bei Hrn. v. Planta in Zernetz befindl. weitläufig anzeigt, scheint weit vollständiger als die übrigen zu seyn und enthält auch das 1te (topographische) Buch. Ein anderer höchst dürftiger Auszug aus Campell (vermuthl. von Sprecher gefertigt) auf der Stiftsbibliothek in Zürich (Haller IV. 809) wurde von a Porta abgeschrieben und liegt zu Marschlins. Ich erwähne ihn nur deswegen weil eine fast wörtliche Übersetzung desselben den ersten Theil des gedruckten Grundrisses der Bündnergeschichte ausmacht, wobei der Übersetzer den Unsinn so weit trieb, auch da wo Campell sagt: ich habe diese od. jene Urkunde gesehen, wörtlich zu übersetzen, so daß man glauben muß der Verf. des Grundrisses rede in eigener Person.

3) Fortunati Sprecheri Pallas rhaetica etc.[2] 1617, und desselben Werks Übersetzung: Rhetische Chronik etc. Chur 1672. Die Übersetzung kann nicht vom Verfasser selbst herrühren, sie ist hin und wieder gar zu fehlerhaft, doch war es in seinem letzten Willen daß eine Übersetzung gedruckt werde (s. die Nachricht an den Leser). Sprecher hatte seine lateinische Pallas zu diesem Ende revidiert und mit Zusätzen vermehrt, welche der Übersetzer jedoch öfters auf höchst ungeschickte Weise angewandt, und in Stellen eingeschoben hat, wohin sie nicht gehören.

Auch Sprecher kannte, wie sein Buch lehrt, Urkunden die man jetzt vergeblich sucht.

4) Fortunati Sprecheri Historia motuum etc. Colon. Allobrog. 1629 und ganz dieselbe Edition nur mit verändertem Titelblatt, auch weggelassener Landcharte, 1691, als Historia Rhaetiae etc. Hr. Hptm. Martin v. Buol besitzt ein Exemplar mit Sprechers eigenhändigen Verbesserungen und Zusätzen; ich habe mir dieselben abgeschrieben, doch nachher bemerkt, daß sie mehrentheils (wiewohl nicht alle) in der elenden Übersetzung „Historia von denen Unruhen" etc. — St. Gallen 1701 und Schaffhausen 1703 — benutzt sind, welche (nach Leu) eine Arbeit des Pfarrers Joh. Conradin Bonorand, und hauptsächlich deswegen unbrauchbar ist, weil auf Seite 94 Z. 4 v. unten („gewartet; / und") eilf Seiten des Originals (p. 61 bis p. 72) ausgelassen sind.

5) Gabr. Bucelini Rhaetia sacra et prophana etc.[3] Aug. Vind. 1666. Obgleich der Vf. wahrscheinl. viele urkundliche Mittheilungen, be-

[1] Wyß S. 267. [2] Wyß S. 268—269 (1585—1647).

[3] Wyß S. 261 (1599—1681).

sonders aus den Benedictiner Klöstern, erhalten hatte, so macht ihn seine freche Art, Hypothesen für historisch-erwiesene Tatsache aufzutischen, ganz unglaubwürdig.

6) Bischof Johann (Flugi) Catalogus od. ordentliche Series der Bischoffen zu Chur etc. Embs b. Barthol. Schnell 1645 kl 8° 63 S. Der Werth dieses Werkchens beruht keineswegs, wie Hallers Bibliothek (III. 875) wähnt, bloß auf seiner großen Seltenheit, sondern darauf daß es Nachrichten von mehr als 100 Urkunden des bischöflichen Archivs ertheilt, deren mehrere ganz unbekannt und sogar von Eichhorn nicht genugsam berücksichtigt worden sind. Neben manchen fehlerhaften Angaben finden sich viele ganz bewährte, so daß das Werk weder für ganz glaubwürdig noch ganz verwerflich gelten, und wenigstens fernere Nachforschungen veranlassen mag. Die Tendenz, alles zu Gunsten der damaligen bischöflichen Prätensionen auszulegen, ist ebenso hervorleuchtend als verzeihlich.

7) Gubert v. Wiezel zu Pradafenz Historie des Closters zu Churwalden etc. Von der Urschrift copiert von Rud. Frhr. v. Salis in Haldenstein 1776 Jan. (Ms. in Marschlins). Bei ziemlich beschränkten historischen Ansichten, besaß der Vf. eine so ausgedehnte Sammlung und Kenntnis dasiger Urkunden, daß seine Angaben, so weit sie auf diesen beruhen, allen Glauben verdienen. Sein literarischer Nachlaß soll meistens an Hrn. Commissar Sprecher v. Bernegg auf Davos gekommen seyn, wo also die Urkunden nachzusuchen wären, die ich nur aus Wiezels Angaben citiere. Lehmanns Gesch. des Kl. Churwalden (Schweiz. Museum 1788) ist dem Wesen nach ganz aus Wiezels Arbeit geschöpft.

8) Erzählung der anfangs erhaltenen etc. Zollsfreyheit der 8 Gericht. Ms. Diese im J. 1613 zusammengetragene, 1767 wieder hervorgesuchte und mit Randglossen versehene Abhandlung befand sich unter meines s. Vaters Büchern, wo ich sie excerpierte aber nach seinem Tode nicht wieder sah. Sie rührt von Lda. Paul Buol, Joh. Guler, Joh. Sprecher, Salom. Buol u. a. m. her.

9) Beiträge zur Kenntnis der Geschichte und der Verfassung der Landschaft Ober Engadin. Ein Ms. von Hrn. Vicari Gaud. v. Planta 1813 verfaßt (reicht bis 1622). Da der Vf. im Fall war die Urkunden zu kennen, so habe ich geglaubt einige seiner Angaben benutzen zu sollen, wiewohl er sie nicht mit vollständigen Citaten belegt hat.

10) Fort. Sprecher. Stemma familiae etc. Plantarum. Es ist schade daß die für Bündens Geschichte so interessanten Urkunden dieser Familie nicht publiciert worden sind, und man sich diesfalls nur mit den dürftigen Andeutungen Sprechers und Bucelins behelfen muß.

11) Stemmatographia Familiae Salicaeorum. Cur. 1782 gr. fol° enthält vorn ein Verzeichnis von Urkunden.

12) Geschlechtsregister Derer von und zu Hohen Realta, genannt Jäcklin, von H. L. Lehmann. Chur 1783. I. Stück. Was ich oben,

IV. a) 8), bemerkt habe, vermindert die Zuverlässigkeit dieses Geschlechs-registers um vieles.

13) Der Notar Gaud. Fasciati (geb. zu Soglio 1682. 28 Mai, † das. 1737 3 Dec.)[1] hat in einem kleinen Tagebuch allerhand Notizen aufgezeichnet, worunter auch einige aus Urkunden gezogene Data. Ich sah diese Blätter unter dem Nachlaß des Bar. Rud. v. Salis Haldenstein und excerpierte sie. Alle übrigen Schriften Fasciatis, namentl. sein Catalogus Scriptorum rhaet. (s. Haller Bibl.) werden heutzutage vermißt.

V. Geschichtliche Werke welche nicht Bünden allein betreffen.

A. Schweizerische Werke.

a) Allgemeine

1) Aegid Tschudi Gallia comata[2] od. Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthumen. Constanz 1758 fol°. Enthält nur kurze Anzeigen von Urkunden, die aber bei des Vfs. großer Zuverlässigkeit, und da ihm das bischöfl. Archiv zu Chur offen stand, dennoch schätzbar sind. (Was Guillimann de Rebus Helvetior. L. IV c 2 von rhätischen Urkunden anführt, ist nur aus Tschudi genommen).

2) Desselben Chronicon. Basel 1734 2 Thle. fol°. Als Urkundensammlung das wichtigste Werk schweizerischer Geschichte. Seit dessen und Eichhorns Erscheinung ist für die Bündner-Geschichte eine ganz neue Bahn eröffnet.

3) Historische Documente aus der Tschudischen Sammlung und

4) Original-Abschiede aus der Tschudischen Sammlung. Diese beiden wichtigen Sammlungen machten vormals ein chronologisch geordnetes Ganzes von 16 Folianten aus, wovon der durch Pfr. Tschudi verfertigte Katalog in Marschlins zu finden. Hr. Joseph Leodegar Tschudi verkaufte sie um 140 Dublonen an die Stadt Zürich (diese Umstände sind aus einem gleichzeitigen Brief des Hrn. Heer an Hrn. Minister v. Salis Marschlins, ohne Dat., genommen) — wo sie (eben nicht zum Vortheil des Historikers) so getrennt wurden daß die Documente und die Abschiede jedes eine abgesonderte Sammlung ausmachen, worüber man in diesen neuesten Jahren einen Katalog zu verfertigen begann.

Von den Documenten habe ich bisher in Händen gehabt: T. I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. (geht bis Ende 1531). Von den Abschieden die Bände: a. (1471 bis 1499) d. (1516 bis 1519) und f. (1525 bis 1531).

Ihre Reichhaltigkeit für Bündner Geschichte wird man aus meinem Urkunden Verzeichnis ersehen, und es ist sehr zu wünschen daß die übrigen Bände in derselben Hinsicht durchlesen und excerpiert werden, was ich bei den oben bezeichneten Theilen schon getan habe.

Diese Sammlung, welche größtentheils aus Originalien besteht, war eigentlich das Materiale zur Fortsetzung von Tschudis Chronik. Ich glaube auch daß vieles davon der handschriftlichen Fortsetzung Tschudis einverleibt ist, indessen möchte das oft wiederholte „purius ex ipso fonte bibuntur aquae"

[1] S. Bündner Monatsblatt. [2] Wyß S. 196 bis 202.

hier vorzüglich anwendbar seyn. Ich verdanke die Mittheilung dieser Handschriften der Freundschaft Hrn. Staatsrath Eschers, Präsidenten der Linth Commission.

5) Leu (Fortsetz. Holzhalb) allgemeines helvetisches Lexicon[1]. Enthält mehrere bündnerische Urkunden, so viel ich bemerken konnte, vollständig und richtig abgedruckt.

6) G. E. v. Hallers Bibliothek der Schweizer Geschichte[2]. Eigentlich Anzeige von historischen Werken und nicht von einzelnen Urkunden. Leider merkt man es mehrern bündnerischen Artikeln an, daß sie von Hrn. Lehmann eingesandt worden.

7) Desselben Schweizerisches Münz-Cabinet. Enthält auch Urkunden dieses Gegenstands aus Bünden.

8) J. v. Müllers eidgenössische Geschichte[3]. Ist auch für Bündnerische Urkundenkenntnis in seinen Citaten wichtig, denen jedoch, um sie leicht finden zu können, größere Genauigkeit zu wünschen wäre.

9) Schweizerisches Museum (von J. H. Füeßli)[4]. Noch sind mir nicht alle Jahrgänge dieser an Urkunden und historischem Gehalt reichen Zeitschrift bekannt.

10) Der Schweizerische Geschichtsforscher[5]. Bern 1r Band. Unter den bündnerischen Urkunden desselben sind die beiden von 1299 und 1300 (S. 295 sq.) nach schlechten Abschriften abgedruckt, da ich erst späterhin bessere erhielt, und die Auszüge aus den Churwalder Urkunden (S. 488 ff.) sind durch höchste Nachlässigkeit des Drucks ganz entstellt.

b) Specielle Geschichte.

1) Copien aus dem Archiv des Klosters Pfävers. Mit Verwilligung des wissenschaftliebenden Fürst Abts theilte mir der damalige Archivar P. Bonifaz Fluri, folgende Handschriften mit:

α.) Transsumt welches Abt Melchior 1498 durch den Notar Alphons Furrer nehmen lassen und welches 1656 durch den Notar Dominicus Gratia erneuert worden, der die Originalien gesehen zu haben bezeugt. Dies Mſ., 245 S. fol°, ist so vielfältig durch Correcturen geändert, daß man ihm keine große Zuverlässigkeit zugestehen kann.

β.) „Einige treffliche Copien von Diplomaten und spätern Ortserkaentnussen de A° 1261—1646" (ohne Seitenzahlen). Ungef. 28 deutlich copierte Urkunden.

γ.) Buch A (in rothem Carton) enthält einen Auszug aus dem libro viventium (nur aus diesem kenne ich das wirklich interessante Buch) —

---

[1] Wyß S. 274—275 (1689—1768) resp. (1720—1807).

[2] Wyß S. 286 (1735—1786) s. auch S. 2.

[3] Wyß S. 305—311 (1752—1809).

[4] Wyß S. 282—283 (1745—1832). [5] Wyß S. 323.

Annotationes und einen Extractus jurium conscriptorum in libro aureo (welches keine Urkunden zu liefern scheint).

δ.) „Auszug od. summarische Beschreibung des würd. Ghs. Pfefers Freiheiten, Recht etc in den Püntten. Beschriben im Jahr 1623." Lit. y (fol. ohne Seitenzahlen, in Pergament). Enthält die Urkunden mehrentheils nur in Auszug und hat bei dem Artikel Flims leider ein Blatt oder mehrere verloren.

ε.) Registratura 1740.

2) Augustini Stöcklini Antiquitates Monrii Fabariensis[1]. 1628. Originalhandschrift fol° mit Malereien (im Archiv zu Pfävers). Enthält Anzeigen von mehrern Urkunden. Wichtiger für Bünden möchten indessen dieses Vfs. Antiq. Desertinenses seyn, die ich aber nicht kenne.

3) Annales Fabarienses (von P. Gerold Suiter, 1699 beendigt). Mſ. fol° 720 S. Da der Vf. bei 190 Urkunden in extenso aufbewahrt hat, so soll uns weder sein höchst barbarisches Latein, noch seine crasse Intolleranz hindern, dies Product unter die wichtigen schweizerischen Chroniken zu zählen. — (Im Archiv zu Pfävers).

4) Relation des Chorherrn Joh. Scheuchzer über die ihm vorgelegt gewesenen Urkunden des Klosters Pfävers 1734, 8 Dec. — Da die Originale vieler Urkunden verbrannt seyn sollen und nur aus dem Transsumt 1656 noch nachgewiesen werden, so findet die nachsichtigste Kritik Stoff genug zu vielen Zweifeln. Diejenige des Chorhrn. Sch. gehört eher zu den strengen und ließe sich in einigen Puncten mildern, in andern aber auch durch neue Gründe unterstützen.

5) F. Guillimanni Habsburgiacum (im Thesauro Hist. helvet.)[2]. Dieselben Urkunden sind besser bei Herrgott nachzusuchen.

6) Ildephons v. Arx Geschichte des Kantons St. Gallen[3]. Aus den Citaten dieses Schriftstellers bestätigt sich, was aus den Nachrichten von Goldast und Vadian (in des erstern S. R. Alem.) schon zu entnehmen ist, daß das Klosterarchiv von St. Gallen und dessen Codex traditionum sowohl Originalien als Copien welche Bünden betreffen, enthalten müsse.

B. Tirolische und schwäbische Geschichtschreiber.

1) Mathias Burgklechner Rhetia austriaca in den Landen gemainer dreyer Bündten bewissen und confirmiert durch obbemelter 3 Bündt aigne Brief und Sigl etc 1621. — Mſ. ein Foliant von ungf. 550 S. (in Marschlins).

Der Verfasser raffte aus den Tirolischen Archiven eine Menge Urkunden zusammen, so daß in dieser Rücksicht seine Arbeit ein wahres Hauptwerk für Bündens Geschichte geworden ist. Hingegen mangelte ihm alle Kenntnis des wahren Zusammenhangs der bündnerischen Geschichte, weßwegen er seine Ur-

[1] Wyß S. 200. Stöcklin war 1624 bis 1629 Administrator in Pfävers.

[2] Wyß S. 214—216 (ca 1565—1612) ferner S. 279.

[3] Wyß S. 318 (1755—1833).

kunden sehr unrichtig anzuwenden und ganz verkehrte Resultate aus ihnen abzuleiten pflegt. Einen Lehmann zu verblenden waren diese Trugschlüsse freilich hinreichend, wie wir aus seinem schiefen (leider auch in Hallers Bibliothek IV. 816 übergegangenen) Urtheil ersehen, das er obendrein mit einer Impertinenz gegen Joh. Müller würzte (s. Rep. Graub. II. 338).

Das Original von dieser sogenannten Rhaetia austriaca lag im Archiv zu Insbruck, ist aber wahrscheinlich nach Wien geschleppt worden. Die Abschrift in Marschlins ist höchst fehlerhaft und überdies durch eine Lücke (p. 523) entstellt. Als ich mich deßhalb in Insbruck nach dem Original erkundigen ließ, wußten selbst die gründlichsten dasigen Geschichtforscher nicht einmal von der Existenz dieses Buchs, so unbekannt ist es geblieben. Hieraus erhellet, wie ungerecht der Vorwurf sey, welchen Lehmann a. a. O. den bündnerischen Geschichtschreibern macht.

Burglehner spielte, als Canzler, eine bedeutende Rolle in den Verhandlungen über die Streitigkeiten zwischen Bünden u. Östreich. Seine Zueignung der Rhaetia austr. an den Erzhz. Leopold spricht den Zweck derselben deutlich aus, die damaligen Anmaßungen und Gewaltthaten Östreichs gegen Bünden zu rechtfertigen.

Vielleicht ist Burglehners größeres Werk (12 Bände fol°) weniger einseitig geschrieben. Nach einer Probe (in Hormayrs Tiroler Almanach 1804) lassen sich auch Notizen über Bünden darin finden. Es wurde, zum gerechten Verdruß der Tirolischen Geschichtfreunde, nach Wien entführt.

2) Cassian Ant. Roschmann Geschichte von Tirol. Wien 1792. 2 Thle. Der 2te Theil enthält einige Urkunden.

3) v. Hormayr Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter. Wien 1803.

4) Desselben Geschichte Tirols, 1ten Theils 2te Abtheil. Tübingen 1808.

5) Desselben Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland.

6) Desselben Tiroler-Almanach. (Ich kenne nicht alle Jahrgänge).

In allen diesen Werken sind sehr wichtige Urkunden für die bündnerische Geschichte enthalten. Der Tadel daß die v. Hormayrschen Abschriften nicht durchgehends genau seyen (Tiroler Sammler Bd. IV. St. 1. Röggel zur Gesch. Meinhards II) ist indessen begründet.

7) Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol (5 Bände). Nebst sehr gehaltvollen historischen Aufsätzen finden sich manche urkundliche Beilagen.

8) Die diplomatische Sammlung des Hrn. Appellationsraths de Pauli zu Insbruck enthält mehrere, Bündens Geschichte ergänzende Urkunden, wie ich aus einem mir zugesandten Verzeichnisse weiß. In eben der Zeit da ich die, von diesem gefälligen Gelehrten mir angetragenen Abschriften zu erhalten hoffte, erfuhr ich seine Versetzung nach Wien, und konnte einstweilen nur die Titel der Urkunden eintragen.

9) Hans Geo. Schlee von Rottweil. Historische Relation der Landschaft underhalb St. Lucis Stayg. Ems 1616. 74 S. fol°. Dieses seltene Werk, das so viele urkundliche Angaben — besonders über die Grafen v. Werden-

berg etc — enthält, verdient keineswegs ein herabsetzendes Urtheil wie ihm in Hallers Bibl. I. 876 gesprochen wird.

10) Martinus Gerbert – de Rudolpho Suevico etc[1] S. Blas. 1785. Gründlich und aus Urkunden geschöpft, wie alle Werke dieses Vfs.

C. Italiänische Geschichten.

1) Gioachimo Alberti. Antichita di Bormio[2]. Urschrift in Marschlins 499 S. fol° (ohne den Index). Der Vf. hat seinem Werke mehrere Urkunden einverleibt, die er aber nicht allerdings richtig abzuschreiben verstand.

2) Fr. Saver. Quadrio, Dissertationi intorno alla Valtellina[3]. 1755. 3 T. 4°

Dem frechesten Verfälscher historischer Thatsachen traut man mit Recht ein ähnliches Verfahren in Hinsicht der beigebrachten Urkunden zu, und es scheint wirkl. Quadrio habe, was er aus solchen anführt, nur so ausgehoben wie es zu seinem Zwecke paßte, das übrige aber mit etc... bedeckt. Welch schätzbares Werk besäßen wir, wenn alle diese Documente an einen rechten Mann gekommen wären!

3) Primo Luigi Tatti, Annali sacri di Como. 1663. 3 T. 4° (der lezte erst 1734 gedruckt).

Wäre nicht das ganze Archiv von Como höchst verdächtig (s. die Veltl. Fragmente I 69) so würde man in größter Verlegenheit seyn, die vielen Urkunden dieses Werks mit den sonst anerkannten des Bisthums Chur zu vereinigen. Ughelli hatte bereits mehrere derselben in ihrer ungeänderten Gestalt herausgegeben, wobei ihre diplomatische Richtigkeit in die Augen sprang. Tatti ließ die grellsten Verstöße in der Form weg, brachte aber — wiewohl er allezeit „exstat in Tabulario" hinzufügt — die sonderbarsten Varianten und Räsonnements zu Markte, die alle überflüssig seyn mußten wenn das Original wirklich vorhanden war.

Ob nun Marchese Novelli, der neueste Herausgeber Comaskischer Urkunden, die Originalien nachgesucht, oder nur fortgefahren habe unächte Copien auszuflicken (wodurch sie um nichts glaubwürdiger werden) ist mir unbekannt.

4) Carlo de' Rosmini, Vita di Gian-Jacopo Trivultio. Mil. 1815 T. I und II, welch lezterer lauter Belege enthält. Leider fielen die Abkürzungen, zu denen der Vf. sich bewogen fand, gerade meistens auf den Theil seiner Citate der die bündnerischen Verhältnisse Trivulzens betrifft. Doch verdient schon das Gegebene vielen Dank und mag jeden Freund bündnerischer Geschichte, der in Mailand Zutritt zum trivulzischen Archiv erlangen könnte, aufmerksam auf dessen Reichhaltigkeit machen. Bekanntlich wurden die Rheinwalder Urkunden, aber nicht diejenigen von Misox, nach Bünden erstattet, wovon die Ursachen in Sprechers Unruhen S. 541 nachzulesen.

5) Hrn. Prevosto Giac. Silvestri in Livigno, von welchem man Beiträge über die Geschichte der Grafschaft Bormio zu erwarten hat, verdanke ich einige Mittheilungen aus seiner urkundlichen Nachforschung.

[1] Wyß S. 298 (1720–1793) ebenda: Pater M. Herrgott, Eichhorn, Neugart.
[2] Wyß S. 272. [3] Wyß S. 271 (1695—17 . . .).

Beilage Nr. III.

Verzeichnis
der Werke Joh. Ulrichs v. Salis-Seewis.
(neu aufgestellt Anno 1923)

		Orelli Nr.	Vol O. Ms.-Seitenzahl	Vol F. Ms.-Seitenzahl	Neuer Sammler	C. Mohr 1858
Vol. A	1. Chronologische Tabellen . .	D 2	112			
Vol. B	2. Übersicht der Geschichte bis 1471 (knappe Fassung) .	D 10 (zu 2. und 3.)	—	30		5—80
	3. Übersicht der Geschichte bis 809 (ausgearbeitetere Fassung) .		12	—		(81—99)
	4. Geschichte Rhätiens bis 536 (endgültige Fassung ?) . .	D 11	—	53		
	5. Älteste Bewohner Rhätiens .		18			
	6. Eroberung durch die Römer	D 12 { D 8 g) k) D 5 g) }	13			{ (99-119) 120-143 (144-154) } (zu 6. und 7.)
	7. Nachrichten alter Geographen	D 8 l)	87			
	8. Wie Rhätien in die Hände der Barbaren fiel		19			
	9. Der Churwahlengau und die rhätischen Grafen	D 10 b)	18			
	10. Unruhen in Oberitalien nach dem Erlöschen des Carolingischen Mannsstammes .	D 8 i)	4			
	*11. Streifende Völker, welche vom 7.—10. Jahrhundert Rhätien verwüsteten . . .	D 8 h)	—	—		157—167
Vol. C	12. Freiherrn v. Vatz (und Materialien)	D 5 f)	{ 32 20 }			{ 168—196 198—224 }
	13. Schloß und Geschlecht Tarasp	D 9 a)		51 (zu 13.—17.)		
	14. v. Mätsch	D 9 b)				
	15. Schloß und Geschlecht Remüß	D 9 c)				
	16. v. Medezen und v. Montera	D 9 d)				
	17. v. Schauenstein	D 9 h)				
	18. Die Herrschaft Hohentrins .	D 5 d)	9		VI. 249/265	225—237
	19. Gemeinde Flims & Herrschaft Belmont (zwei Fassungen) .	D 5 e)	8		VII. 58—88	238—258

	Orelli Nr.	Vol. Q° Ms.	F° Seitenzahl	Neuer Sammler	C. Mohr 1858
*20. Geschichte von Avers . . .		—	—	VII. 201—207	
21. Geschichte des Bergells . .	D 8 t)	20			
22. Miscellen über Poschiavo, Safien, Thusis	D 9 e) f) g)		12		
23. Miscellen über Chur (und Materialien)		20			
24. Zustand der Pfäverser Leute und der Pfäverser Vogtei 1209—1257 (u. Materialien).	B 7 h)	26			
25. Bündnisse	D 4 b)	45			
26. Lokal der Malserschlacht (Calven). 8°	D 8 d)	2			
Vol. D 27. Pässe und Handel		16			
*28. Beiträge zur Geschichte der Landstraßen Bündens, und Eine Bemerkung über die Julier-Säulen		—	—	VII. 305—314 315—318	259—265 266—267
*29. Die Bergamasker Schafhirten in Bünden		—	—	IV. 204/236	268—290
30. Galtura im Paznaunertal .		4		VII. 358—362	
31. Über fremde Geistliche, und Geistlichkeit, Klöster	D 8 e) D 8 p)	20			
32. Nachricht von einigen Münzen		3		VI. 229/238	291—297
33. Tardis-Brücke		20	K F° (10)		
34. Ausführung der Rechte Bergells auf Galesone	D 8 f)	15		„ganz verändert eingesandt 20. Juni 1814".	
35. Vorschläge zur Verfassung .	D 8 c)	13	. . .		
36. Memorial betreffend die Confisca. Übersicht & Urkunden		16 13			
37. Widerlegung des „Mémoire"		22			
38. Verteidigung der Familie v. Salis. Notizen betr. die Confisca			(5) (3)		
39. Ausführliche Beleuchtung der Confisca			36		
40. Rezensionen: Zschocke, v. Arr (Geschichte des Kantons St. Gallen), Fuchs (Mailändische Feldzüge)	D 8 s) D 5 b) D 5 c)	20			

	Orelli Nr.	Vol Q° Ms. Seitenzahl	F°	Neuer Sammler	C. Mohr 1858
41. Bemerkungen zu Joh. v. Müller (drei Fassungen)	D 8 s)	27			
42. Minister Ulyßes v. Salis Marschlins	D 7	. . .		„die reine Abschrift liegt in Marschlins".	
*43. Denkmal dem sel. Dr. Johann Georg Am Stein gewidmet		—	—	V. 37—102	313—360
44. Bemerkungen über die Romansche Sprache, den alemannischen Dialekt, die Celtische Sprache. Idiotismen . . .	D 8 a) D 8 b) D 8 y)	ca 30	–		
45. Höhenmessungen und Ortsbestimmungen in Bünden .		. . .		VI. 212—228	298—312

Die im Orellischen Verzeichnisse noch angeführten zahlreichen Entwürfe, mehr oder weniger abgeschlossene Vorarbeiten, usw. wurden bei der Neuordnung des Nachlasses nicht mehr in die fünfbändige Sammlung aufgenommen (diese Bände tragen die Bezeichnungen: Quart A B C D und Folio F). Die in obigem Verzeichnis mit * versehenen Nummern sind als Mſ. nicht mehr vorhanden.

Tab. XV. Seewis.

STEMMATOGRAPHIA RHAETICAE FAMILIAE SALICEORUM vulgo a SALIS
MDCCLXXXII (1782).

Herkules Dietegen
Bundslandammann 1684—1751
m. Maria v. Capol.

Joh. Gaudenz Commissarius u. Bundslandammann 1708—1777 m. Catharina v. Cleric.	**Anton** 1709	**Herkules Anton** 1711—1728	**Elisabeth** 1712— m. Hieronimus v. Salis-Grüsch.	**Andreas Dietegen** 1714—1716	**Benedictus** 1715—1717

Children of Joh. Gaudenz:

Herkules Brigadekommandant in franz. Diensten 1734—1774	**Elisabeth** 1730— (war verlobt mit Gubert v. Salis-Bothmar) m. (1763) Baptista v. Salis.	**Joh. Ulrich** Bundslandammann 1740—1815 m. Jakobea v. Salis-Bothmar.

Children of Joh. Ulrich:

Jakobea 1760—1763	**Catharina** 1761—1765	**Joh. Gaudenz** Generalstabschef der helvetischen Armee etc. m. Ursina v. Pestalozzi.	**Jakobea** 1765—1850 m. (1783) Vinzens v. Salis-Sils.	**Gubert** 1767—1840 m. (1794) Perpetua v. Salis-Soglio (casa Antonio)
Catharina 1768—1845 m. (1786) Daniel v. Salis-Soglio. (im „alten Gebäu")		**Herkules** 1770—1847 m. (1794) Perpetua v. Salis-Soglio (casa Battista)	**Anna Paula** 1773—1840 m. Carl. Ulysses v. Salis-Marschlins.	**Joh. Ulrich Dietegen** * Mai 1777, † Jan. 1817 Geschichtsforscher.

Personenverzeichnis.

(Persönliche Bekannte von J. U. S.-S. in Sperrdruck.)

Seite